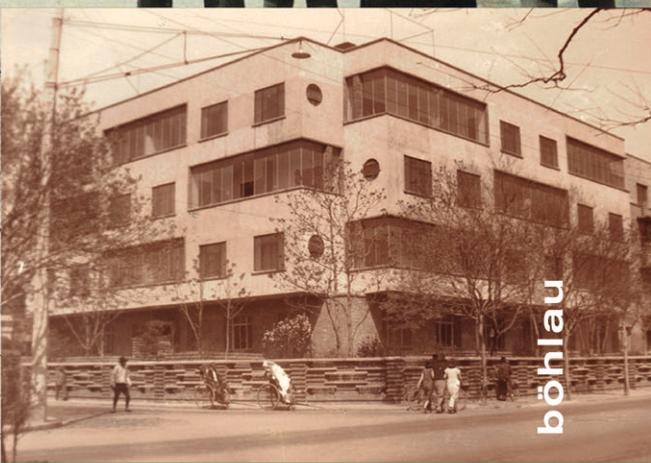




Höchlich Kommen in nächster
Tage ...
Freitag, 15. Jänner 1918; aber
leider, auch sich das Fragen
von Beschränkungen zu verstehen
und sie jenseits davon keine
Zusagen. Für diese Verhältnisse
nicht aber nicht nur, sondern
spätestens vor dem Ende der
Kriegs- und daher kommt gewisse
Anregung, welche in der Zeit
angest. dass er selbst ein
realisieren wird. ...
sich die mit dem ...
sich die zu transportieren, aber
weiter westlich soll das Fehlen
des R.G. noch länger sein, oft
schwierig zu realisieren ...
die Lage, welche ...
Themen, die R.G. ...
man darf aber diese ...
man nicht ...
die Tag ...
Montag, 16. Jänner
Wahrscheinlich ...
Tage ...
Monat ...
wilde ...

Vienna, 16. Jänner.
Et. Man. Sozialisten - Kommissar
Hoch Bedeutung ...
Fehlen ...
dies ...
nache ...
von ...
6. Juni ...
aber in ...
versteht. Mittwoch, 17. Jänner
dass keine ...
Freuen. ...
Transporte, die ...
protok ...
arbeiten, ...
entwarf ...
Komm ...
nutzen ...
Gesetz ...
Man ...
Lösungen ...
große ...
hier. ...
Soldaten, ...



böhlaus

ROLF GEYLING (1884–1952)

Der Architekt zwischen Kriegen und Kontinenten

INGE SCHEIDL

böhlau

Inge Scheidl

ROLF GEYLING **(1884–1952)**

**DER ARCHITEKT ZWISCHEN KRIEGEN
UND KONTINENTEN**

2014
BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR 

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
durch Austrian Science Fund (FWF): PUB 143-V21

Gefördert von der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:
Betriebsbahnhof Wien 12; Rolf Geyling mit Familie
Tagebuchseite; Herakles Building, Tianjin
Alle: Nachlass R. Geyling

© 2014 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Magdalena Burghardt, Wien
Einbandgestaltung: Inge Scheidl und Michael Haderer, Wien
Druck und Bindung: Theiss, St. Stefan im Lavanttal

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79585-8

Inhalt

007 Vorwort

009 Revolte und Reife

- 009 Eine Künstlerfamilie
- 015 Zwischen Abenteuer und Architektur
- 035 Mädy

041 Mobilisierung und Krieg

- 041 Der Weg an die Ostfront
- 048 Die Schlacht von Lemberg
- 059 »Durch Landesbewohner verraten«
- 062 Die Sanoffensive
- 065 Schlacht bei Krakau
- 067 Kriegsalltag in der k. u. k. Armee
 - 068 Die »Angriffshast« der Infanterie
 - 070 Warten auf Befehle
 - 074 Bewegungskrieg in Nässe und Schlamm
- 078 Schlacht bei Limanowa-Lapanow
- 081 Die Schlacht von Tarnow-Gorlice

091 Kriegsgefangenschaft

- 091 Berichte zwischen Verklärung und Traumabewältigung
- 094 »Kriegsordnung« und Kriegsgefangenenrealität
- 096 Die Jahre in Sibirien
 - 096 Der Transport in die Lager
 - 115 Dauria
 - 139 Architekturentwürfe in der Gefangenschaft
 - 149 Zwischen den Fronten der »Weißen« und »Roten« Garde
 - 159 Antipicha – Perwaja-Rjetschka – Wladiwostok

173 China

- 173 Ankunft
- 182 Dies ist ja eine Übergangszeit
- 189 Aufträge und Rückschläge
- 199 Das architektonische Werk

203	Städtebauliche Planungen
204	Öffentliche Gebäude und Geschäftsbauten
214	Villen
221	Miethäuser
224	Gesellschaftliches Leben gibt es hier genug
230	Wir leben recht abgeschlossen für uns
238	Sehnsucht nach Österreich
247	Ewige Ungewissheit
257	Lao Gai Lin
265	Epilog
269	Literatur
272	Bildnachweis
273	Farbteil

Vorwort

Als ab dem Jahr 2003 in Zusammenarbeit mit dem Architekturzentrum Wien das »Wiener Architektenlexikon 1770–1945« mit rund 1.000 Eintragungen entstand, sollte auch Rolf Geyling erfasst werden – einer von Dutzenden Architekten, von denen mein Team und ich zu Beginn nicht viel mehr als den Namen kannten.

Ich fand vorerst nur wenige Informationen, die allerdings erklärten, wieso dieser Architekt in Wien in Vergessenheit geraten konnte: Er war nur kurze Zeit in dieser Stadt tätig gewesen, denn bereits nach wenigen Jahren verlegte er seinen Wohnsitz nach Bukarest, war kurze Zeit später im Ersten Weltkrieg an der Ostfront eingesetzt, geriet in russische Gefangenschaft und gelangte schließlich nach China, wo er als Architekt tätig wurde.

Um diese offenbar sehr bewegte Biografie genauer zu durchleuchten, galt es also, weiterführende Recherchen anzustellen, und es gelang mir, mit dem in den USA lebenden Sohn Franz Geyling in Kontakt zu treten. Diese »Entdeckung« des damals bereits hochbetagten Sohnes stellte sich als großer Glücksfall heraus. Franz Geyling pflegte mit großer Akribie das Andenken an den Vater und archivierte sorgfältig dessen Aufzeichnungen, diverse Briefe, zahlreiche sonstige Schriftstücke, Skizzen und Pläne sowie eine Vielzahl von Fotografien, von denen der Großteil von seinem Vater stammt.

Die wichtigsten Zeugnisse vom Leben Rolf Geylings stellen allerdings dessen Tagebücher dar, die er während seiner Teilnahme am Russlandfeldzug sowie in den Jahren seiner Gefangenschaft in Sibirien verfasst hatte. Vor allem diese Dokumente, welche die beispiellosen Erlebnisse der Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg und in Gefangenschaft widerspiegeln, haben mich dazu bewogen, Rolf Geylings Leben und Erfahrungen einer breiteren Leserschaft zugänglich zu machen. Im Vordergrund meiner Arbeit stand jedoch nicht eine wortwörtliche Transkription von Geylings Tagebucheintragungen, sondern vorrangig ging es mir darum, die einzelnen Stationen von Rolf Geylings Leben in das geschichtliche sowie kulturhistorische Umfeld dieser Zeit einzubetten, um aus der Biografie eines Einzelnen den Mehrwert eines umfassenden Zeitzeugnisses zu generieren. Als Kunsthistorikerin war es mir ein Anliegen, insbesondere die Tätigkeit des Architekten zu würdigen und dessen Werk wiederum in einen größeren kunsthistorischen Zusammenhang zu stellen.

Geyling berichtete ab Beginn des Krieges über die einzelnen Stationen des Feldzuges zunächst in einem »Feldtagebuch«, das etwa die Ausmaße eines Schulhefts hat. Für die Eintragungen über die letzten Kriegstage sowie die Dokumentation seiner Gefangenschaft benutzte er hingegen einen kleinen Taschenkalender, der die Abmessungen von nur 12,5 × 7 cm hatte. Die dadurch notwendig gewordenen knappen und oft nur schlagwortartig vorgenommenen Eintragungen machen die Lektüre für einen heutigen Leser

äußerst mühsam, und manche Notizen bleiben aufgrund fehlender Erläuterungen unverständlich. Die Aufzeichnungen werden daher mit Erklärungen ergänzt und zum besseren Verständnis Abkürzungen zumeist ausgeschrieben, während in die Schreibfehler, die Geyling zum Teil unterliefen, nicht korrigierend eingegriffen werden sollte, um die Authentizität weitgehend zu wahren. Alle in runde Klammern gesetzten Anmerkungen stammen von Rolf Geyling selbst.

Zum besseren Verständnis habe ich zusätzlich auf weitere zeitgenössische biografische Literatur zurückgegriffen. Diese Berichte sind allerdings zum Teil erstaunlich widersprüchlich und konnten daher nur bedingt zur Erhellung von Rolf Geylings damaliger Situation beitragen. Neuere wissenschaftliche Untersuchungen und Archivmaterial, das zum Teil erst durch den Fall des Eisernen Vorhangs im größeren Umfang zugänglich wurde, sowie insgesamt geschichtswissenschaftliche Literatur waren daher zusätzlich zu berücksichtigen.

Als Rolf Geylings neuer Lebensabschnitt in China begann, führte er kein Tagebuch mehr. Zeugnis über diese Jahre legte hingegen seine Frau Hermine ab. Sie beschrieb nicht nur in zahlreichen Briefen an ihre Schwiegermutter und Schwägerin ihre und ihres Mannes Lebenssituation in dem fremden Land. Betagt wieder nach Österreich zurückgekehrt, hat sie zusätzlich in etlichen Tonbandaufzeichnungen, die von einer ihrer Töchter aufgenommen wurden, ihre Erinnerungen dokumentiert.

Unverzichtbar für das Zustandekommen dieser Arbeit war jedoch die »Vorarbeit«, die Franz Geyling geleistet hat. Er hat mithilfe der Aufzeichnungen seines Vaters, Erzählungen der Eltern sowie seiner persönlichen Erinnerungen eine »Familienchronik« verfasst und mir sämtliches Material großzügig überlassen. Darüber hinaus hat er mir zahllose Fotografien zur Verfügung gestellt und meine immer wieder neu auftauchenden Fragen mit großer Geduld beantwortet. Nicht zuletzt soll daher an dieser Stelle Franz Geyling mein besonderer Dank ausgesprochen werden, wobei ich in diesen Dank auch seine Frau Helga einbeziehen möchte, die bei der mühsamen Aufgabe, das entsprechende Material zusammenzustellen, ihrem Mann zur Seite stand.

Angesichts unserer mehrjährigen freundschaftlichen Zusammenarbeit tut es mir äußerst leid, dass dieser Dank und die Würdigung seines Vaters, die ihm ein großes Anliegen war, Franz Geyling nicht mehr persönlich erreichen konnten. Er starb am 17. Februar 2014 im 87. Lebensjahr in Auburn, Alabama.

Revolte und Reife

Eine Künstlerfamilie

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte Wien mit dem groß angelegten Ringstraßenausbau, der Errichtung prachtvoller Palais und unzähliger Miethäuser sowie mit der umfangreichen Modernisierung der Infrastruktur eine herausragende geopolitische Bedeutung erlangt, und die Stadt erlebte nun, im Fin de Siècle, eine unvergleichliche Blütezeit in Wissenschaft, Kunst und Literatur. Die prosperierende Großstadt und der rege intellektuelle Austausch erzeugten ein generelles Klima des Fortschritts, und durch die Industrialisierung war Wohlstand nicht mehr allein dem Herrscherhaus, Adel und Klerus vorbehalten, sondern auch das Bürgertum konnte sich zunehmend ökonomisch etablieren. Viele Menschen erlebten diese Dynamik jedoch als existenzielle Verunsicherung, und auch die katastrophalen Ereignisse, die die Welt neu ordnen sollten, zeichneten sich bereits ab. Die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg waren daher geprägt von einem Schwanken zwischen Aufbruchsstimmung und diffuser Zukunftsangst, von Zukunftseuphorie und Endzeitstimmung.

In dieser spannungsreichen Zeit wurde Rolf am 7. Juni 1884 als viertes Kind von Rudolf und Maria Geyling in Wien geboren. Aufgrund der schnell und unkompliziert verlaufenen Geburt und angesichts des kräftigen Babys war die Mutter sogleich davon überzeugt, dass dieser Sohn zum robustesten ihrer Kinder heranwachsen werde. Tatsächlich entwickelte Rolf rasch körperliche Widerstandskraft und eine hohe Ausdauer sowie einen energischen, gleichzeitig aber doch anpassungsfähigen Charakter – Eigenschaften, die das Fundament für seinen ungewöhnlichen Lebenslauf legen sollten.

Die verschiedenen Zweige der Familie Geyling lassen sich bis ins Mittelalter verfolgen, wobei die Ahnen der Familie im heutigen Deutschland ansässig waren. Ab Ende des 18. Jahrhunderts lebte jedoch ein Zweig der Familie Geyling in Wien, und bemerkenswert ist, dass alle Generationen dieser Linie künstlerisch aktive Nachkommen hervorbrachten, die sich als Hofdekurations-, Landschafts- oder Historienmaler einen Namen machten.

Besondere Bedeutung erlangte Carl Geyling (1814–1880). Er war ursprünglich als Landschaftsmaler tätig, ein Auftrag für das kaiserliche Lustschloss in Laxenburg nahe bei Wien, bei dem österreichische Landschaften auf Glas festzuhalten waren, sollte jedoch ausschlaggebend für seine gesamte weitere Laufbahn werden. Ohne genaue Kenntnisse der entsprechenden Technik erreichte Carl erst durch verschiedene Experimente ein zufriedenstellendes Ergebnis – und damit auch die Voraussetzungen, dieses Kunstgewerbe im größeren Stil auszuüben. 1841 gründete er die Firma »Glasmalerei Geyling« und verlegte sich in Folge zur Gänze auf diesen Kunstzweig, der nach der Gotik im 19. Jahr-

hundert eine neue Hochblüte erlebte. Nachdem die Glasmalerei bislang vor allem mit Kirchenfenstern in Zusammenhang gebracht worden war, war es nun modern geworden, auch Privathäuser mit bemalten Fenstern auszustatten. Vornehme Zinshäuser erhielten beispielsweise bemalte Stiegenhausfenster, und auch in Privatwohnungen war es üblich geworden, Wintergärten oder Alkoven mit schmuckvollen Fenstern aufzuwerten. Insbesondere Jugendstilmotive eigneten sich hervorragend für diese Art der Malerei, und um die Jahrhundertwende erlebte dieser Kunstzweig deshalb einen noch wenige Jahre zuvor unvorstellbaren Höhepunkt. Auftragsarbeiten in Kirchen, Adels- und Privathäusern Wiens und in der gesamten Monarchie brachten der Werkstätte bald einen internationalen Ruf und somit Aufträge in ganz Europa ein, sodass die »Glasmalerei Geyling« neben der »Tiroler Glasmalerei«, die im Jahr 1860 gegründet worden war, als wichtigste Glasmalereiwerkstätte der Monarchie galt. Diese Tradition konnte auch bis heute ungebrochen – wenngleich in weitaus bescheidenerem Geschäftsumfang – fortgesetzt werden. Im Jahr 1997 wurde die Firma zwar vom Zisterzienserstift Schlierbach, Oberösterreich, übernommen, ihren Firmensitz hat sie jedoch weiterhin in Wien.

Rolfs Vater Rudolf Geyling (1839–1904), der an der Akademie der bildenden Künste in Wien studiert hatte, war zunächst ausschließlich als Historienmaler sowie als Porträtist tätig. Sein größter Erfolg war die Auszeichnung des Gemäldes »Siegfrieds Heimkehr« mit dem vatikanischen St.-Georgs-Orden, wodurch ihm gemeinsam mit seiner Ehegattin eine zweijährige Studienreise in Italien ermöglicht worden war. Eine Berufung an den englischen Hof, wo er gemeinsam mit dem Maler Heinrich von Angeli (1840–1925) zwei Porträts von Königin Viktoria anfertigte, zeigt seine Anerkennung über die Grenzen der Monarchie hinaus, und auch heute noch kursieren einige seiner Werke auf den diversen Kunstmärkten.

Wie viele seiner Kollegen zahlte Rudolf Geyling einen Teil seiner Honorare in einen Pensionsfonds für akademische Maler ein. Um 1880 setzte sich der Kassier des Pensionsfonds jedoch mit dem gesamten Geld nach Amerika ab, und Rudolf lief in Gefahr, in monetäre Schwierigkeiten zu geraten. Um die finanziellen Unwägbarkeiten, die ein Beruf als freier Künstler mit sich brachte, auf ein Minimum zu beschränken, übernahm Rudolf Geyling daher im Jahr 1881 die künstlerische Leitung der von seinem Onkel Carl gegründeten Glasmalwerkstätte und kam zusätzlich einer Berufung als Professor an die Akademie der bildenden Künste nach. Stets betrachtete er seine Tätigkeit in der Glasmalwerkstätte und in der Akademie jedoch als »Brotberuf«, denn seine Leidenschaft galt weiterhin der Malerei. Umso erstaunlicher ist der Erfolg, mit dem Rudolf Geyling die Firma »Carl Geyling's Erben« in den 20 Jahren seiner Tätigkeit führte. Unzählige Glasarbeiten für Kirchen, öffentliche Bauten und Privathäuser in ganz Europa entstanden, und allein im Jahr 1884 soll die Werkstätte rund 200 Kirchenfenster und über 1.200 Fenster

für Privatbauten angefertigt haben. (Farbabb. 1) Zahlreiche Ausstellungsbeteiligungen, wie etwa 1887 in Australien, und etliche Auszeichnungen mit Preisen belegen den Welt- ruf und die hohe Reputation dieser Firma. Die prestigeträchtigen Aufträge in Wien be- trafen die Anfertigung neuer Glasfenster für den Stephansdom und für die Votivkirche, doch sind diese Werke – so wie viele andere auch – den Zerstörungen des Zweiten Welt- krieges zum Opfer gefallen. Noch erhalten sind hingegen u. a. die Glasfenster in der Weinhauser Kirche, Wien 18, Gentzgasse 140, in der Grinzinger Pfarrkirche, Wien 19, Himmelstraße bei Nr. 25, in der Feststiege des Wiener Rathauses sowie in der Gedäch- niskapelle des Klosters der unbeschutten Karmeliterinnen in Mayerling, Niederösterreich.

Rolfs Mutter, Maria, geborene Heuberger (1849–1934), stammte ebenfalls aus ei- ner angesehenen und künstlerisch tätigen Familie. Sie hatte eine hervorragende Erzie- hung genossen und zeichnete sich vor allem durch das Verfassen geschliffener Essays aus. Maria war die Cousine von Richard Heuberger, der, nachdem Rudolf Geyling im Jahr 1900 schwer erkrankt war, die Vormundschaft über die noch unmündigen Kinder Rolf und Greta übernahm. Richard Heuberger war Komponist, Dirigent, Musikpädagoge sowie Musikjournalist. Als sein bekanntestes Werk gilt die Operette »Der Opernball«, er komponierte jedoch auch Opern, Ballettmusik und Lieder. Als Leiter eines Wiener Män- nerchores unternahm er auch Tourneen ins Ausland, wobei ihn einmal eine Veranstat- tung auch nach New York führte. Wie die Familienüberlieferung berichtet, soll er dort zu seinem großen Erstaunen im Begrüßungskomitee ausgerechnet jenen ehemaligen Kassier des Pensionsfonds erblickt haben, der in Wien so viele Künstler um ihre Erspar- nisse gebracht hatte. Heuberger soll daraufhin erklärt haben, dass sein Chor keinen Ton singen werde, solan- ge dieser Mann anwesend sei. Auch wenn dies nur eine kleine Genugtuung für die Familie und insbesondere für Rudolf gewesen sein dürfte: Heubergers Wunsch wurde schließlich respektiert und der Betrüger so vieler Künst- lerfamilien, der sich nun als Musenfreund gerierte, aus dem Konzertsaal verbannt.

Rudolf und Maria Geyling hatten vier Kinder: Irena (1874–1900), die an einem angeborenen Herzfehler litt und schon mit 26 Jahren starb, Remigius, der in der Familie zumeist nur »Remi« genannt wurde (1878–1974), Margare- ta bzw. »Greta« (1882–1949) und Rolf (1884–1952). (Abb. 1)

Beide Söhne bewiesen bereits in ihrer Kindheit gro- ßes zeichnerisches Talent, und der Vater förderte diese Begabung nicht nur um der Familientradition willen, son-



1 Rolf als Kleinkind

dern auch um einen Nachfolger und Mitarbeiter für die Glasmalwerkstätte »Geyling's Erben« zu gewinnen. Tatsächlich schlug Remigius eine entsprechende künstlerische Laufbahn ein. Er studierte 1898–1900 an der Wiener Kunstgewerbeschule, 1902–1904 an der Münchner Akademie und entwickelte sich in weiterer Folge zu einem äußerst vielseitigen Künstler. 1911–1914 und 1922–1925 arbeitete er als Ausstattungsdirektor am Wiener Burgtheater, für welches er bei mehr als 300 Produktionen die Kostüme und Bühnenbilder entwarf, so z. B. für »Cäsar und Cleopatra« von George Bernard Shaw im Jahr 1912. Im Zuge dieser Tätigkeit entwickelte Remigius auch die Technik der Bühnenprojektion¹, die erstmals 1925 in »Peer Gynt« am Burgtheater eingesetzt wurde. Später hat Remigius auch Kostüme für Filmausstattungen entworfen, wie beispielsweise 1924 für »Die Sklavenkönigin« unter der Regie von Michael Kertész. Gleichzeitig arbeitete Remigius auch in der Glasmalwerkstätte des Vaters mit und entwarf unter anderem das Glasmosaik-Altarbild für die Otto-Wagner-Kirche am Steinhof, nachdem der von Wagner favorisierte Entwurf Kolo Mosers von den kirchlichen Stellen abgelehnt worden war. Remigius war zudem als Grafiker Mitglied der »Wiener Werkstätte« sowie Gründungsmitglied des »Österreichischen Werkbundes« und wurde schließlich 1926–1946 als Professor an die Wiener Kunstgewerbeschule berufen.

Im Rahmen seiner Tätigkeit für die »Wiener Werkstätte« entwarf Remigius vor allem Bucheinbände und -illustrationen sowie Postkarten, die damals von den Künstlern zu bestimmten Themen hergestellt wurden und sich großer Beliebtheit erfreuten. Etliche Bücher, wie z. B. ein kleines Büchlein, das im Jahr 1909 von der Stadt Wien als Ballspende verteilt wurde, oder das illustrierte Märchen »Der Schneider im Himmel« der Gebrüder Grimm (1921) sowie auch Postkarten, die Remigius anlässlich des Huldigungsfestzuges zum 60-jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs im Jahr 1908 gestaltete, sind heute noch in Wiener Antiquariaten bzw. bei Kunstauktionen erhältlich. (Farbabb. 2)

Allein dieses Umfeld und die Vielfalt der künstlerischen Tätigkeiten seines älteren Bruders Remigius müssen von Anfang an Inspirationsquellen auch für den jüngeren Rolf gewesen sein. Die »Wiener Werkstätte« war im Jahr 1903 nach dem Vorbild der englischen »Arts and Crafts«-Bewegung gegründet worden und versammelte die wichtigsten Antipoden einer industriell gefertigten Massenproduktion von Gebrauchsgütern, welche zunehmend in alle Lebensbereiche der Menschen Eingang fanden und die individuelle handwerkliche Fertigung verdrängten. Gründer der »Wiener Werkstätte« waren Jo-

1 Es handelte sich dabei um eine »Rundhorizont-Projektion«: Farbige bemalte Diapositive wurden von zwei lichtstarken Apparaten mit spezieller Weitwinkeloptik auf einen Rundhorizont projiziert. Diese Projektionen ermöglichten, dass bis zu 36 Szenenhintergründe rasch aufeinanderfolgen konnten.

sef Hoffmann, der ein Schüler Otto Wagners war, und Koloman Moser, der bereits als Gründungsmitglied der Wiener Secession fungiert hatte, sowie Fritz Wärndorfer als Finanzier. Die künstlerische Richtung, die das Unternehmen verfolgte, wurde sowohl von der Wiener Secession als auch von der Wiener Kunstgewerbeschule, der heutigen Universität für Angewandte Kunst, geprägt.

Für alle Bereiche der Wohn- und Lebenskultur, von der Architektur und Wohnungseinrichtung bis hin zum kleinsten Gebrauchsgegenstand, wurden Objekte in edlem Design und mit höchster handwerklicher Gediegenheit gestaltet, wobei im Gegensatz zu der von Frankreich und England beeinflussten dekorativ geschwungenen, floralen Jugendstilornamentik eine schlichtere und einfachere, zum Teil geometrisch-abstrakte Formensprache kennzeichnend war. Wie sehr auch Rolf von den ästhetischen Prinzipien der »Wiener Werkstätte« beeinflusst war, zeigt sich etwa bei seinem selbst entworfenen Verlobungsring und beim Entwurf diverser Einrichtungsgegenstände, die er von der sehr rasch auch international bekannten »Wiener Werkstätte« anfertigen ließ.

Doch auch in anderer Hinsicht haben sich die künstlerischen Laufbahnen von Remigius und Rolf inhaltlich verwoben und befruchtend ergänzt. Als vielseitiger Künstler betätigte sich Remigius nämlich einmal sogar als Architekt. Während des Ersten Weltkrieges an der Isonzofront im Italienkrieg eingesetzt, erstellte er im Jahr 1916 die Pläne für eine Kirche zum Gedenken an die Gefallenen des österreichisch-ungarischen Heeres und entwarf auch den Großteil der Innenausstattung selbst. Die »Heiligengeistkirche« liegt an einer Felskante im Gebiet von Tolmin im heutigen Slowenien, wo die ersten Isonzoschlachten stattfanden, und wurde binnen sechs Monaten von Kameraden Remigius' ausgeführt. Über einem massiven Steinsockel erheben sich Holzwände, an deren Innenseiten Bretter von Munitionskisten angebracht sind, auf denen die Namen von über 2.800 Gefallenen des österreichisch-ungarischen Heeres eingebannt wurden. Eine großzügig angelegte Freitreppe, bestehend aus 78 Stufen, führt zum Eingang, über dem sich ein Holzturm erhebt. Die Seitenfassaden waren zwischen den Fenstern mit Wappen der österreichischen Länder geschmückt. (Farbabb. 3) Der Kirchenraum ist einheitlich dekorativ bemalt und durch hölzerne Säulen in drei Schiffe gegliedert. Die Decke ist kassettiert, der Altar, zu dem zwei von Remigius auf Leinwand gemalte Engelsfiguren geleiten, ist im Secessionsstil bemalt. Sämtliche Holzteile des Gebäudes sind mit reichen Kerbschnittmustern versehen.²

Diese Kirche ist nicht nur vom künstlerischen Standpunkt bemerkenswert. Beispiellos ist auch ihre Geschichte: Es ist kaum vorstellbar, wie diese relativ große Kirche – sie übersteigt die Maße einer kleinen Gedächtniskapelle bei Weitem – sowie die auf-

2 Siehe: Der Architekt 1916, S. 85 f., Abb. 127–129

wendig detailreich gestaltete Ausstattung mitten im Krieg und am Rande eines seiner grausamsten Schlachtfelder entstehen konnten. Trotz der bemerkenswerten Ästhetik blieb die Kirche jedoch ein architektonischer Einzelfall im reichen Schaffen von Remigius Geyling.

Margarete (1882–1949) bzw. Greta, wie sie in der Familie stets genannt wurde, die um zwei Jahre ältere Schwester Rolfs, hat im Unterschied zu den künstlerischen Ambitionen der Brüder den Lehrberuf ergriffen und war zunächst in der Mädchenerziehung tätig. Aufgrund ihres Engagements wurde sie später Berufsschulinspektorin, und ihre Arbeit wurde schließlich mit der Verleihung des Titels »Hofrat« gewürdigt. Nachdem sie von ihren Eltern gezwungen worden war, eine nicht standesgemäße Verlobung zu lösen, blieb sie ihr ganzes Leben unverheiratet. Wohl gerade deshalb wurde sie zu einer der wichtigsten Bezugspersonen einerseits für die alternde, zunehmend pflegebedürftige Mutter und andererseits für Rolf und dessen spätere Frau Hermine, für die Greta so etwas wie ein fixer Bezugspunkt zur Heimat werden sollte, und oft war sie gerade in praktischen Dingen eine enorme Hilfe und zuverlässige Verbündete.

Im Jahr 1890 bezog Rudolf Geyling im Dachgeschoß des soeben fertiggestellten Miethauses in der Amerlingstraße 7 im 6. Wiener Gemeindebezirk ein Atelier. Von hier hatte er es nicht weit in die Windmühlgasse 22, um seinem Gelderwerb nachzugehen. Dort befand sich nämlich ein kleines Schlösschen, das von Carl Geyling seinerzeit als Firmensitz für seine Glasmalwerkstätte erworben worden war. Das Schlösschen befand sich im 18. Jahrhundert im Besitz der ersten Hofdame Maria Theresias, und die Kaiserin soll hier öfters Station gemacht haben, wenn sie zur Jagd nach Schönbrunn unterwegs war bzw. wenn sie zur Beichte und Kommunion die nahe gelegene Mariahilferkirche besuchen wollte.

Rolfs Eltern gehörten zur großbürgerlichen Gesellschaft Wiens, und zahlreiche noch erhaltene Visitenkarten verweisen auf den gesellschaftlichen Kontakt mit Malern und Literaten, wie z. B. Hans Makart und Wilhelm Busch, mit Klerikern, Offizieren und hohen Beamten. Rolf wuchs also in einer kultivierten und angesehenen Familie auf, entwickelte sich jedoch, wie die Familienchronik zu berichten weiß, als jüngstes der vier Geschwister zu einem »schwierigen Kind«, das seinen Eltern viel Kopfzerbrechen bereitete. Von klein auf war Rolf wild und ungezügelt mit einem Hang zur Undiszipliniertheit und einer daraus resultierenden Freude an Bubenstreichen – was sich auch auf den Schulerfolg auswirkte. Insbesondere während der Ferienmonate war Rolf kaum zu bändigen. Die Familie verbrachte die Sommermonate immer in Spitz an der Donau, in der wild-romantischen Wachau, und während der Vater die Familienidylle mit Zeichnungen, Skizzen und Ölbildern der Familie, der kleinen Stadt sowie der reizvollen Landschaft bereicherte, übte Rolf seine oft gewagten Streiche aus: Er unternahm halsbrecherische Klettertouren – z. B. in den Kirchturm – oder betätigte sich seinerseits als Maler, indem er eine Nische im Quar-

tier der Familie heimlich mit Goldfarbe bemalte, um sein eigenes »Goldenes Dach« außerhalb von Innsbruck zu besitzen. (Abb. 2)



2 Greta und Rolf in Spitz
a. d. Donau, Zeichnung
von Remigius Geyling,
1892

Zwischen Abenteuer und Architektur

Sein Hang zum Abenteuer und seine überdurchschnittliche Risikobereitschaft sollten Rolf nicht nur sein Leben lang begleiten, sondern sich später sogar als wichtige Voraussetzung seines beruflichen Erfolgs erweisen. Ohne klares Ziel vor Augen äußerte sich Rolfs Lebensenergie vorerst aber nur allzu oft als Provokation und Revolte, wie die Familienüberlieferung etwa anlässlich eines Jagdausfluges Rolfs zu berichten weiß: Während der Ferien in der Wachau wohnte die Familie im Nachbarhaus des Försters von Spitz, der Rolf schon im Alter von neun Jahren zu seinen Jagdzügen mitnahm, und bereits mit 15 Jahren trat Rolf dem örtlichen Jagdclub bei. Nach der entsprechenden Ausbildung durfte er sich eines Tages das erste Mal an der Jagd von Fasanen, Schnepfen und Wildgänsen beteiligen. Als es Abend wurde und Rolf immer noch nicht von seinem Jagdausflug nach Hause gekommen war, begab sich die besorgte Mutter auf die Suche nach ihm. Schließlich fand sie ihn im Gasthaus des Dorfes schlafend in einem Gästebett, vollständig bekleidet und mit erlegten Vögeln behängt. Es stellte sich heraus, dass Rolf bei seinem ersten Jagdtag so erfolgreich war, dass seinen Kollegen kaum eine Beute übrig blieb und sie darauf von ihm als »Wiedergutmachung« verlangten, dass er allen eine entsprechende Menge Schnäpse spendierte. Natürlich verlangte es Rolfs Ehre, dass er sich – schon ganz erwachsen – an dem Umtrunk beteiligte. Schließlich war der

frisch gebackene Weidmann so betrunken, dass an den Nachhauseweg nicht mehr zu denken war, weshalb ihn seine Jagdkameraden kurzerhand samt seinen Jagdtrophäen in ein Gästebett des Gasthauses legten.

Für die Eltern war diese Episode ein weiterer schockierender Beweis von Rolf's Undiszipliniertheit und ungezügelterm Benehmen. Vergeblich versuchten sie immer wieder, auf das Verhalten des Sohnes einzuwirken, bis ihnen ein Zufall zu Hilfe kam. In der Schule – Rolf besuchte bereits das Gymnasium – war ein junger Priester als Kaplan tätig, und dieser schien endlich den richtigen Zugang zu dem schwierigen Charakter zu finden. Tatsächlich kamen bei Rolf zusehends Eigenschaften zum Vorschein, namentlich sein Pflichtbewusstsein und eine außergewöhnliche Zielstrebigkeit, die schließlich für sein gesamtes Leben bestimmend werden sollten. Unter dem Einfluss des Kaplans wurde Rolf jedenfalls bald ernsthafter, verantwortungsbewusster und disziplinierter und arbeitete auch in der Schule gewissenhafter, sodass sich binnen Kurzem seine Noten verbesserten. (Abb. 3)



3 Rolf, Greta
und Remigius im
Mittelschulalter

Unerwartet früh musste Rolf seinen »Charakterwandel« durch die Bereitschaft unter Beweis stellen, auch im familiären Zusammenhang Verantwortung zu übernehmen. Als er gerade 17 Jahre alt war, erlitt sein Vater einen Nervenzusammenbruch, und er war nicht mehr fähig, die täglichen Anforderungen zu bewältigen, und reagierte darüber hinaus Fremden gegenüber mit aggressivem Verhalten. Die psychische Beeinträchtigung war irreversibel und bedingte, dass eine Pflege im Kreise seiner Familie nicht möglich war, weshalb die Überstellung in eine Pflagestation notwendig wurde. Die Wahl fiel auf das Psychiatrische Krankenhaus in Ybbs a. d. Donau, und es stellte sich die Frage, wer Rudolf Geyling zur Aufnahme in die Klinik begleiten sollte. Die Mutter sowie die zwei älteren Geschwister Rolfs sahen sich außerstande, diese Aufgabe

zu übernehmen, zumal der definitive Entschluss für eine Überstellung des Familienoberhaupts in eine Nervenheilanstalt nicht nur eine enorme persönliche, sondern damals auch gesellschaftliche Belastung für die Familie darstellte. Rolf, den die Mutter ja schon bei der Geburt als »den Robusten« bezeichnet hatte, stellte sich hingegen dieser Herausforderung und trat mit seinem Vater den schweren Weg an. In den folgenden Sommern besuchte er den Vater auch häufig, der bis zu seinem Tod im Jahr 1904 die Klinik nicht mehr verlassen konnte.

Da der um sechs Jahre ältere Bruder Remigius bereits sehr erfolgreich den Erwartungen des Vaters bezüglich einer künstlerischen Laufbahn entsprochen hatte, stand dem jüngeren Rolf nach Abschluss des Gymnasiums die Wahl offen, auch einen gänzlich anderen Beruf zu ergreifen. Rolf hatte zu dieser Zeit viele Interessen, und die Entscheidung fiel ihm alles andere als leicht. Kurze Zeit trug er sich mit dem Gedanken, ein Medizinstudium zu beginnen, verwarf jedoch diese Idee bald wieder. Denn obwohl er als Jäger ein »blutiges Handwerk« ausübte, konnte er im Gegensatz dazu bei Menschen den Anblick von Blut nicht ertragen. Sein Vormund Onkel Richard wiederum hätte sich für ihn durchaus eine Karriere als Bankangestellter vorstellen können. Doch schließlich gaben etliche Eigenschaften, die sich im Laufe von Rolfs Entwicklung und Reifeprozess manifestiert hatten, den Ausschlag dafür, den Architektenberuf zu ergreifen. Dazu zählten seine ungebrochene Neigung zur künstlerischen Betätigung, sein fantasievoller Erfindungsgeist, eine ausgeprägte dreidimensionale Vorstellungsgabe und schließlich auch seine Verve, geplante Konzepte in die Praxis umzusetzen. (Abb. 4)

Offensichtlich konnte Rolf seine Familie von seiner Berufswahl überzeugen, denn im Herbst des Jahres 1904 inskribierte er an der Technischen Hochschule in Wien, wo der Altmeister des Historismus, Karl König, sowie dessen ehemalige Schüler Max Ferstel und Karl Mayreder zu seinen wichtigsten Lehrern zählten.

Neben den technischen Fächern war an der Technischen Hochschule auch die Unterweisung in die Baustile der vergangenen Epochen ein wichtiger Teil der Ausbildung, was für die architektonische Tätigkeit des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts von großer Bedeutung war. Eindrucksvoll ist dieser Trend in der Ringstraßenverbauung zu beobachten, wo eine Menge an neuen Bauaufgaben in unterschiedlichen Stilen der Vergangenheit gestaltet wurde, wobei als essenzielles Kennzeichen



4 Rolf als Maturant

des Historismus der jeweilige Verwendungszweck durch den gewählten Stil zum Ausdruck kam. So wurde etwa das Parlament in Anlehnung an die griechische demokratische Staatsführung in gräzisiertem Vokabular ausgeführt, wohingegen der Rückgriff auf Renaissanceformen beim Bau der Universität auf den hohen Bildungsgrad bzw. das Erlblühen des Humanismus dieser Epoche hinweisen sollten.

Auch die nächste, um 1900 tätige Architektengeneration bediente sich dieser retrospektiven Gestaltungsweise. Karl König etwa galt als Meister des Neobarock und erbaute zahlreiche Wohnhäuser und Palais in dieser reichen Formensprache. Das bekannteste, leider nicht mehr erhaltene Werk ist das Wohn- und Geschäftshaus »Philipp-Hof« in Wien 1, Ecke Albertinaplatz und Augustinerstraße, das in den Jahren 1882–1884 entstanden war und an dessen Stelle sich heute das von Alfred Hrdlicka gestaltete Mahnmal gegen Krieg und Faschismus befindet, nachdem das Gebäude bei einem amerikanischen Luftangriff im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört und zum Massengrab für Hunderte Zivilisten geworden war, die in den darunterliegenden Kellern Zuflucht gesucht hatten. Die abgerundete Ecke des Philipp-Hofs mit ihrer bekrönenden Kuppel war beispielgebend für eine Reihe weiterer Eckhäuser gewesen und gleichsam in den Gestaltungskanon der Bautätigkeit der Jahrhundertwende eingegangen. In allen historischen Stilen bewandert, wendete König jedoch auch Renaissanceformen an, wie z. B. beim Haus der Industrie, Wien 3, Schwarzenbergplatz 4, das zwischen 1906 und 1909 errichtet wurde. Als Lehrer strebte er indessen dezidiert die Synthese von historischer Schönheit und moderner Nützlichkeit an. Seine auf dieser Zusammenschau basierende Lehrmethode vermittelte seinen Schülern das profunde Handwerkszeug, um eigene und zeitgemäße Wege in der Architektur zu gehen, wie dies besonders erfolgreich beispielsweise Josef Frank gelang. Ähnlich wie sein Studienkollege Rolf vollzog Frank vor dem Hintergrund seiner traditionellen Ausbildung bei Karl König bereits früh den Schritt zu modernen Formulierungen. Mit Möbelentwürfen, Wohnhausanlagen für die Gemeinde Wien und vor allem mit der Planung und Organisation der Werkbundsiedlung in Wien 13 (1930–1932) wurde er auch international bekannt.

Rolfs zweiter wichtiger Lehrer, Max Ferstel, beschäftigte sich mit den mittelalterlichen Stilen, hielt aber auch Vorlesungen über neue Fachgebiete wie z. B. über Kultusbauten der Neuzeit und war insbesondere an bodenständiger Heimatkunst, etwa am Fachwerkbau, interessiert. Karl Mayreder hingegen galt als ausgewiesener Spezialist für den Städtebau, eine Disziplin, die im Zuge der Stadterweiterung Wiens eine besondere Bedeutung erlangt hatte.

Mit großer Begeisterung und voller Ehrgeiz begann Rolf sein Studium und absolvierte in den folgenden Jahren beinahe sämtliche Prüfungen mit »sehr gutem« bzw. »vorzüglichem« Erfolg. Schon im ersten Studienjahr hatte sich sein zeichnerisches Talent er-

wiesen, und zwei seiner Zeichnungen wurden von der Lehrkanzel für Darstellende Geometrie sogar als Musterblätter übernommen.

Nach vier Semestern Studium und der ersten Staatsprüfung unterbrach Rolf sein Studium jedoch und absolvierte in den Jahren 1906/07 seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger im k. u. k. Divisionsartillerieregiment Nr. 6 in Wien. (Abb. 5)

Voraussetzung für diese Form der Dienstleistung – üblicherweise dauerte die Wehrpflicht drei Jahre – war die Abschlussprüfung einer Mittelschule gewesen. Außerdem musste sich der Einjährige auch auf eigene Kosten ausrüsten und sich zum Ableisten von jährlichen Waffenübungen verpflichten. Richard Heuberger, der Vormund von Rolf, erteilte seine Erlaubnis, dass sein »Mündel« als Einjährig-Freiwilliger dienen dürfe, wobei er jedoch ausdrücklich darauf hinwies, dass dies »auf Staatskosten«³ erfolgen solle. Möglicherweise hoffte er darauf, für Rolf als Halbweise eine Ausnahme zu erwirken, doch fand dieses Argument keine Berücksichtigung.

Auch im Militärdienst erwies sich Rolf als ehrgeizig und zielstrebig. In der »Qualifikationsliste«, die über Rolf in der Armee geführt wurde, ist er folgendermaßen charakterisiert: »Fester, ehrenhafter Charakter, heiteres Gemüt, ruhiges Temperament, hat sehr gute Geistesgaben mit rascher Auffassung, hat die für einen Reserveoffizier notwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten in gutem Maße, in der taktischen Führung seiner Batterie noch nicht erprobt, hat ziemlich gute theoretische Kenntnisse im Schießwesen, praktisch noch nicht erprobt, als Artillerieaufklärer gut verwendbar, ist ein guter Reiter. Wirkt auf Manneszucht und Dienstordnung günstig ein, ist ein guter Instruktor der Mannschaft und beurteilt sie richtig.«⁴

Nach einem Jahr bei der Truppe, der Teilnahme an den vorgeschriebenen Waffenübungen und bestandem Offizierskurs wurde Rolf im Jahr 1909 zum Leutnant in der Reserve ernannt und schließlich im Jahr 1912 nach einer weiteren Waffenübung in die k. u. k. Schwere Haubitzendivision Nr. 14, die in Vill bei Neumarkt in Südtirol stationiert war, transferiert.



5 Rolf zur Zeit seiner Militärdienstleistung, ca. 1907

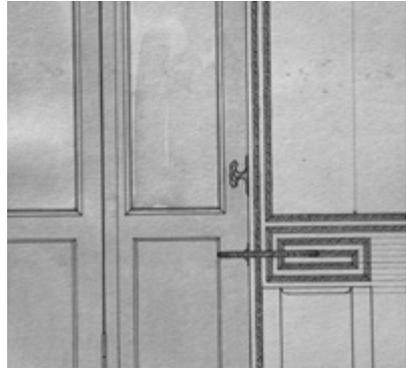
3 Unveröffentlichtes Schreiben vom 9. Februar 1905 im Nachlass Rolf Geylings

4 Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Los. Nr. 3936/1905

Nach dem Wehrdienst setzte Rolf sein Studium fort und schloss im Jahr 1910 mit der 2. Staatsprüfung ab. Als Abschlussarbeit erhielt er die Aufgabe, Pläne für eine KLEINE BADEANSTALT zu erstellen. (Abb. 6) Die Arbeit zeigt ein schlicht ausgeführtes Hauptgebäu-



6 Kleine Badeanstalt,
Abschlussarbeit TH, 1910



7 Kleine Badeanstalt,
Abschlussarbeit TH, Detail

de, dem die Männer- bzw. Frauenabteilung symmetrisch angefügt sind. Rolf verzichtet auf Ornamente und akzentuiert die glatte Fassade nur mit schmalen Dekorleisten. (Abb. 7) Große Fenster und eine breite Glastüre im Untergeschoß demonstrieren funktionale Modernität. Durch einen polygonalen Erker im Obergeschoß und vor allem das hohe Mansarddach bietet das Gebäude dessen ungeachtet ein sehr malerisches Erscheinungsbild. Bemerkenswert ist diese Synthese der modernen Formulierung des Baukörpers mit dem traditionellen Formenrepertoire des Daches auch deshalb, weil diese Art der Verknüpfung ein typisches Merkmal von Rolfs Architektur werden wird. Deutlich ist an den Schnitten, Aufrissen und vielen Detailausführungen zu erkennen, dass der Schwerpunkt der Arbeit auf der technischen Ausführung, der Konstruktion und Statik lag. Auch für diese Arbeit bekam Rolf eine sehr gute Beurteilung.

Da in der Technischen Hochschule der Unterricht in technischen Fächern im Vordergrund stand, besuchten viele junge Architekten nach der zweiten Diplomprüfung zusätzlich die Akademie der bildenden Künste, wo vor allem die künstlerischen Aspekte der Baukunst in den Mittelpunkt gestellt wurden. Wie in der Technischen Hochschule unterrichteten auch in diesem Institut bekannte und bedeutende Wiener Architekten, wie etwa Theophil Hansen, der Erbauer des Parlaments, Friedrich Schmidt, der Erbauer des Rathauses, oder August Sicard von Sicardsburg und Eduard van der Nüll, die Erbauer der Wiener Oper. Ein wesentlicher Teil der Ausbildung an der Akademie galt der Unterwei-

sung in den Stilen der Vergangenheit und der innovativen Anwendung des vorgefundenen Formenvokabulars bei neuen Bauaufgaben, wie etwa Bahnhöfen oder Banken. Rolf, den an der Architektur der künstlerische Aspekt immer schon besonders interessiert hatte, wählte daher ebenfalls den Weg dieser weiteren Ausbildung. Allerdings inskribierte er schon im Herbst 1909 an der Akademie, während er noch sein letztes Studienjahr an der Technischen Hochschule absolvierte. Es gelang ihm sogar, in die Meisterklasse von Otto Wagner (1841–1918) aufgenommen zu werden, der zu diesem Zeitpunkt als Begründer der Wiener Frühen Moderne bereits einen internationalen Ruf genoss und einen dementsprechend großen Andrang an Studenten zu verzeichnen hatte. (Abb. 8)



8 Rolf als Wagner-Schüler

Allerdings verließ Rolf die Akademie bereits nach vier Semestern ohne Zeugnis, da für einen positiven Abschluss eine Studiendauer von sechs Semestern Voraussetzung war. Es ist anzunehmen, dass finanzielle Gründe für diesen Schritt ausschlaggebend waren. Denn Rolf erhielt als Halbweise zwar während seines Studiums an der Technischen Hochschule das sogenannte »Königswarter Stipendium«, aber die letzte Zahlung erfolgte im Sommer 1910, und für Rolf waren daher ab diesem Zeitpunkt die gesamten Studiengebühren zu entrichten. Da im Archiv der Akademie weder Zeugnisse noch sonstige Hinweise auf seinen Studienverlauf existieren, wäre es durchaus möglich, dass Rolf nicht nur auf den Besuch des letzten Studienjahres verzichtete, sondern auch schon während der zwei Jahre, die er inskribiert hatte, nur sporadisch die Vorlesungen und Übungen besuchte, um einem Gelderwerb nachzugehen. Denn Rolf war im Jahr 1910 bereits als Mitarbeiter in Otto Wagners Atelier beschäftigt, der ab dem Jahr 1894 mit der Errichtung der Wiener Stadtbahn sowie mit Gebäuden im Zusammenhang mit der Regulierung der Donau betraut war.

Im gleichen Jahr, als Wagner mit seinen Großprojekten begann, erreichte ihn auch die Berufung als Leiter der Meisterschule für Baukunst an die Akademie der bildenden Künste. Für Wagner, der sich im Zenit seines Schaffens befand, begannen damit die fruchtbarsten und erfolgreichsten Jahre seiner Karriere. Während in der parallel geführten Lehrkanzel von Viktor Luntz, einem ehemaligen Schüler von Friedrich Schmidt, nach wie vor die Bauweise der vergangenen Epochen gelehrt wurde, sagte sich Wagner von der historistischen Baukunst los und etablierte sich durch zahlreiche Schriften, insbesondere sein Werk »Moderne Architektur« (1895), als wichtiger Theoretiker und Vor-

denker der Wiener Moderne. Wagner lehnte den Rückgriff auf Stile der Vergangenheit ab und postulierte eine »Naissance« mittels eines »Nutzstiles«, dessen Formen sich aus Konstruktion und Funktion ergeben sollten. Wagner verband eine funktionale Gestaltungsweise, aus der teilweise außergewöhnliche Grundrisslösungen resultierten, mit einer reduzierten Bauornamentik, die sich einerseits aus Formen des Jugendstils bzw. der Secession speiste und andererseits konstruktionsbedingte Merkmale selbst zum Ornament erhob. Mit der Errichtung der Kirche am Steinhof (1906–1907) sowie der Wiener Postsparkasse (1904–1906) demonstrierte Wagner paradigmatisch seine Vorstellungen einer »Modernen Architektur«: Grundsätzlich lehnte er die teure Verwendung von Stein für die Errichtung des Baukörpers ab und plädierte stattdessen für den Aufbau des Baukörpers mit preisgünstigem Ziegelmaterial. Um den Gebäuden trotzdem repräsentative Monumentalität zu verleihen, verkleidete er anschließend die Baukörper mit dünnen Marmorplatten. Bemerkenswert ist, dass Wagner bei diesen Gebäuden gleich zweifach der von ihm postulierten »Wahrheit in der Baukunst« zuwiderhandelte. Er vertuschte nicht nur das billige Baumaterial, sondern täuschte zusätzlich eine funktionale Vorgangsweise vor, indem er die Platten mit markant ausgeprägten Nägeln befestigte. Tatsächlich sind die Platten jedoch im Mörtelbett verlegt, und die funktional scheinenden Nägel stellen eine rein ornamentale Ausgestaltung dar. Insgesamt lösten Wagners Theorie ebenso wie seine häufig davon abweichende Praxis heftige Kontroversen unter Fachleuten und Architektenkollegen aus. Nichtsdestotrotz zog er eine große Zahl äußerst talentierter Studenten an, aus denen in der Folge viele bedeutende Architekten hervorgingen, wie etwa Josef Hoffmann, Josef Plecnik, Leopold Bauer und Karl Ehn.

Als Rolf im Jahr 1909 in Wagners Meisterklasse eintrat, hatte die Wagner-Schule allerdings bereits ihren Zenit überschritten. So wie der Meister selbst verloren sich die Schüler in megalomanen Projekten, die jenseits aller Realisierungsmöglichkeiten lagen, und klassizierende oder heimatstilartige Formulierungen fanden vermehrt Eingang in die Entwürfe. Otto Wagner selbst – wenige Jahre vor seiner Pensionierung stehend – konnte bei keiner der Konkurrenzen für öffentliche Bauten mehr reüssieren. Dennoch sind die Anregungen, die Rolf während seines Studiums bei Wagner erhielt, nicht zu unterschätzen.

Spätestens während seiner Sommerfrische-Aufenthalte in der Wachau entwickelte Rolf auch eine große Tier- und Naturliebe, und außer einem Hund, den er auf seinen Jagdausflügen mitnahm, gab es immer eine Reihe von Tieren, die er während der Sommermonate »aufflas« und die er zum Teil sogar in die Stadtwohnung mitnahm. So beherbergte er in seinem Zimmer einmal zwei junge Füchse, einmal einen Uhu, einmal einen großen Hirschkäfer, der unter den Möbeln »wohnen« durfte. (Abb. 9)

Seine Naturverbundenheit ließ Rolf ausgedehnte Wanderungen unternehmen, und eine führte ihn beispielsweise nach Südtirol, das damals noch zur Monarchie gehörte. In Levico, in der Nähe von Trient, betrieb ein Cousin, Dr. Otto Liermberger, ein Sanatorium, und gleichsam als Service an seiner Klientel erarbeitete Liermberger einen Führer, der die Beschreibung von Orten der Umgebung und diverse Wanderrouten beinhaltete. Rolf, ausgestattet mit einer Glasplattenkamera, steuerte viele Abbildungen, aber auch Vorschläge für Wanderungen bei. Im Jahr 1912 publizierte Liermberger die Ergebnisse dieser Kooperation und hielt im Vorwort des von ihm herausgegebenen Führers fest: »Für die weitere Umgebung dienten ihm [dem Verfasser] in erster Linie die Aufzeichnungen seines Veters Ing. Rolf Geyling aus Wien, der im Herbst 1908 und 1909 die ganze im ›Führer‹ behandelte Gegend durchwanderte und hierbei eine große Zahl zum Teile auch hier verwertete photographische Aufnahmen machte. Ihm sei hierfür besonderer Dank zum Ausdruck gebracht.«⁵

Erwachsen geworden, hatte Rolf zwar seinen jugendlichen Leichtsinn hinter sich gelassen, nicht jedoch seine Abenteuerlust. Zum Beispiel unternahm er einen Sommer lang eine ausgedehnte Wanderung durch Bosnien-Herzegowina, ein Land, das damals keineswegs Ziel von Touristenreisen war. Die gesamte Region war seit dem Jahr 1463 unter osmanischer Herrschaft gestanden und wurde erst 1878 der österreichisch-ungarischen Verwaltung unterstellt. Es gab damals noch keine nennenswerte Infrastruktur, und insbesondere im Landesinneren gab es auch keine Herbergen. So konnte Rolf nur – ausgestattet mit einem kleinen serbokroatischen Wörterbuch – Bauern oder Hirten um Unterkunft bitten. Im Freien zu übernachten war selbst ihm zu gefährlich, da es einerseits giftige Skorpione und Schlangen gab und man andererseits mit räuberischen Überfällen rechnen musste. Heimlich in Ställen und Heustadeln Unterschlupf zu suchen wäre ebenfalls riskant gewesen, zumal die Bevölkerung äußerst misstrauisch gegenüber Fremden war, was nicht zuletzt auf den religiösen Unterschieden zwischen dem muslimischen Balkan und dem katholischen Kernland der Monarchie beruhte. Jedenfalls berichtete Rolf, dass er ständig auf der Hut sein musste, um nicht – womöglich durch Verständigungsprobleme – in einen Streit zu geraten, denn die Männer waren nur allzu schnell bereit, zu ihren langen Messern zu greifen, die sie ständig im Gürtel trugen.



9 Rolf auf der Jagd

5 O. Liermberger: Levico-Führer. 1. Teil: Land und Leute. Wien 1912; S. Xlf.

Rolf war nicht nur von der überaus reizvollen Landschaft, sondern auch von der – wie er beurteilte – romantischen Geschichte des Landes beeindruckt. Insbesondere faszinierten ihn die sogenannten Čele Kulas, die Schädeltürme. Als die Türken noch die Herrschaft über das Land ausübten, pflegten sie an den Eingängen zu Dörfern und Städten Pyramiden aus Schädeln von getöteten Einheimischen, die sich in irgendeiner Form widersetzt hatten, zu errichten. Die größte dieser Pyramiden hat Rolf nach eigenen Angaben in Mostar gesehen. Wie er später erzählte, hatte sich als Reaktion auf diese Hinrichtungen eine eigene Form der »Blutrache« unter der weiblichen Bevölkerung herausgebildet: Wenn eine Frau ihren Mann durch eine türkische Aggression verloren hatte, soll sie versucht haben, einen Türken zu umgarnen und in ihre Behausung zu locken. Im geeigneten Moment zog sie jedoch einen kleinen Dolch aus ihrem Ärmel und tötete den »Verehrer«. Immer wenn so eine Unternehmung gelungen war, durfte sich die Frau der Überlieferung zufolge einen großen Granat an ihren mit Juwelen besetzten Gürtel heften, der Teil der Nationaltracht war. Nach dem Tod der Frau wurde diese Trophäe sodann in die Dachsparren der lokalen Moschee gehängt.

Rolf war fasziniert von diesen Gürteln und den Geschichten, die sich darum rankten, und es gelang ihm sogar, einen dieser Gürtel nach Hause zu bringen. Durch all die Wirren des Ersten und des Zweiten Weltkrieges gerettet, wurde dieses kostbare, orientalisches-märchenhaft anmutende Stück im Jahr 2006 dem Völkerkundemuseum in Wien übergeben.

Ziel von Rolfs ausgedehnter Wanderung durch Bosnien-Herzegowina war die dalmatinische Küste, von wo er mit dem Schiff nach Triest fahren wollte, um sodann nach Hause zurückzukehren. Allerdings fand er das Geld, das ihm von seinem Bruder Remigius nach Dalmatien geschickt werden sollte, am Bestimmungsort nicht vor. Rolf war daher gezwungen, auch die Rückreise zu Fuß zurückzulegen, bis er schließlich Levico in den südlichen Dolomiten erreichte, wo er sich von seinem Cousin Geld für die weitere Heimreise ausborgen konnte.

Diese Reise bildet gleichsam Rolfs Feuertaufe, in der er nicht nur seine hervorragende körperliche Konstitution unter Beweis stellte, sondern auch seine unerschütterliche Ruhe und Entschlusskraft, wenn es darum ging, mit Schwierigkeiten – welcher Art und wo auch immer – fertigzuwerden. Etliche Jahre später sollten ihm diese Fähigkeiten helfen, weit größere Probleme und Herausforderungen unbeschadet zu bewältigen.

Rolf räumte allerdings schon damals viel Zeit seinen sportlichen Betätigungen ein. Von seinem Mentor, dem erwähnten Kaplan, zunächst als Mittel erdacht, die überbordenden Kräfte seines Schützlings sinnvoll zu kanalisieren, fand Rolf in der Folge eine große Befriedigung in der körperlichen Ertüchtigung. Im Winter betätigte er sich mit Eislaufen, Schifahren, Barrenturnen, Ringen und Fechten. Im Sommer ging er schwim-

men, spielte Tennis und verbrachte vor allem beim Ruderklub »Normannen« viel Zeit mit Trainings auf der Donau. Mit seiner Rudermannschaft beteiligte er sich an Wettbewerben in Regensburg, Budapest und Wien, wo auch immer wieder Erfolge errungen werden konnten. (Abb. 10)



10 Rolf beim Rudersport

Alle Liebe zu Tieren, zur Natur und zum Sport wurde jedoch von Rolfs Begeisterung für seinen Beruf übertroffen, und mit Spannung sah er nach Abschluss seines Studiums und seiner Praxis bei Otto Wagner seinem neuen Wirkungsbereich als Architekt entgegen. Zu Beginn seiner Tätigkeit im Jahr 1911 fand er eine breite Palette an Gestaltungsmöglichkeiten vor. Das secessionistische Vokabular wurde zwar nach wie vor mit der Moderne gleichgesetzt, war jedoch mehr und mehr zur inflationären Dekorationskunst mutiert, und das zunächst als überwunden geglaubte Barock erhielt als »Nationalstil« neue Aufmerksamkeit. Gleichzeitig machte sich eine neuerliche Zuwendung zu klassizierenden Formen bemerkbar. Eine neue architektonische Auffassung zeigte sich im sogenannten Heimatstil, bei dem bodenständige, ländliche Formulierungen in die aktuelle Bautätigkeit sowohl am Land als auch in der Stadt aufgenommen wurden. Nicht zuletzt zeichnete sich bereits ein Trend zu einer einfacheren Ausdrucksweise und klaren Formensprache ab.

Als Beispiele für die vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten können etwa das von Rolfs ehemaligem Lehrer Otto Wagner im Jahr 1910 errichtete Miethaus in der Döblergasse 2–4, Wien 7, genannt werden, das in seiner sachlichen Ausdrucksform Wagners Spätwerk charakterisiert, oder die zwischen 1911 und 1918 errichtete Österreichische Nationalbank in Wien 9, Otto-Wagner-Platz 3 (1911–1918) von Leopold Bauer, der sich als ehemaliger Wagner-Schüler nunmehr einer klassizierenden Formensprache bediente. Ein weiterer Wagner-Schüler, Josef Plecnik, beschritt mit der 1911 bis 1913 als nüchterner Eisenbetonbau errichteten Hl.-Geist-Kirche in Wien 16, Herbststraße neue Wege. Und ei-

nen regelrechten Skandal rief das »Michaelerhaus« von Adolf Loos, Wien 1, Michaelerplatz 3 (1909–1911) hervor, da die markante Schlichtheit der Fassade durch seine Lage direkt gegenüber der Hofburg als Affront empfunden wurde, auch wenn Loos der Geschäftszone im Erdgeschoß durch die Verwendung von Marmor ein äußerst vornehmes Erscheinungsbild verliehen hatte. Zeitgleich zu diesem Bau – nämlich von 1909 bis 1913 – entstand das ehemalige Kriegsministerium in Wien 1, Stubenring 1, das von Ludwig Baumann entworfen worden war und mit seiner reichen, neobarocken Formensprache beim konservativ orientierten Thronfolger Franz Ferdinand auf besondere Zustimmung stieß, während Plecniks Kirche von Franz Ferdinand mit einem Pferdestall verglichen worden war. Das Einfließen von Elementen des Heimatstils zeigt wiederum das 1912 von den Gebrüdern Drexler errichtete Miethaus in der Krottenbachstraße 1, Wien 19 mit seinen markanten Giebeln und grünen Fensterläden.

Parallel zu allen Erneuerungsversuchen fand die historistische Gestaltungsweise, d. h. die Verwertung und Modifizierung von Motiven, die die Stile der Vergangenheit prägten, ungebrochen ihre Zustimmung. Charakteristisch für diese Spätphase des Historismus war es allerdings, in zunehmend eklektischer Weise auch Stilmischungen zu formulieren. Gleichfalls auf pittoreske Wirkungen zielend, zeichnete sich ab der Jahrhundertwende ein weiterer Trend ab: Im Villenbau war eine überaus malerische Gestaltungsweise mit Türmchen, Giebeln, Vor- und Rücksprüngen, Balkonen, Erkern sowie die Verwendung von verschiedenen Materialien, wie Holz und Ziegel, obligat geworden. Diese malerische Ausdrucksform hat sich schließlich häufig auch im städtischen, mehrstöckigen Miethausbau und insbesondere im Kirchenbau Geltung verschafft – wo eine reiche Silhouettierung des Gebäudes zum beinahe wichtigsten Kriterium wurde. Als Beispiel wäre die 1902 entworfene Kaiser-Franz-Josef-Jubiläumskirche in Wien 2, Mexikoplatz von Viktor Luntz zu nennen, die mit ihrem neoromanischen Formenvokabular noch ganz der historistischen Gestaltungsweise verpflichtet blieb, allerdings mit Türmen und Türmchen und einem vielfach gegliederten Chor ein äußerst malerisches Erscheinungsbild erhielt. Die Vorliebe für eine malerische Ausprägung zeigt etwa auch das 1906 erbaute Miethaus in der Währinger Straße 166 in Wien 18 von Theodor Bauer. Asymmetrie, Vor- und Rücksprünge, unterschiedliche Putzfelder und verschiedenartige Fensterbögen und Balkone kennzeichnen die Fassade.

Insbesondere im Miethausbau dominierte allerdings mehr und mehr eine »Gemäßigte Moderne«, bei der sich vorwiegend aus Stilmerkmalen des Jugendstils eine schlichtere Sprache entwickelt hatte und die auch Rolf bei seinen ersten selbstständigen Aufträgen wählte.

Wenige Monate nach seiner Tätigkeit bei Otto Wagner – Rolf war vor allem an dem großen Stadtbahnprojekt für Wien beteiligt gewesen – fand er eine Anstellung als Archi-

tekt bei der Baufirma Janesch & Schnell. Schon nach kurzer Zeit folgte er allerdings seinem Drang nach Unabhängigkeit, und immer bereit, Risiken auf sich zu nehmen, verließ er den sicheren Rückhalt der Baufirma und machte sich als Einzelunternehmer selbstständig. Er eröffnete sein Büro im ehemaligen Atelier seines Vaters im Dachgeschoß des Miethauses in der Amerlingstraße 7, wo im Jahr 1909 seine Mutter gemeinsam mit ihm und seinem Bruder Remigius im 1. Stock auch eine Wohnung bezogen hatte. Rolf strahlte in dieser Zeit jugendliche Selbstsicherheit aus und besaß eine bemerkenswerte Überzeugungskraft, sodass sich der unbekannte Architekt schnell einen guten Ruf erwarb und etliche Projekte realisieren konnte. (Abb. 11)



11 Rolf als junger Architekt

Den bedeutendsten und prestigeträchtigen Auftrag erhielt Rolf in den Jahren 1911/12 von den Wiener Verkehrsbetrieben für die Errichtung der BETRIEBSBAHNHÖFE UND BEAMTENWOHNHÄUSER im 12. Bezirk, Koppreitergasse 5 und »Hernals«, Wattgasse 138–138a im 17. Bezirk.

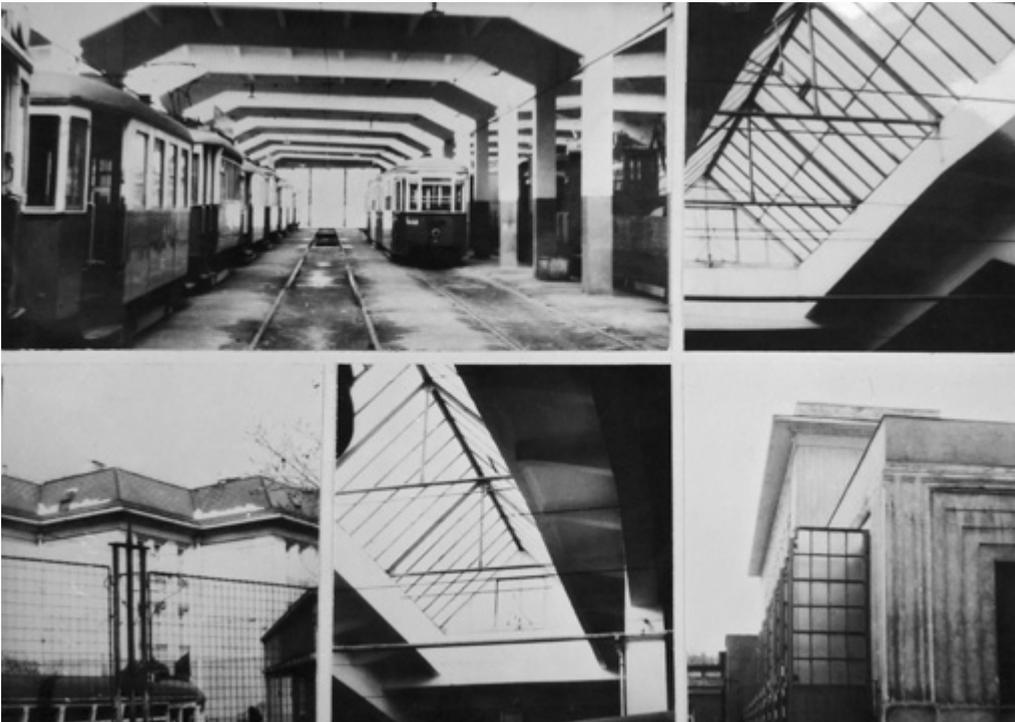
Das Wiener Straßenbahnnetz war um 1900 im Zuge der Elektrifizierung beträchtlich ausgebaut worden, was die Errichtung von zahlreichen Betriebsbahnhöfen nach sich zog. Bei einigen von ihnen wurden auch Wohnhäuser für die Angestellten der Wiener Verkehrsbetriebe erbaut. Die meisten der Bahnhöfe wurden zunächst nach einem einheitlichen Schema in Ziegelbauweise errichtet. Rolf, der schon früh großes Interesse für neue Materialien entwickelte, wählte für die von ihm erbauten Hallen hingegen den Stahlbeton, was den Vorteil bot, dass weite Spannweiten ohne hinderliche Stützen überwunden werden konnten. (Abb. 12 und 13)

Bei der Anlage der Beamtenwohnungen nahm Rolf indessen bereits Errungenschaften des Wiener Gemeindebaus der Zwischenkriegszeit vorweg. Die Wohnungen bestanden zwar zumeist nur aus einem Zimmer und Küche, sie erhielten jedoch einen Wasseranschluss sowie ein eigenes WC, und darüber hinaus hatte jede Küche eine direkte Belichtung. Die Modernität und Fortschrittlichkeit dieser Wohnhäuser wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass die sogenannten »Zinskasernen«, die Miethäuser für Arbeiter, aber auch kleine Angestellte und Beamte jahrzehntelang nur über einen einzigen Wasserhahn pro Stockwerk, die »Bassena«, sowie einige wenige Gemeinschafts-WCs am Gang verfügten. Dazu kam, dass es üblicherweise nur »Gangküchen« gab, das heißt, die Küchenfenster öffneten sich zum Stiegenhaus und Gang, in dem auch die Bassena installiert war.

Ansicht gegen das Verwaltungsgelände



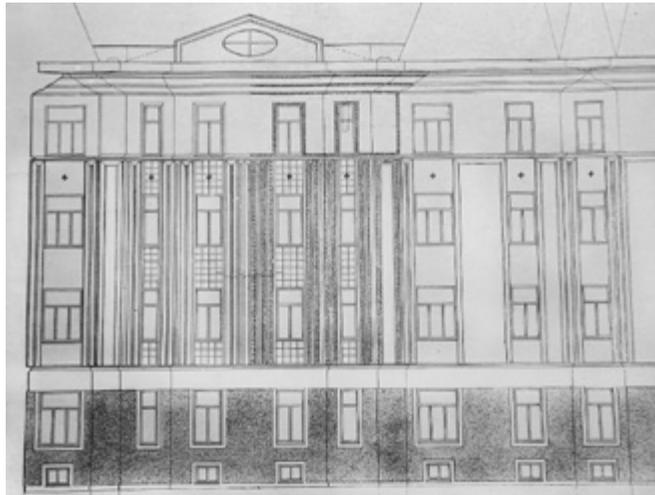
12 Beamtenwohnhaus und Betriebsbahnhof Wien 12, Entwurf



13 Betriebsbahnhof Hernalts, Wien 17

Bei den Fassaden der Wohnhäuser in Hernals zeigt Rolf exemplarisch die damalige Auffassung einer »Gemäßigten Moderne«: Mit schlichten Dekorstreifen, Putzrahmungen oder Putzrillen verwendete er modernes Vokabular, ohne das Gebäude mit Ornamenten zu überfrachten. Bei einem Entwurf kann man erkennen, dass Rolf mit verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten experimentierte. Die Ausbildung flacher Risalite zeigt, dass der junge Architekt noch nicht von der Ästhetik einer kubischen Geschlossenheit des Baukörpers überzeugt war. Auch lehnte er ausschließlich glatt verputzte Flächen ab und verlieh den Fensterparapeten in den Risaliten mittels orthogonal angeordneter Putzrillen eine – wenngleich nüchterne – Auflockerung. (Abb. 14 und 15)

14 Beamtenwohnhaus
Hernals, Wien 17,
Entwurf Fassade



15 Beamtenwohnhaus
Hernals, Wien 17, nach
der Fertigstellung



Die Wohnhäuser in der Koppreitergasse zeigen hingegen beispielhaft jene Gestaltungsweise, die allgemein als typisch für die Wagner-Schule angesehen wird: Die Fensterparapete sind mit secessionistischem Blumendekor verziert, und die Wände zwischen den Fenstern sind durch Putzrillen aufgelockert. Auch das weit vorgezogene Dachgesims stellt ein typisches Merkmal der Wagner-Schule dar. Ein markantes Dekorfries in der Kehle des Dachgesimses sowie die Auflockerung der Dächer mit Dreieckgiebeln bzw. Gaupen mit Ovalfenstern verleihen den Gebäuden eine fast schon biedermeierliche Wohnlichkeit. (Abb. 16)



16 Beamtenwohnhaus
Koppreitergasse, nach
der Fertigstellung

Zurückhaltende Eleganz strahlten indessen die FAHRKARTENSCHALTER aus, die Rolf ebenfalls für die Wiener Verkehrsbetriebe entwarf und zum Teil auch realisierte, die heute allerdings nicht mehr existieren. Zwar finden sich teilweise noch immer die beliebten Putzrillen, aber statt einer ornamentalen Verzierung griff Rolf bei diesen Entwürfen die Idee Adolf Loos' auf, Dekor durch kostbare Materialien zu ersetzen. Er wählte weiß geäderten, schwarzen Marmor zur Nobilitierung dieser kleinen Gebäude, womit sie im Stadtbild weithin sichtbare Elemente großstädtischer Eleganz verkörperten. (Abb. 17)

Bei einem Entwurf für eine HALTESTELLE DER WIENER VERKEHRSBETRIEBE griff Rolf hingegen bei den Fenstern wieder das Motiv der ornamentalen Umrahmungen auf. Bemerkenswert ist die secessionistische Abstraktion des Laubes bei der Darstellung der Bäume im Hintergrund. (Abb. 18)

Die WARTEHALLE STATION HANDELSKAI in Wien für die k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn entwarf Rolf hingegen in schlichter Modernität. Kennzeichnend dafür ist, dass der junge Architekt auf dekorative Elemente nunmehr gänzlich verzichtet, aber eine variati-

17 Kartenverkaufsstelle
der Wiener
Verkehrsbetriebe



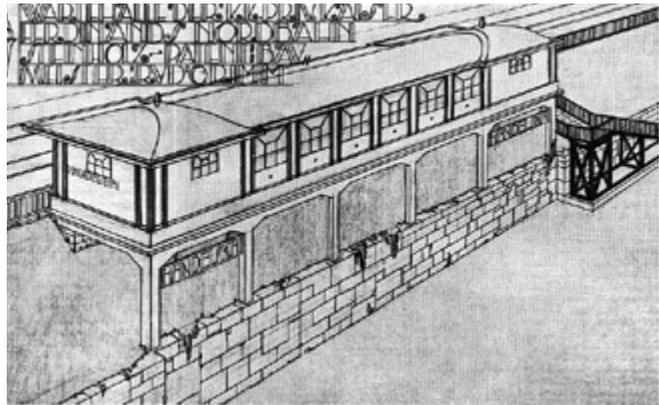
18 Haltestelle der
Wiener Verkehrs-
betriebe, Entwurf



onsreiche Sprossenteilung der Fenster gleichsam zum Ornament erhebt. Ein Detail am Rande weist Rolf als typischen Wagner-Schüler aus: Die Beschriftung der Entwürfe ist derart kunstvoll gestaltet, dass man den Text nur schwer lesen kann – ein Faktum, das wiederholt Kritik an den Arbeiten der Wagner-Schule provozierte. (Abb. 19)

Für die Baufirma Rudolf Grimm entwarf Rolf Prototypen von einfachen Einfamilienhäusern, welche aus Fertigteilen, bestehend aus »Armierten Steinholzwänden«, schnell und kostengünstig hergestellt werden konnten. Ob diese je realisiert wurden, ist heute nicht mehr feststellbar. Rolfs Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Materialien bzw. Bauweisen geht allerdings auch aus dem Umstand hervor, dass er bei der Warthalle der

19 Wartehalle Station
Handelskai, Straßenseite,
Entwurf



Station Handelskai ebenfalls »Armierte Stein-Holz­wände Patent Baumeister Rud. Grimm« angewendet sehen wollte, worauf er sogar in der Beschriftung des Blattes hinweist.

In diese Zeit fällt auch der Entwurf einiger Wohnhäuser in Wien, deren Bauherren bzw. Adressen heute jedoch nicht mehr identifizierbar sind. Für die Gestaltungsweise wählte Rolf hier wiederum Kriterien der »Gemäßigten Moderne«. Aus dem Jahr 1912 sind auch zwei Entwürfe für Einfamilienhäuser bekannt, die zeigen, dass sich Rolf diesem Thema in sehr unterschiedlicher Weise nähern konnte. Diese Variationsfreude sollte auch in den folgenden Jahrzehnten charakteristisch für seine Einfamilienhaus-Entwürfe bleiben. Der Entwurf für ein EINFAMILIENHAUS IN DER NÄHE WIENS folgt mit einem Hausteinsockel, Holzverblendungen und einem extrem hoch gezogenen Dach mit kleinen Dach- und darüber liegenden Fledermausgaupen der allgemeinen Tendenz, mit Heimatstilvokabular malerische Gemütlichkeit zu evokieren. (Abb. 20)



20 Einfamilienhaus in der Nähe Wiens,
Entwurf

Der Entwurf für ein LANDHAUS ist hingegen mit seinem Mansarddach und den großzügig projektierten Fenstern als elegant angelegtes, repräsentatives Cottage konzipiert. Ein Arkadengang unter einer

großen Veranda, die das markant in die Höhe gezogene Stiegenhaus umfängt und auf der ein Pavillon Schutz vor Sonne und Regen bietet, unterstreicht die Wirkung des stattlichen Gebäudes. Auch bei diesem Entwurf gibt sich Rolf indessen als ehemaliger Wagner-Schüler zu erkennen. Das Gebäude ist zwar offenbar auf einem Hügel situiert, aber der Blickwinkel aus der Froschperspektive ist eine für die Wagner-Schule typische Darstellungsweise. (Abb. 21)



21 Landhaus, Entwurf

Der unausgeführte Entwurf für ein HOTEL DER PILSNER BRAUEREI in Pilsen, der ebenfalls in den Jahren 1911–1912 entstand, zeigt hingegen die typische Verfahrensweise junger Künstler: Auf der Suche nach der eigenen Handschrift wurde gerne mit Vorbildern experimentiert, und Versatzstücke wurden zu eigenen Kreationen verarbeitet. Rolf unterteilte die Fassade in drei Kompartimente. Die Mitte akzentuierte er mit einer grünlichen Fliesenverkleidung und bekrönte sie mit einem Giebel aus dem gleichen Material. Für die Seitentrakte sah er traditionelles Sichtziegelmauerwerk vor, staffelte jedoch die Fläche in die Tiefe, wodurch er einige Zimmer mit kleinen Terrassen aufwerten konnte. Die großen Fenster hätten sicherlich helle, freundliche Zimmer geschaffen und dem Foyer moderne Eleganz verliehen. (Farbabb. 4)

Die vollständige oder teilweise Verkleidung der Fassaden mit Keramikplatten als Dekorationsmitteln kannte Rolf von Arbeiten Otto Wagners und seiner Schüler, aber etwa auch von Max Fabianis Geschäftshaus Portojs & Fix in der Ungargasse 59–61, Wien 3, das 1899 bis 1900 errichtet worden war. Am bekanntesten ist das 1898 erbaute sogenannte Majolikahaus von Otto Wagner in Wien 6, Linke Wienzeile 40, bei dem glasierte Platten aus Majolika, die die gesamte Fassade überziehen, mit leuchtend frohen und ästhetisch leichten Blumenmotiven bemalt sind.

Doch lassen sich noch weitere Parallelen zu den damaligen Ikonen des Wiener Kunstschaffens herstellen. Das Gebäude der Pilsner Brauerei ist von zwei Pfeilern in Sichtziegelausführung begrenzt. Als Abschluss erhielten sie zwei große Frauenplastiken, die mit Blütengirlanden umschlungen sind. Diese Art der Darstellung weist einerseits direkt auf Michael Powolny (1871–1954) hin, der als Keramiker Mitglied der Wiener Werkstätte war und der diese Art von Blütengirlanden bei Keramikfiguren aller Größen in einer stupenden Regelmäßigkeit wiederholte. Andererseits erinnert die Situierung

der Figuren an Otto Wagner, der immer wieder große Figurenplastiken an Fassaden anbrachte, so etwa bei der Postsparkasse, wo die großen Frauenplastiken ebenfalls in Firsthöhe stehen. Die Innenausstattung des Hotels mit ihrem weiß geäderten schwarzen Marmor erinnert wiederum an die Gestaltungsweise eines Adolf Loos und die orthogonalen, schwarz-weißen Wandverkleidungen an die eines Josef Hoffmann. Der Entwurf für einen Saal zeigt, dass sogar eine Bühne für diverse Veranstaltungen vorgesehen war. Stilistisch bemerkenswert sind hier die Lampen in quasi reinstem Jugendstil. (Farbabb. 5)

Als begeisterter Ruderer und engagiertes Mitglied im RUDERKLUB »NORMANNEN« war Rolf besonders erfreut, als er im Jahr 1912 den Auftrag erhielt, im niederösterreichischen Klosterneuburg ein Klubhaus zu erbauen. (Farbabb. 6) Außergewöhnlich ist, dass Rolf bei diesem Bau den Verwendungszweck trotz der schlichten Formensprache metaphorisch illustriert und damit klar zum Ausdruck bringt. Das Gebäude ist in moderner Beton-Ständerbauweise konstruiert und erinnert durch seinen polygonalen Abschluss an der Schmalseite einerseits an einen Schiffsrumpf, andererseits liegt das Klubhaus mit seiner Längsseite parallel zur Donau und wirkt auf diese Weise wie ein am Ufer vor Anker liegendes Schiff. (Abb. 22 und 23)



22 Ruderklub Normannen,
Seitenansicht, Entwurf, 1912

23 Ruderklub Normannen, im Bau



Das Äußere des Gebäudes akzentuiert Rolf durch sparsamen geometrischen Dekor aus Quadraten und Ellipsen – Formen, die sich auch in der Sprossenunterteilung der Fenster und der Balkongeländer wiederholen. Interessant ist, dass Rolf allerdings doch nicht ganz auf malerische Details verzichten will. Denn die strikte Geometrisierung wird durch schmiedeeiserne, reich verzierte »Arme« konterkariert, an denen der Balkon aufgehängt zu sein scheint. (Farbabb. 7)

Bemerkenswert ist auch die Innenausstattung, die zum Teil noch erhalten ist. An den Wänden zeigt sich wieder Rolfs Vorliebe, Felder mit Zierleisten einzufassen. Das gleiche Ziel verfolgte er bei den Füßen der Tische und Polstermöbel, indem er dort die Kanten mit gehämmerten Metallbändern einfasste. Ebenso wie mit dem stilisierten Blumenmuster der Möbelstoffe erwies er sich mit dieser Gestaltungsweise ganz auf der Höhe der Zeit. (Farbabb. 8)

Rolf entwarf nicht nur die Möbel sowie die entsprechenden Möbelstoffe, sondern im Sinne des damals viel diskutierten »Gesamtkunstwerks« auch sämtliche Einrichtungs- und Ausstattungsgegenstände wie Lampen, Tapeten etc. bis hin zu den Türschnallen. (Farbabb. 9) Zumeist griff er einfache Jugendstilelemente auf, doch weisen im Vorzimmer markante, orthogonale Schwarz-Weiß-Strukturierungen ähnlich wie bei der Pilsner Brauerei direkt auf den Einfluss Josef Hoffmanns hin. (Farbabb. 10)

Insgesamt hat Rolf das Klubhaus mit besonderer Liebe zum Detail ausgestaltet – wohl schon in Vorfreude, als Mitglied die Räume des Klubs auch selbst nutzen zu können, und nicht ahnend, dass er das Haus erst Jahre später und nur mehr als Besucher betreten werde. Denn die vielversprechend begonnene Karriere des jungen Architekten sollte mit diesen Arbeiten in Wien zu Ende gehen, indem er die Herausforderung zu neuen Aufgaben annahm und einen ersten Schritt in die Fremde wagte.

Mädy

In dieser mit Arbeit und Sport außerordentlich ausgefüllten Zeit trat Rolfs spätere Frau, Hermine Schmidts, genannt Mädy, in sein Leben. Hermine Schmidts' Eltern, Franz und Rosi Schmidts, lebten ursprünglich in Kronstadt in Siebenbürgen, das damals zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte und erst nach dem Ersten Weltkrieg Rumänien zugeschlagen wurde. Nachdem Franz Schmidts vergeblich versuchte, in Kronstadt beruflich Fuß zu fassen, folgte er der Einladung seines Schwagers Johann, in dessen Baubüro in Bukarest einzutreten. Bereits einige Jahre später eröffnete er ein eigenes Architekturbüro und war damit so erfolgreich, dass er in Folge auch eine Fabrik für Ziegelerzeugung gründete.

Franz und Rosi Schmidts hatten vier Kinder: die Söhne Maximilian, Louis und Ernst sowie eine Tochter namens Hermine, die aufgrund ihrer Sonderstellung unter den drei Brüdern den Beinamen »Mädy« erhielt, der sie ihr ganzes Leben lang begleiten sollte.

Hermine wurde am 26. Dezember 1887 in Bukarest geboren und entwickelte sich zu einem sehr lebhaften Kind, das von seiner Mutter treffend »Feuerball« genannt wurde. Nachdem die Mutter im Alter von 38 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben war, wurde Hermine zu einer Tante nach Kronstadt gebracht, da ihre Großmutter, die der Fa-

milie mit den vier unmündigen Kindern beistand, mit dem Energiebündel nur schwer zurande kam. Kurze Zeit später heiratete der Vater jedoch die Schwester seiner verstorbenen Frau, die gleichfalls den Namen Hermine trug, und diese Beziehung erwies sich nicht zuletzt deshalb als sehr glücklich, da die Tante eine sehr gute Mutter für die vier Kinder wurde. Die junge Hermine (Mädy) kehrte wieder nach Bukarest zurück und verbrachte im Kreis der Familie eine glückliche Kindheit und Jugend.

Nachdem Hermine die Schule mit 16 Jahren abgeschlossen hatte, erhielt sie in verschiedenen Fächern Privatstunden, um, wie es damals üblich war, die Zeit bis zu einer Heirat zu überbrücken und sie für das Leben in gehobenen Kreisen – aus denen der künftige Ehemann selbstverständlich rekurriert werden sollte – vorzubereiten. Sie lernte Klavier spielen, zeichnen, tanzen, Französisch und gesellschaftliche Etikette. Da Hermine jedoch keine Absicht hatte, allzu bald zu heiraten, strebte sie einen Beruf als Designerin und eine entsprechende Ausbildung an. Die verlockendsten Ausbildungswege und klingendsten Professorennamen für künstlerische Gestaltung wiesen damals alle in eine Richtung, nämlich nach Wien. Sämtliche Fähigkeiten, die Hermine zeigte, deuteten darauf hin, dass sie für den Beruf als Innendekorateurin geeignet sei, und sie setzte alles in Bewegung, um einen Studienplatz in der Wiener Kunstgewerbeschule zu erlangen.

1863 gegründet, war die Kunstgewerbeschule dem Österreichischen Museum für Kunst und Industrie angeschlossen und bot neben der künstlerischen und kunstgewerblichen Ausbildung auch die Möglichkeit zum Architekturstudium. Bedeutende Architekten, die sich auch mit kunsthandwerklichen Entwürfen beschäftigten, zählten zu den Professoren dieser Schule, die unter dem Namen »Universität für angewandte Kunst« nach wie vor existiert. In erster Linie ist hier Josef Hoffmann zu nennen, der mit dem als Gesamtkunstwerk konzipierten Palais Stoclet in Brüssel, (1906–1911) auch internationale Bekanntheit erlangte, aber auch Otto Prutscher, der neben Möbeln und kunsthandwerklichen Gegenständen etliche Geschäftsportale in Wien entwarf, wie beispielsweise jenes für das Geschäftslokal P. & C. Habig, eine »k. u. k. Hofhutfabrik« in der Wiedner Hauptstraße im 4. Wiener Gemeindebezirk um 1910.

Hermine sprach zunächst bei Josef Hoffmann vor. Hoffmann hatte sich bereits einen guten Ruf nicht nur als Architekt, sondern auch als Mitbegründer der »Wiener Werkstätte« erworben, wo er zahlreiche kunstgewerbliche Gegenstände wie Schmuck, Möbel, Geschirr etc. entwarf. Charakteristisch für Hoffmanns Arbeit war eine orthogonal strukturierte Formensprache, die ihm auch den Spitznamen »Quadrat-Hoffmann« einbrachte, sowie die Bevorzugung der Farben Schwarz und Weiß. Hoffmann erkannte das Talent Hermines, aber sein Purismus, der das Experimentieren mit unterschiedlichen Farben und Formen weitgehend ablehnte, ließ sie bald einen anderen Mentor suchen, den sie in Otto Prutscher fand. Im Rahmen ihrer Ausbildung hatte Hermine auch eine Prüfung

zu absolvieren, die sich mit architektonischen Fragestellungen auseinandersetzte, und es galt, einen entsprechenden Praktikumsplatz für sie zu finden. Prutscher kontaktierte Rolf Geyling, der aus Zeitmangel, aber auch weil er, wie Hermine berichtete, von weiblichen Studierenden nicht viel hielt, zunächst nicht zusagen wollte. Allerdings gelang es Prof. Prutscher schließlich, Rolf doch zu überreden, und bald nachdem Hermine in seinem Atelier zu arbeiten begonnen hatte, konnte sie ihn von ihren fachlichen Qualitäten überzeugen. Weitaus schwieriger entwickelte sich hingegen die persönliche Beziehung zwischen den beiden, wie Hermine noch Jahrzehnte später voller Emotionen berichtete.⁶

Rolf war mit seiner sportlichen Figur und seinem warmen Lächeln ein attraktiver Mann, und Hermine verliebte sich offenbar sehr rasch in ihn. Rolf dürfte durchaus ähnliche Gefühle gehegt haben, aber von Natur aus eher reserviert, ließ er sich entsprechende Empfindungen kaum anmerken und machte Hermine nur andeutungsweise Avancen.

Die unklare Situation spitzte sich zu, als Hermine nach längerer Zeit wieder einmal nach Bukarest fuhr, um ihre Familie zu besuchen. So sehr sie ihre Familie liebte und sich auf ein Wiedersehen freute, so ungern verließ sie ihre Arbeit und so ungern trennte sie sich von Rolf, von dem sie endlich eine Klarstellung seiner Gefühle erhoffte. Voller Gefühlszweifel und unglücklich stieg sie in den Zug, als nach kurzer Fahrzeit plötzlich Rolf auftauchte: Der Gedanke, dass sie in Bukarest jede Menge Verehrer – und damit potenzielle Ehemänner – treffen werde, hatte ihm schließlich doch keine Ruhe gelassen. Die Aussicht, unangemeldet mit Hermine bei ihrer Familie zu erscheinen, erschreckte ihn allerdings dann doch zu sehr, da dies – so viel war beiden klar – einem formellen Heiratsantrag gleichgekommen wäre. Die Menge seiner Projekte in Wien vorschubend, verließ Rolf deshalb bereits in Budapest den Zug und trat die Rückreise an. Hermine fühlte sich dennoch als Verlobte, und der warme Empfang nach ihrer Rückkehr nach Wien ließ auch keinen Zweifel an Rolfs wahren Gefühlen aufkommen. Auf einen Heiratsantrag wartete sie vorerst aber dennoch vergebens.

Erst ein Brief des Vaters sollte das Leben von Rolf und Hermine diesbezüglich gravierend verändern. Franz Schmidts bat seine Tochter nämlich, Rolf zu fragen, ob er jemanden wüsste, der bereit wäre, in Bukarest in seiner Firma mitzuarbeiten. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Schmidts bereits mit seinen Söhnen Louis und Ernst in seinem gut gehenden Architekturbüro zusammen und beschäftigte zusätzlich je einen Architekten aus Berlin, Frankreich und Rumänien. Nun wünschte er auch noch einen Architekten aus Wien anzustellen, um das künstlerische Spektrum seiner Projekte zu erweitern.

6 Unveröffentlichte Transkription einer Tonbandaufzeichnung mit Erinnerungen von Hermine Geyling im Nachlass Rolf Geylings.

Nach mehreren Wochen erfolglosen Suchens war klar, dass keiner von Rolfs Kollegen bereit war, dieses Angebot anzunehmen, doch beschloss Rolf nun überraschend selbst, nach Bukarest zu gehen und in die Firma Franz Schmidts' einzutreten. Der ernste Tonfall Rolfs, mit dem er Hermine um eine Unterredung ersuchte, führte zunächst allerdings zu einem peinlichen Missverständnis: Hermine ging nämlich davon aus, dass nun endlich ein Heiratsantrag erfolge, wie ihre Erinnerungen belegen. Verblüfft musste sie stattdessen zur Kenntnis nehmen, dass ihr »Lehrer« nun selbst beschlossen hatte, in die Firma ihres Vaters einzutreten, und das ernsthafte Gespräch keineswegs die von ihr erwartete Richtung nahm. Da Rolf in Beziehungsfragen von seiner gewohnten Tatkraft und Entschlussfreude offensichtlich gründlich im Stich gelassen wurde, konnte er sich nämlich nach wie vor nicht zu einem Heiratsantrag entschließen, obwohl sein Entschluss, seinen Lebensmittelpunkt nach Bukarest zu verlegen, wohl nicht nur bei Hermine eine entsprechende Erwartungshaltung ausgelöst haben dürfte.

Letztlich hatte wohl Hermine den Ausschlag gegeben und das komplizierte Verhältnis der beiden einer Lösung zugeführt, indem sie Rolf mitteilte, dass sie nun bald – ungeachtet seiner weiteren Pläne – die endgültige Heimreise antreten werde. Bei dem Gedanken an Hermines Abreise scheint sich Rolf nämlich endlich zu einer Entscheidung durchgerungen zu haben, denn er erschien kurze Zeit später mit einem Rosenstrauß an der Adresse, wo Hermine ein Zimmer gemietet hatte. Hermine lag jedoch ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt mit einer Grippe im Bett, und da ein Herrenbesuch in so einer Situation undenkbar war, wurde Rolf von der Zimmervermieterin kurzerhand abgewiesen.

Als Hermine wieder gesund war, nahm Rolf einen neuen Anlauf und erklärte ihr weit-schweifig, dass ihm die gemeinsame Zeit vor Augen geführt habe, dass er ohne sie nicht mehr leben könne, und fragte sie nun endlich, ob sie sich vorstellen könne, ihr künftiges Leben mit ihm zu teilen. Nun zierte sich Hermine und verlangte eine Nachdenkzeit, ja sie ließ Rolf sogar noch in Ungewissheit, als sie endgültig nach Bukarest abreiste. Einige Zeit nach Abfahrt des Zuges öffnete sich die Türe ihres Abteils, und ähnlich wie wenige Monate zuvor stand Rolf neuerlich vor ihr. Zunächst erklärte er, dass er Hermine während des dreistündigen Aufenthaltes in Budapest mit ihrem Gepäck behilflich sein wolle. Nachdem er Platz genommen und eine Weile hatte verstreichen lassen, erkundigte er sich dann aber doch, ob sich Hermine seine letztthin gestellte Frage noch einmal durch den Kopf habe gehen lassen. Wie Hermine Jahrzehnte später ihrer Tochter erzählte, habe Rolf ihre Hand dabei gestreichelt, worauf sie in Tränen ausgebrochen sei – und damit zu Rolfs größter Verwirrung ihr »Ja« gegeben habe.

Laut Hermines Berichten war auch ihre Familie sehr zufrieden mit ihrer Wahl, und insbesondere der Vater war froh, in seinem künftigen Schwiegersohn einen qualifizierten und innovativen Mitarbeiter gewonnen zu haben. Der von Rolf selbst entworfene

Verlobungsring – ausgeführt in der berühmten »Wiener Werkstätte« – besiegelte jedenfalls zu Weihnachten die so mühsam angelaufene Verbindung und versinnbildlichte die neue, gemeinsame Lebensphase des jungen Künstlerpaares. (Abb. 24)

Rolfs Übersiedlung nach Bukarest scheint schnell und unkompliziert verlaufen zu sein. Voll Energie arbeitete er in der Firma seines zukünftigen Schwiegervaters und beteiligte sich an etlichen Bauvorhaben, die gemeinsam mit Hermines Brüdern Ernst und Louis ausgearbeitet wurden. Einige Projekte hat Rolf aber auch in alleiniger Verantwortung ausgeführt. Da im Zweiten Weltkrieg beinahe sämtliche Unterlagen vernichtet wurden, ist diese Schaffensperiode Rolfs allerdings nur sehr mangelhaft dokumentiert. Erhalten hat sich jedoch ein Foto des HOTEL IMPERIAL, das Rolf in Bukarest errichtete. Bei diesem Gebäude zeigt sich beispielhaft das breite Spektrum an Gestaltungsmöglichkeiten, über das der in Wien ausgebildete Architekt verfügte. So wie Rolf bei Wohnbauten dem Trend einer »Gemäßigten Moderne« mit einer stark reduzierten Formsprache folgte und Zweckbauten ganz ohne Dekor spannungsreich zu gestalten verstand, so war er gleichermaßen fähig, bei einer repräsentativen Bauaufgabe nobilitierende Jugendstil- und Barockmotive zu kreieren und ästhetisch gefällig einzusetzen. (Abb. 25)



24 Hermine Schmidts als Verlobte



25 Hotel Imperial,
Bukarest

Am 10. April 1913 fand die Hochzeit von Rolf und Hermine statt, der ausgedehnte Flitterwochen folgten. Die Hochzeitsreise führte zunächst in die ursprünglichen Heimorte von Hermine Großeltern nach Kronstadt und Weidenbach, einem Ort in der Nähe von Kronstadt, anschließend nach Wien und schließlich in mehrere Städte Deutschlands.

Nach Bukarest zurückgekehrt, lebte das junge Ehepaar in einer kleinen Villa, deren Einrichtung nach Rolfs Entwürfen ebenfalls in der »Wiener Werkstätte« hergestellt worden war und deren Garten er mit einer Überfülle von Pflanzen ausgestattet hatte. Die Geburt der Tochter Maria-Margarete, die von allen »Maja« genannt wurde, im Februar 1914 machte die Idylle der jungen Familie komplett.

Mitten in Rolfs so vielversprechend begonnene berufliche Karriere und mitten in das junge Familienglück fiel am 28. Juni 1914 die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo. Am 28. Juli erklärte Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg, und bereits am 31. Juli wurde in Russland die allgemeine Mobilmachung befohlen. Nur einen Tag darauf erfolgte in Deutschland gleichzeitig mit der Kriegserklärung an Russland die allgemeine Mobilmachung, und schon am 3. August folgte die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich. Damit war der militärische Flächenbrand endgültig nicht mehr aufzuhalten: Am 4. August erklärte England den Krieg an Deutschland, am 6. August Österreich-Ungarn an Russland. Der Erste Weltkrieg hatte begonnen, und Rolf musste – so wie Millionen anderer Menschen auch – viele seiner Zukunftshoffnungen vorerst einmal begraben.

Mobilisierung und Krieg

Der Weg an die Ostfront

Am 29. Juli 1914 erfuhr Rolf am österreichischen Konsulat in Bukarest, dass das XIV. Korps, das im Kriegsfall »R« gegen Russland aufzumarschieren hatte, mobilisiert sei und dass er sich unverzüglich bei der k. u. k. Schwere Haubitzen-Division Nr. 14, die in Vill bei Neumarkt in Südtirol stationiert war, einzufinden habe. Damit holten die weltpolitischen Ereignisse, die nur einen Monat zuvor in Sarajevo ihren Ausgang genommen hatten, auch Rolf in seinen noch jungen Bukarester Ehejahren ein. Nur knappe zwei Jahre waren ihm geblieben, in der Hauptstadt Rumäniens architektonisch tätig zu werden, ehe der Erste Weltkrieg ein jähes Ende dieser Schaffensperiode erzwang. Diese Zäsur sollte jedoch nicht nur einen Abschied von seiner neuen Wahlheimat Bukarest mit sich bringen, sondern letztlich sogar den lebenslänglichen Abschied von Europa und Rolfs bisherigem Schaffensumfeld bedeuten.

Am 28. 6. 1914 waren der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie in Sarajevo dem Attentat eines serbischen Studenten zum Opfer gefallen. Da Österreich hinter diesem Verbrechen eine Verschwörung der serbischen Führung vermutete, stellte es am 23. 7. 1914 an Serbien ein Ultimatum, das unter anderem die Mitarbeit der Monarchie an der Aufklärung der Hintermänner einforderte. Innerhalb der im Ultimatum gesetzten Frist von 48 Stunden ging die serbische Regierung auf fast alle Punkte ein, verwehrte sich jedoch gegen eine Einschränkung ihrer Souveränität. Trotz der weitgehenden Zugeständnisse erklärte Österreich-Ungarn die Antwort für unbefriedigend, und am 28. 7. 1914 erfolgte deshalb die Kriegserklärung an Serbien. Dieser Schritt löste aufgrund der weitreichenden militärischen Bündnispolitik eine Kettenreaktion aus, die schließlich direkt in den Ersten Weltkrieg mündete.

Bis Ende 1914 wurden in der österreichisch-ungarischen Monarchie in einer Teilmobilisierung zusätzlich zum Friedensstand von 415.000 Mann fast 2,5 Millionen Reservisten einberufen. Bei Kriegsende im Jahr 1918 dienten schließlich fast 8 Millionen Soldaten im Heer der Habsburgermonarchie. Über 1 Million kehrte aus dem Krieg nicht zurück, rund 2 Millionen wurden verwundet, und beinahe 2 Millionen sahen erst nach oft mehrjähriger Gefangenschaft die Heimat wieder. Weltweit waren an dem Krieg rund 40 Staaten beteiligt, 70 Millionen Soldaten standen unter Waffen, und rund 17 Millionen zählten zu den Todesopfern.

Wie reagierte nun Rolf, als er mit einer Situation konfrontiert war, die mit einem Schlag alle seine beruflichen und persönlichen Planungen und Vorstellung zunichte-

machte? Rolf hatte in seiner Jugendzeit einen erstaunlichen Reifeprozess durchlaufen. Aus dem schwierigen, undisziplinierten Kind hat sich eine geradezu konträre Persönlichkeit entwickelt, deren bestimmende Charaktermerkmale Selbstdisziplin und Verantwortungsbewusstsein geworden waren. In dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem Rolf aufwuchs, stellte zudem die moralische Forderung zur Pflichterfüllung einen wesentlichen Bestandteil der Erziehung dar – eine Forderung, die in der militärischen Ausbildung Rolfs eine zusätzliche Verstärkung erfahren hatte und die in einen Ehrenkodex mündete, dem sich ein Offizier der k. u. k. Monarchie auf Lebenszeit verpflichtet fühlte.

Dementsprechend verantwortungs- sowie pflichtbewusst und mit konsequenter Selbstdisziplin stellte sich Rolf den neuen Anforderungen, wobei eine umsichtige Pragmatik sein Handeln und Denken zusätzlich bestimmen sollte. Nach Erhalt seines Einberufungsbefehls blieben ihm nur wenige Tage Zeit, um seine häuslichen und beruflichen Angelegenheiten zu ordnen, ehe er sich bei seiner Einheit in Neumarkt, heute Egna in der Nähe Bozens, zu melden hatte.

Hermine befand sich zu dieser Zeit in Busteni, einem Ort in der Nähe Bukarests, wo sie mit ihrer kleinen Tochter Maja, ihren Schwägerinnen und deren Kindern den Sommer verbrachte. Als Rolf die Reise antrat, machte er daher zunächst Zwischenstation in Busteni, um sodann in Wien auch von seiner Mutter und seinen Geschwistern Abschied zu nehmen. Nach mehreren Tagen Bahnfahrt langte er schließlich am 3. August bei seiner Einheit in Südtirol an. Mit dem Bericht über diesen Zeitraum lässt Rolf auch sein Feldtagebuch beginnen, das in den folgenden Monaten sein ständiger chronistischer Begleiter sein wird und heute eine exakte Nachzeichnung seiner Kriegserfahrungen erlaubt.

Aufschlussreich ist sein Feldtagebuch nicht nur als biografisches Dokument, sondern ebenso als authentisches Zeugnis der ungeheuren und organisatorisch zum Teil nur schwer nachvollziehbaren militärischen Geschehnisse dieser Zeit. Dabei ist Rolf niemals an spektakulären Schilderungen der Schlachten interessiert und in seinen Äußerungen stets weit von jeder kriegshymnischen Verklärung entfernt, welche das öffentliche Klima insbesondere zu Kriegsbeginn beherrschte. Stattdessen neigt Rolf dazu, die tägliche Anstrengung und Mühsal des Feldlebens und die in den Gefechten immer wieder erlebte Bedrohung mittels eines betont sachlich-deskriptiven Stils darzulegen und auf diese Weise wohl auch psychologisch zu bannen. Analog verfuhr Rolf offenbar mit seinen eigenen Emotionen: Er wehrte seine Betroffenheit ab, indem er diesbezügliche Gedanken erst gar nicht in Worte fasste. Auffallend nämlich ist, dass sich in Rolfs Tagebuch trotz aller Schrecken, Nöte und Gefahren keine Klagen oder auch nur ein Ausdruck von Unzufriedenheit finden und er seinem Tagebuch auch nicht anvertraut, inwieweit er sein Zuhause, seine Familie oder seine Arbeit als Architekt vermisst.

Anhand der Perspektive Rolfs wird daher auch der Leser zum sachlich-distanzierten Zeugen der Kriegshandlungen und Schlachten, in die dieser junge Architekt involviert war. Darüber hinaus gewährt Rolf Einblick in eine Reihe von »Alltagsproblemen«, die der Krieg an der Ostfront für die Soldaten der österreichisch-ungarischen Monarchie mit sich brachte, wohingegen die Gedankenwelt des jungen Architekten und Familienvaters völlig verborgen bleibt.

Gerade diese auffallende Verslossenheit im persönlichen Bereich scheint Rolf jedoch dabei geholfen zu haben, sich einerseits gegen die Zerstörung seiner künstlerischen Potenziale zu schützen und andererseits auch aus scheinbar ausweglosen Geschehnissen noch einen Sinn und subjektive Ziele zu generieren – eine Fähigkeit, die auch seinen späteren Lebensweg mehrfach auszeichnen wird.

Letztlich erzeugt das Feldtagebuch das Bild eines Menschen, der mit manchmal fast staunender Distanziertheit die Vorgänge rund um sich her registriert, der den alltäglichen Schrecken in die strenge Ordnung der reinen Chronologie und verknappenden Faktizität zu bannen sucht und der die schicksalhafte Willkür und Unordnung rund um sich mit einer besonders strengen Kontrolle der eigenen Regungen und Affekte quittiert.

Allerdings hat diese Unbestechlichkeit auch einen starken Zug von Indifferenz, indem Rolf letztlich weder für den Krieg noch gegen ihn zu sein scheint, indem bei ihm kein Hass gegen den Feind und kaum Mitleid mit den Verwundeten und Gefallenen spürbar wird. Eine Passage aus Karl Kraus' »Die letzten Tage der Menschheit« drängt sich angesichts dieser nüchternen Schreibhaltung in Rolfs Tagebuch geradezu auf, indem es bei Karl Kraus heißt: »Ist es denn nicht spürbar, wie aus diesem ganzen Ensemble, in dem mangels eines Helden jeder einer ist, sich jeder mit seinem Einzelschicksal davon schleicht? [...] Nie war eine riesenhaftere Winzigkeit das Format der Welt. Die Realität hat nur das Ausmaß des Berichts, der mit keuchender Deutlichkeit sie zu erreichen strebt.«⁷

Der Duktus, in dem Rolf selbst die persönlichsten und emotional erschütterndsten Erlebnisse abhandelt, wird bereits am Beginn des Feldtagebuchs erfahrbar, wo er den Zeitraum rund um seine Einberufung beschreibt. Auffallend – und für seinen Tagebuchstil durchwegs charakteristisch – ist, dass Rolf alle notwendigen Tätigkeiten und formalen Abläufe exakt festhält und selbst bei der Darstellung des Abschieds von seiner Frau die Perspektive des minutiösen Beobachters einnimmt, gleichzeitig aber doch die Reaktionen seines Visavis einfühlsam registriert und interpretiert. Allerdings schlägt Rolfs Hang zur »Objektivierung« selbst hier insofern durch, als er seine Frau als einzige der Personen, von denen er sich nun für längere Zeit verabschieden muss, nie mit ihrem persönlichen Vornamen erwähnt. Hermine bleibt, obgleich am häufigsten erwähnt, im Tagebuch kon-

7 K. Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Frankfurt/Main 1986, S. 209

sequent seine »Frau« – was für Rolf die teilnehmenden, die eigenen Gefühlsregungen aber niemals preisgebenden Beschreibungen offenkundig leichter macht. Allerdings erweckt er auf diese Weise den Eindruck einer gewissen Distanziertheit gerade gegenüber jener Person, die ihm am nächsten stand – einer Distanziertheit, die er auf gewisse Weise während seines ganzen Lebens beibehielt und die seiner Frau, die dies als unüberwindbare »Verschlossenheit« deutete, auch viele Jahre später noch zu schaffen machte.

Die Eintragungen in Rolfs Tagebuch werden im Folgenden teilweise in vollem Umfang wiedergegeben, teilweise kursorisch zusammengefasst und durch Erläuterungen, die dem besseren Verständnis dienen, ergänzt. Einen Teil seiner Aufzeichnungen illustriert Rolf selbst als Fotograf. Persönlich dokumentiert sind vor allem Szenen aus den jeweiligen Stellungen, die von seiner Truppe im Zuge des Kriegsverlaufes eingenommen wurden, sodass die Route der Truppenbewegungen parallel zu den im Feldtagebuch vorgenommenen Eintragungen auch bildlich nachvollziehbar wird. Erstaunlich ist, dass Rolf sogar Zeit fand, ein Fotoalbum mit detaillierten Beschriftungen anzulegen. Den Text seines Tagebuches lässt er mit dem vorläufigen Abschluss seiner Tätigkeit als Architekt und dem Abschied von seiner Frau beginnen:

Vortage der Mobilisierung!

Letzte Juliwoche 1914. – Ich arbeite in Bukarest an den Ausführungsplänen für das Tuberkulosespital »Colentina« der Eforie Bucuresti. – Durch den Sarajevoer-Kronprinzenmord ist die politische Stimmung sehr gespannt, durch die Forderungen Österreichs an Serbien, in Form eines Ultimatums verschärft sich die Lage bis zum Äußersten. Die Forderungen werden von Seiten Serbiens nicht erfüllt; nun ist eine militärische Aktion fast unvermeidlich.

Ich laufe täglich zum Konsulat und arbeite fieberhaft, um meine Pläne so weit zu bekommen, dass sie in meiner Abwesenheit ungeschadet ausgeführt werden können. Am 29. Juli 1914 sagt man mir am österreichischen Konsulat das 14. Korps, dem ich angehöre, sei mobilisiert; somit muss ich binnen 24 Stunden abreisen. In den Nachmittagsstunden und in der Nacht arbeite ich mit einem zurückbleibenden Herrn in größter Hast alle nötigen Details so gut es in der kurzen Zeit möglich ist, durch. Gegen 2 Uhr nachts komme ich in meine Wohnung; meine Frau mit der Kleinen ist auf dem Lande (Busteni, Strada Industrie 3). In zwei Stunden habe ich auch in der Wohnung meine letzten Anordnungen getroffen, das wenige, Nötige gepackt, und nach einer Stunde Rast fahre ich auf den Bahnhof. Mein Schwiegervater, Ernst, Louis und Rudi geben mir den Abschied und auch den Trost, dass sie in meiner Abwesenheit statt meiner Sorge tragen werden. 11 Uhr vormittags komme ich in Busteni an, eine ganz sonderliche Stimmung hier wo ich sonst nur an belebten Sonntagen war, jetzt in einsamer Stille, wie schön wäre es erst nur

hier mit meiner Frau; und so komme ich nur um sie in Sorge zu bringen und Abschied zu nehmen. Bald bin ich den bekannten Weg hinauf zu dem Haus wo meine Frau mit ihren beiden Schwägerinnen und den 6 Mädchen wohnt. Die Kinder rufen mir entgegen, meine Frau ist in ihrem rückwärts gelegenen Zimmer, sie weiß noch nichts. Ich trete ein und ihr entgegen, natürlich erschrickt sie, wie ich fürchtete, aber fasst sich rasch und wie ich kenne mit großer Anstrengung. 2 Stunden können wir beisammen bleiben, um 2 Uhr geht meine Zug weiter, aber meine Frau mit Berta und Olga fahren mit mir bis Predeal an die Grenze; leider sind wir bald auch dort und die Grenzangelegenheiten, die mir sonst endlos schienen gehen mir diesmal zu rasch. Ich bewundere die Kraft meiner armen Frau, mit der sie sich tapfer und fast fröhlich verhält, während ich ihre Stimmung sehr gut kenne. Dann ist es Zeit, noch ein rascher Kuss und ehe es Zeit ist zur Rührung bin ich im Wagon und in wenigen Minuten verschwindet auch das winkende Taschentuch. Nun bleibt nur mehr die schöne Erinnerung, nun gilt es alle Kräfte einer anderen Sache, meiner Pflicht zu widmen. Nach endlosen Personenzugsfahrten am 31. Juli 1914 gegen Abend in Budapest, eben wird hier die allgemeine Mobilmachung verkündet, also war meine Abreise verfrüht, aber ich war froh über diesen Irrtum.

1. August 1914 früh in Wien, hier suche ich bei meiner Mutter alle Militärsachen, Uniform, Sattelzeug etc. zusammen und packe hier endgültig für den Krieg. Abend geht der Zug erst ab gegen Innsbruck. Mein Bruder, der ebenfalls nach Südtirol (Trient) einrückt, fährt mit mir.

Um 7 Uhr sind wir am Westbahnhof; Vorplatz, Hallen, Perrons alles nur ein dichtes Menschenmeer, Zug um Zug verlässt die Halle und kaum lichtet sich das Gedränge, endlich gegen 12 Uhr Nachts, der letzte Zug, und hier finden wir gut Platz. Am 2. August lange ich in Neumarkt an, mein Bruder fährt weiter nach Trient. Bahnhof Neumarkt, wo schon viele Reserveoffiziere anwesend sind, bleibe ich über Nacht; früh morgens, 3. August, gehe ich nach Vill und melde mein Einrücken. Werde zum Munitionspark zugeteilt und gehe nachmittags gleich nach Auer, wo das M.P. Kommando und die Munitionskolonnen 1 und 2 aufgestellt werden sollen, während die Munitionskolonnen 3 und 4 in Montan stehen werden. Im Gasthof zum Elefanten beziehe ich für diese Tage ein Zimmer.

Rolf war an diversen Vorbereitungen – wie etwa der Organisation des nötigen Materials und dem Training der Pferde als Zugtiere – beteiligt, und bereits in diesen ersten Tagen der Mobilisierung offenbart sich die ebenso konsequente wie pragmatische Herangehensweise Rolfs an sämtliche Anforderungen des Militärdienstes. Ein anschaulicher Beleg für Rolfs Leistungswillen ergibt sich aus der Schilderung im Feldtagebuch, in welcher er von seinen Fahrübungen mit wenig erprobten Pferden spricht:

Am 4. August, dem 1. Mobilisierungstag beginnt die Arbeit. Ich, normal dem Munitions-Park Kommando zugeteilt, übernehme die Aufstellung der Kolonnen 1 und 2 bis Lt. Radinger eintrifft. Der ganze Munitionspark bestand zur Zeit aus dem Oberstleutnant Banach (!) und einem Rechnungsunteroffizier, alle anderen Offiziere und Mannschaft sind aus der Reserve, trotzdem geht die Arbeit munter fort. Tag für Tag werden neue Teile gefasst ausgerüstet und aufgestellt. Erst alle Monturen, Beschirrungen und Waffen gefasst und angepasst. Ersatz Mannschaft und Pferde treffen erst sehr spät ein, was die Arbeit erschwert.

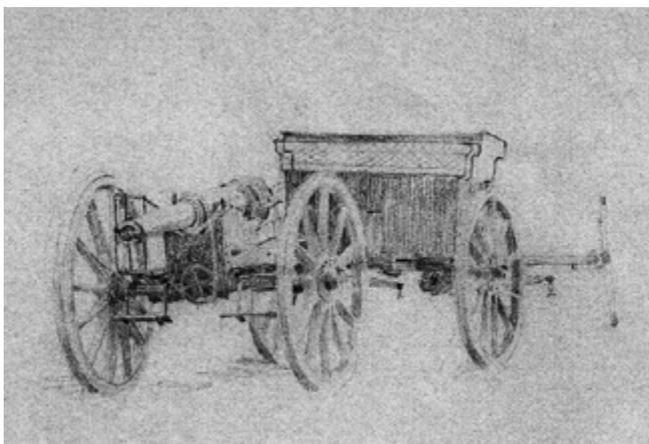
Nach wenigen Tagen mache ich schon mit meinen Pferden Fahrübungen; die meisten Pferde sind nicht gewohnt mit Sattel und 4 oder 6spännig zu gehen, trotzdem sind die meisten Pferde bald eingefahren, nur einige Pferde setzen sich beim Fahren nieder und werden geschleift. Beim Versuch ein solches Pferd hochzubringen komme ich unter dasselbe, mein rechter Fuß ist unter dem Leib des Pferdes, zum Glück aber durch meinen Säbel, der ganz abgebogen wird geschützt, ich verspüre zwar eine Veränderung im Fußgelenk kann aber wieder aufsitzen und die Fahrübung zu Ende machen. Erst mittags beim Absitzen heftige Schmerzen, gehen fast unmöglich; nachmittags und nachts unausgesetzte Umschläge bringen es so weit, dass ich nächsten Morgen fest bandagiert wieder zu Pferd sitzen kann. Der Fuß bleibt noch lange steif und geschwollen, erst nach drei Wochen verlieren sich die letzten Merkmale. Die Munition wird an vorgeschriebenen Tag gefasst und nun folgen täglich Fahrübungen mit den beladenen Kolonnen, manche in sehr schwierigen Gelände; erstaunlich rasch gewöhnt sich Alles und funktioniert dieser ganz neu aufgestellte Körper. Die Arbeit verläuft gut nur das Färben der Schimmel unterbleibt teilweise, da nicht genügend übermangansaures Kali⁸ aufzutreiben ist. Ich erhielt zwei Telefonpatrouillen zur Ausbildung und legte die Leitungen von Vill – Auer – Montan. Später [als] Verladeoffizier für den Divisionsstab und den ganzen Munitions-Park verbringe ich 2 Tage und 1 Nacht unausgesetzt auf der Verladerampe Pranzoll [= Branzoll]; durch die Sonnenglut und Anstrengung packt mich am 2. Tag eine Kolik, die aber mit der Abreise ihr Ende hat.

Ich fahre mit dem letzten Zug am 19. August 9 Uhr Vormittag ab. 21. August 6 Uhr abends in Wien – Hütteldorf-Hacking. Der Zug läuft über 2 Wiener Bahnhöfe zum Ostbahnhof; ich benütze diese Zeit für mich: Mutter und Greta sowie Herr Todt [ein befreundeter Priester] erwarten mich in Hütteldorf, wir fahren in die Stadt, besorge Einiges, dann Nachtmahlen wir zusammen in meiner alt gewohnten Wohnung VI. Amerlingstr. 7. Um 9 Uhr muss ich Abschied von meiner Mutter nehmen, Greta begleitet mich noch auf die

8 Mit Übermangansaurem Kali oder Kaliumpermanganat wurden Schimmel zur Tarnung braun gefärbt.

Bahn. Um 10 Uhr fahren wir ab, nun sehe ich keine verwandte Seele mehr. Remi soll auch nach Galizien abgegangen sein (?), ob und wann ich ihn aber sehen kann ist zweifelhaft.

Am 24. August langte Rolfs Einheit in Sambir in Galizien an, einem Ort südwestlich von Lemberg in der heutigen Ukraine, von wo aus der Feldzug – die Mannschaft zu Fuß, der Stab zu Pferd – erfolgte. (Farbabb. 11) Rolf war Kommandant der Schwere Haubitzen-division Nr. 14 (SHD 14), die aus zwei Batterien bestand und der »Kolonne Homberg«, einem Verband der 3. Infanterie Truppen Division (3. ITD), zugeteilt war. Die Haubitzen-Einheiten sollten später vor allem im Stellungskrieg eine wichtige Rolle spielen, da Haubitzen Artilleriegeschütze mit kürzeren Rohren als die der Kanonen sind, wodurch eine stärkere Rohrerhöhung möglich wird. Mittels des Bogenschusses können somit größere Reichweiten erzielt werden, was nicht zuletzt den Vorteil hat, dass über die eigene Infanterie hinweg geschossen werden kann. Kanonen hingegen wurden für näher gelegene Ziele eingesetzt. (Abb.26)



26 Haubitze, Skizze von Rolf um 1907 angefertigt

Zur Kolonne Homberg gehörte unter anderem auch das Infanterieregiment »Erzherzog Rainer Nr. 59«, eines der traditionsreichsten Regimenter der Monarchie. Die Zusammenstellung der Kolonne änderte sich im Laufe der folgenden Monate allerdings mehrmals, was nicht nur auf den heutigen Leser verwirrend wirkt, sondern zum Teil auch bei Rolf selbst Irritation auslöste.

Bereits am 26. August wurde Rolf zum Divisions-Adjutanten ernannt und hatte somit den Kommandanten bei allen Führungsaufgaben zu unterstützen. Er war für das Überbringen von Meldungen und Befehlen, das Einholen von Anordnungen – den sogenann-

ten »Abfertigungen« des Generalstabs – sowie für die Quartiervorbereitung des Stabes zuständig. Gleichzeitig war er auch in der Aufklärung eingesetzt.

Rolf und seine Einheit waren an etlichen größeren Schlachten in Galizien beteiligt, die unter jenen Ortsnamen in die Geschichte eingegangen sind, welche den Brennpunkt der Kampfhandlungen darstellten. Wenn von Rolfs Division die Rede ist, ist also zu bedenken, dass die von Rolf geschilderten Truppenbewegungen und Waffengänge nur einen Bruchteil der in größerem Umkreis verlaufenden Kämpfe darstellten. Er berichtet daher oftmals von Gefechten bei Orten, die weitgehend unbekannt geblieben und kaum auf einer Karte auffindbar sind, wiewohl die Verbände, denen er angehörte, immer wieder in dramatische und militärstrategisch bedeutsame Kampfhandlungen eingebunden waren, wie sich im Folgenden zeigen wird.

Die Schlacht von Lemberg

Die erste große Bewährungsprobe für die österreichisch-ungarische Armee an der Ostfront war die Schlacht von Lemberg, die zwischen dem 26. August und 11. September 1914 tobte und die die ersten dramatischen Verluste für die Habsburgerarmee mit sich brachte. Das heute in der Westukraine gelegene Lemberg, das damals eine der größten Garnisonstädte der Donaumonarchie darstellte, bildete in den strategischen Planungen des habsburgischen Militärs gemeinsam mit der Festungsstadt Przemyśl den Eckpfeiler der Verteidigungslinie gegen einen russischen Angriff. Beiden Städte waren die von Nordwest nach Südost verlaufenden Karpaten vorgelagert, welche die ungarische Tiefebene nach Nordosten hin als natürliche Grenze absicherten.

Rolfs Einheit wurde zunächst Richtung Norden, an Lemberg vorbei, zur russischen Grenze in Marsch gesetzt. In Mosti Wielki wurde eine Rast eingelegt, da die Ergebnisse der »Rekognoszierungs-Patrouille« abgewartet werden mussten, die erkunden sollte, ob die Straßen mit den Haubitzen befahrbar waren. Zum ersten Mal wird Rolf mit den Auswirkungen der Kämpfe, die bereits rundum im Gange waren, konfrontiert, wie er in einer Tagebucheintragung berichtet:

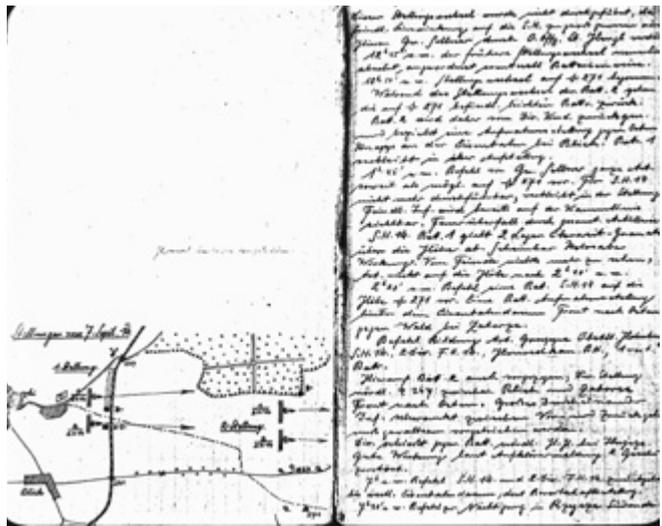
28. Aug. Während die Division auf der Straße steht warten der Stab und die übrigen Offiziere in einer verlassenem Villa auf dem Boden und den Sesseln schlafend das Ergebnis der Rekognoszierung ab. Gegen Mitternacht geht die Lampe aus, wir laufen überall nach Petroleum, schließlich sehe ich in einem Haus Licht und trete ein in ein Zimmer, ein Herr in Hemdärmeln vor mir ist ein Arzt; am Boden liegen auf etwas Stroh 7 Schwerverletzte. Ein Mann mit 3 Schüssen, einer mit einem Herzschuß in den letzten Zügen. Ein

blutüberströmter Kavallerist wird eben von einem Bauernwagen gehoben und eingebracht. Das waren die ersten Verwundeten und auch die ersten Merkmale des nahen Kampfes, bis dahin dachte ich noch längst nicht ein Schlachtfeld und Blut so bald zu sehen; nun plötzlich steht es nahe vor mir, also ist es wirklich so ernst und der Gegner so nahe. Der Aufenthalt in diesem Raume war mir unerträglich und von starkem Eindruck, rasch verließ ich mit einer Reservelampe, die ich erhalten hatte das Haus; der Gedanke aber hielt mich noch lange zurück.

Die folgenden Stunden jagen ununterbrochen Eskadronen durch die stockfinstere Ortsstraße, an der Division vorbei; sie jagen hinaus gegen den Feind. Um 1Uhr 45' v.m. trifft die Nachricht ein, Weg passierbar. Als alle Kavallerie passiert treten auch wir den Marsch an durch den finsternen Ort; draußen in der Landschaft ist es schwach Mondhell. Antritt des Marsches um 3 Uhr morgens; alle Lichter gelöscht, geräuschlos. Schwacher Mondschein, tiefe Sandwege durch Wälder; bald erkennt man den ersten Dämmerchein. [...] So geht der fast unheimliche Marsch bis die Dämmerung alles hellt und wärmt. Aber auch da muss nach allen Seiten Vorsicht walten, denn feindliche Kavallerie oder Kosaken sind nun überall und zu jeder Zeit zu erwarten.

Als eine der ganz wenigen Textstellen in Rolf's Feldtagebuch vermittelt der erste Teil dieser Passage einen Eindruck von der emotionalen Betroffenheit, der sich Rolf trotz seiner sachlich-beobachtenden Grundhaltung zumindest am Beginn der Kriegsgeschehnisse doch nicht entziehen konnte, da ihm der – noch ungewohnte – Anblick der Verwundeten offenkundig zu schaffen machte. Allerdings ist Rolf von Anfang an darauf bedacht, subjektive Erfahrung von objektivierbaren Fakten sorgfältig zu unterscheiden, was zunächst sogar im formalen Aufbau seines Tagebuchs Niederschlag fand. So beinhalten zu Beginn seiner Tagebucheinträge die rechten Seiten das »dienstliche Tagebuch«, in dem Rolf minutiös die eingetroffenen Befehle, die resultierenden Truppenbewegungen mit genauen Uhrzeit- und Ortsangaben, die wechselnden Zusammenstellungen der Kolonnen und zum Teil auch die Namen der Kommandanten dokumentiert. Insgesamt verzeichnet Rolf auf diese Weise rund 200 Orte, die er im Zuge der Kriegshandlungen bzw. der Rückzugsgefechte und Gegenangriffe passiert hat, und ergänzt diese Ortsangaben um die Zuweisung der Zielräume für die Beschießung mit genauen »Koten«, d. h. Höhenpunkten. Wenn Kampfhandlungen erwartet wurden, zeichnete er detaillierte Skizzen der Orte, der umliegenden Häuser, Straßen sowie Flüsse, er vermerkt die Positionierung der Batterien und die strategisch relevanten Bezugspunkte der feindlichen Zielräume. (Abb. 27)

Die linken Seiten des Feldtagebuchs waren demgegenüber als Raum für persönliche Aufzeichnungen gedacht beziehungsweise, wie Rolf betont, der Wiedergabe »privater



27 Stellungen vom
7. Sept. 14

Erlebnisse und Eindrücke« vorbehalten. Diese privaten Eintragungen enden allerdings nach wenigen Tagen, ohne dass Rolf jemals im eigentlichen Sinn des Wortes subjektive, d. h. die persönliche Gefühls- und Gedankenwelt preisgebende Passagen auf diesen Seiten notiert hätte. Stattdessen ergänzen diese Eintragungen die dienstlichen Aufzeichnungen, die in Folge eine deutliche Tendenz zu einem immer knapper und trockener werdenden Sprachduktus aufweisen und der technisch-planerischen Darstellung der einzelnen Kriegsbewegungen mehr und mehr Raum widmen.

Wie Rolf berichtet, führte der Feldzug die Truppe zunächst in die befestigte Stellung Belz-Krystonopol, wo die »Überraschung des Gegners« geplant war. (Abb. 28)

Die dort vermuteten feindlichen Truppen waren jedoch bereits von anderen Verbänden der Habsburgerarmee weiter nach Norden abgedrängt worden. Darauf wurde die Order geändert und Rofs Einheit über die russische Grenze dirigiert, wo in Przewodow, und – mit etlichen Stellungswechseln – in umliegenden Ortschaften mehrere Tage hindurch heftige Kämpfe stattfanden, um den Bugübergang zu erzwingen. Rolf schildert das militärstrategische und versorgungstechnische Chaos dieser Tage wie folgt:

28. Aug. 4 Uhr 45' Befehl, nördl. Oserdow in Stellung gehen [...] 6 Uhr 30 Befehl, sogleich weiter bis Przewodow. Nach 3 km Marsch die Straße so mit Train [Versorgungskolonnen] verstopft, daß die Division verkehrt und in Oserdow Freilager ohne Auszuspannen bezieht. Abend trifft noch Fahrküche ein und um 9 Uhr erste Mahlzeit. Pferde nicht gefüttert, da kein Hafer nachkam.

29. Aug. Weitermarsch Przewodow noch unsicher [...] 10 Uhr Brigade Schneider unterstellt. Befehl zum Vorgehen nach Liski. Brigade hat den Auftrag den Gegner westlich von Liski zu umfassen und zurückzuwerfen. [...] Nach kurzen aber furchtbaren Infanteriekämpfen (kurz aufeinander folgende Sturmläufe!) wird das Gefecht wieder so rasch nach vorwärts getrieben (kostet scheinbar viele Opfer, wenn auch noch vielmehr auf der Gegenseite), daß wir gar nicht ohne Gefahr der eigenen Infanterie schießen können. Einige Stunden später muss ich gelegentlich eines Meldungsrittes diese Hauptgefechtlinie überreiten; erst komme ich durch unsere Schützengräben und bin entsetzt alle 30 bis 50 m einen unserer braven Infanteristen todt liegen zu sehen, viele die da vor einer Stunde noch in aufopfernder Bewegung waren.

Kaum einige hundert Schritte vor ist die feindliche Schützenreihe; hier freilich sieht es gar schauerlich aus, manchmal einige Todte beisammen, wohl alle 10 m einer. Dann Stellen, wo Haufenweise Mäntel, Tornister und auch Waffen weggeworfen waren bei der Flucht; hinter Kornmandln [Gestell zum Trocknen von Getreide] liegen oft verschieden Verwundete, die die Hände hoch halten und um Hilfe bitten, unser Sanitätspersonal, soweit es diese riesige Aufgabe erfüllen kann, sieht man schon allseits den Kampfplatz ablaufen, Verwundete tragen und Hilfsplätze aufstellen. Einige Russen, die vor Anstrengung nicht sprechen können, kann ich und mein Korporal im Vorbeireiten stärken.

Div. steht bis ca. 8h v.m. in der erwähnten Bereitschaftsstellung. Sodann Abmarsch nach Liski. Um 10 Uhr Einrücken und Errichtung einer Wagenburg zur Sicherung. Befehl [...] um 4h vorm. marschbereit zu sein.

Am Abend muss ich noch Rekognoszierungsritt auf die Höhe westlich von Liski machen. Durch diese Überanstrengungen des Tages, das Querfeldeinreiten über die Sterzäcker [Sterz = einfaches Gericht aus Mais oder Buchweizen] auch noch in der Nacht wird mein Pferd, das bis dahin dank seiner Stärke (1,84 m hoch) und sei-



28 Marktplatz in Belz

ner Jugend (4 Jahre) sehr gut ausgehalten, krumm und muss die folgenden Tage geführt werden. (Abb. 29)

30. Aug. Von ärgeren Eindruck war das Verhalten in den Beobachtungsständen; Pioniere hatten uns Graben mit Wall gerichtet zum notdürftigen Schutz; zum ersten Mal schlagen ringsum in die Rübenblätter Gewehr kugeln ein und krepieren Schrapnels [Schrapnell = Artilleriegranate, die mit Metallkugeln gefüllt ist und kurz vor dem Ziel in der Luft explodiert] um uns; gegen Abend laufe ich vor bis in die Infanterie-Schwarmlinie (Kampf schweigt!) um eine Mörserbatterie auskundschaften zu können, leider vergebens. [...] 4h n.m. wird Division [...] vorgezogen und Feuer gesetzt gegen eine feindliche Artillerie bei Zuckerfabrik von Poturzyn. 5 Uhr geht Division in Stellung gegen einen beim Walde nördlich Poturzyn befindlichen Gegner. Richtige Feuertaufe! Um 6h 5' Feuer der Division eröffnet und dauert bis 6h 35' n.m. Sodann eingestellt, Dunkelheit. [...] Div. Stab und Stab der Batt. 1 waren unter heftiges Feuer genommen [...] Nächtigung in Suszow, eingespannt.

Spät abends Ritt zur Abfertigung nach Liski, diese erfolgt gegen 12 Uhr nachts und verlangt sofortigen Munitions-Ersatz; da Zeit nicht anders zulässt, reite ich selbst sofort zum Munitions-Park zurück und fordere das Nötige an. Nach 2 Stunden Ruhe unter freiem Himmel führe ich zwei Munitionswagen nebst 2 Entlastungsfuhrwerken den bekannten Weg, ohne Straße über sumpfiges Terrain und die Russische Grenze zur Division. Während die Munition an geeigneter Stelle auf die Entlastungswagen verteilt wurde benütze ich die Zeit (3 Uhr nachts) um in einem nahe befindlichen Bach mich zum ersten Mal wieder baden zu können. Die Sonnenhitze der Tage und der furchtbare Staub hatte mir über Nase und Wangen eine Kruste geschaffen, die bei Bewegungen aufspringt und blutet. Bei Morgengrauen lange ich mit der Munition bei der Division ein.



29 Stellung bei Przewodow

31. Aug. Aufregungsvoller Tag. Rekonoszierungsritt mit Oberstleutnant gegen Norden, Windmühlen, neue Stellung. (Abb. 30)

Bei Bildstock an der Straße nördlich Poturzyn kommen wir plötzlich in heftiges Artilleriefeuer. Wütender Kampf um den nördlichen Wald; Kampf wird schon vorgetragen, als Rückzugsbefehl: S.H.D.14 soll bis zum letzten Moment ausharren falls feindl. Überfälle. Wie sich Feind zeigt unter heftiges Feuer nehmen, zurückgehen erst mit der Infanterie. Bis 2 Uhr wird das Feuer gegen einzelne Räume streuend gerichtet. Sodann trat eine Gefechtspause ein, dauert bis 6'30 n.m. Lange Abfertigung zufolge welcher nach Nowosielki zu marschieren und am Waldrand Park- und Lagerplatz zu beziehen ist.



30 Generalstab bei der Windmühle
nördl. von Liski

Am 1. September meldet Rolf ohne weiteren Kommentar seine Beförderung zum Ordonanzoffizier, um dann den weiteren Verlauf der Kampfhandlungen zu schildern. Die Hinweise auf Verluste und Gefahren werden dabei noch nüchterner formuliert. Auffallend ist, dass Rolfs Sachlichkeit in der Darstellung keinen Unterschied zwischen Verwundeten und Toten der eigenen Reihen und jenen des Feindes kennt: So fern von jedem Gefühlsausbruch Rolf in der Regel bei der Schilderung der eigenen Kameraden ist, so frei von persönlicher Verachtung oder Chauvinismus ist er auch bei der Erwähnung der feindlichen Soldaten. Fast immer stellt er die Verluste in einen analytischen Zusammenhang mit der Wirkung der eingesetzten Waffen oder mit den topografischen Bedingungen der Kampfhandlungen, und speziell der Analyse der eigenen Artillerietätigkeit widmet er immer wieder breiteren Raum. Damit gelingt Rolf eine persönliche Distanzierung sogar in jenen Passagen, in denen er seinem Tagebuch die katastrophale Wirkung der eingesetzten Geschosse anvertraut.

1. Sept. 6 Uhr v.m. Befehl S.H.14 in Trab zum Meierhof Suszow vor. Dortselbst Verteidigungsstellung gegen Norden. [...] Es entspinnt sich nun ein hartnäckiger Artillerie-

rie Kampf. Russische Artillerie trifft sehr gut nur Geschöße schwache Wirkung, Verluste noch nicht bekannt. (Abb. 31)

Beim Standpunkt seitlich des Meierhofes Suszow; plötzlich schlägt 20 m neben uns Geschöß ein; wir gehen mit den Pferden und Telefonstation hinter den Meierhof, aber bevor wir die Deckung erreichen, Schrapnel ober uns und einen Schritt neben mir fällt ein Pferd, von Wärter an der Hand geführt, mit großem Einschuß in der Herzgegend todt um. Dann folgt wütende Beschießung unseres Standpunktes, Aufschläge, und Schrapnels krepieren einige Meter ober neben und hinter uns; die Batterie Kommandantenstandpunkte entrinnen gleicherweise genau der Gefahr, sie standen im Straßengraben vor dem Meiereihof.

Nachmittags beängstigende Stellung gegenüber dem Walde nördlich von Nowosielki [...] 3h n.m. Befehl: Es wird zum Angriff vorgegangen [...] S.H.14 aus ihrer bisherigen Stellung Verbindung mit Inf. nach vorne suchen, um Beschießung vorgehender Inf. zu verhindern. Bis zur Durchführung d. Angriffes Feuer langsam fortsetzen.

Auf Befehl Sr. k. u. k. Hoheit [Feldmarschallleutnant Erzherzog Joseph Ferdinand, Kommandant des XIV. Korps] wird der Angriff um 3'30 n.m. für heute abgesagt [...] 5h n.m. langt schriftl. Befehl ein: intensiv Feuer gegen feindl. Inf. Stellungen und voraussichtliche Reserven. Überwältigendes Feuer muß zum Ausdruck kommen; [...] Beginn des Feuers 6h n.m.

Eigene Infanterie fast aufgegeben, verlässt, meist verwundet, den Wald; wir erwarten stundenlang, jede Minute das Hervorbrechen der feindlichen Infanterie, was unsere Vernichtung gewesen wäre. Der Gegner aber, wahrscheinlich noch mehr geschwächt wie wir, lässt sich nicht sehen.

Gegend Abend langt einige Verstärkung ein (Marschbatterien) und sichert den Wald; die momentane Gefahr ist von uns genommen.



31 Divisionskommando S. H.14
 beim Meierhof Suszow

Im Meierhof und den umliegenden Häusern ist alles übervoll von Verwundeten, die oft in entsetzlichem Zustand von ihren Kameraden eingebracht werden, überfüllt; leichter Verwundete sind oft noch so in Kampfeswut, daß sie die Verwundung nicht viel achten.

2. Sept. Nächtigung in Suszow. Parkiert, Pferde bleiben angespannt. Gefechtsmarsch nach Mierzi [...] Befehl zur Nächtigung; Ortschaftslager (Zuckerfabrik) mit gefechtsmäßiger Sicherung.

Gelegentlich des Vormarsches, der ohne erheblichen Widerstand stattfand besichtigte ich unsere Wirkung vom Vortag. Die Hänge zwischen Poturzyn und dem nördlichen Wald übersät mit Geschoßteilen aller Artillerie Gattungen; an der Waldlinie und den angrenzenden Partien des Waldes die schauerlichen Spuren unserer Ekrasit Granaten [Granaten mit hochexplosiver Sprengkraft] 2 m tiefe Gruben, bis 4 m im Durchmesser, entwurzelte Bäume und im Umkreis oft Reihen von Toten. Die feindliche Poturzyn Infanterie muss hier gelagert haben (Reserven), denn man erkennt die im Stich gelassenen Gewehrpyramiden und einen getroffenen Vorposten. Viele Russen sind in der Flucht durch den Wald vom Geschick ereilt worden. (Abb. 32)

Abend beziehen wir eines unserer schönsten Quartiere, in Mierze, die Villa des Direktors der Zuckerfabrik; dieser, ein Österreicher, muss in größter Eile fort sein und hat alles wie es war zurückgelassen.

3. Sept. 9h v.m. Abmarsch nach Osten. Bugübergang geplant.

In Maltow angelangt, Befehl um 6h n.m. zurück nach Mierze und dort Nächtigung (Das jenseitige Bugufer war schon von Infanterie besetzt und gesichert worden.) (Abb. 33)



4. Sept. Nächtigung im alten Lager; gefechtsmäßige Sicherung. Ich koche mit meinem braven Burschen [...] in dieser Küche [der Villa des Direktors] ein reichhaltiges Mittagessen für alle Herren der Division, eben sind wir fertig als der Abmarschbefehl einlangt: Gefechtsmarsch von Mier-

32 Gefallene russische Soldaten

ze nach Süden, bis Zabsze. Regen, kotig, schwieriger Marsch. – In den Öfen fanden wir Eingesottenes und Speck, letzterer begleitete mich ca. 14 Tage!

Als nächstes Ziel wurde für Rolfs Einheit zunächst wieder Belz angegeben. Da sich in diesem Ort jedoch bereits feindliche Truppen befanden, wurde die Marschroute nach Südwesten verlegt. Bei Rzycki nahm Rolfs Division sodann am 9. September an einer entscheidenden Schlacht teil, die mit dem Sieg der zaristischen Armee endete. Dieser Kampf wird in der Literatur als die »Schlacht bei Rawa Ruski« bezeichnet, einem Ort in der Nähe von Rzycki rund 50 Kilometer nördlich von Lemberg, wo das österreichisch-ungarische Heer den letzten Versuch unternahm, das von den feindlichen Truppen schon eingenommene Lemberg zurückzuerobern.

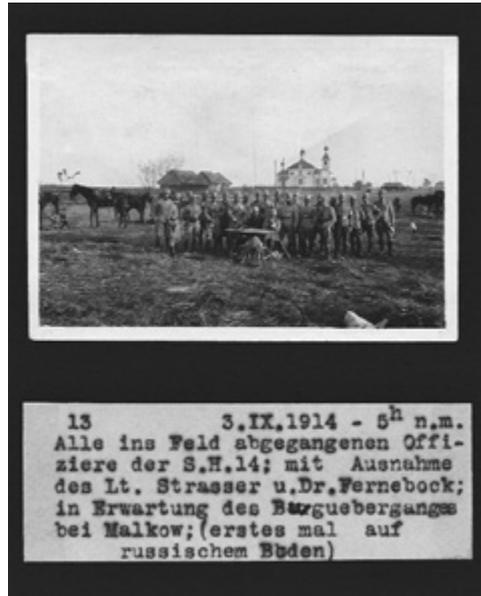
In den Tagen zwischen dem 6. und 11. September handeln Rolfs Tagebucheintragen vor allem von den ständigen Stellungswechseln, die seine Division rund um Rzycki durchzuführen hatte, von immer wieder geänderten Einteilungen in Kolonnen und Gruppen und sich überstürzenden, zum Teil widersprüchlichen oder nicht durchführbaren Befehlen, aber auch von heftigem Feuerwechsel mit dem Gegner. Am 7. September beschreibt Rolf die immer tumultartigeren Vorgänge an der Front wie folgt:

11h 15' v.m. [...] Stellungswechsel angeordnet [...] wurde nicht durchgeführt, da feindl. Einwirkung auf die S. H. zu groß gewesen wäre.

12h 45' n.m. der frühere Stellungswechsel neuerlich absolut angeordnet.

12h 50' n.m. Stellungswechsel begonnen

1h 45' n.m. Befehl [...] ganze Artillerie soweit als möglich [...] vor. Für S. H. 14 nicht mehr durchführbar, verbleibt in der Stellung. Feindliche Infanterie wird bereits auf der Kampflinie sichtbar. Feuerüberfall durch gesamte Artillerie. S. H. 14 Batterie 1 gibt 2 Lagen Ekra-sit-Granaten über die Höhe ab. Scheinbar kolosale Wirkung. Vom Feind nichts mehr zu



33 Offiziere der S. H. 14 in Erwartung des Bugübergangs

sehen, Artillerie rückt auf die Höhe nach. [...] Großes Durcheinander, Infant. schwankt zwischen Vor- und Zurückgehen, muss gewaltsam vorgetrieben werden.

Am 8. Sept. zieht Rolf ein Resümee: »Situation im Allgemeinen: Hauptsächlich Artilleriekampf. Verteidigung. Infanterie wird oft zurück genommen und wieder eingesetzt.« Er berichtet auch über den großen Munitionsverbrauch in diesen Tagen:

7. Sept. 88 Schrapnels, 72 Ekrasit-Granaten

8. Sept. 10 Schrapnels, 252 Ekrasit-Granaten

9. Sept. Munitionsfassung [...] in Rawa Ruska, jedoch nur Granaten, Schrapnells nicht vorhanden.

Am 10 und 11. September bis 4 Uhr früh wurden laut Rolf verschiedene Stellungen bezogen. Allerdings, so Rolf, kam die Division »mangels Zielen nicht zur Wirkung«. Am 11. September um 7 Uhr früh kam der Befehl, gegen Niemirow abzumarschieren, womit der Rückzug hinter den San begann, einem Fluss, der etwa in der Mitte Galiziens von Süden nach Norden fließt. Er markiert einen Teil der Grenze zwischen Galizien und Russland und sollte in Folge Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen der Habsburger- und der Zaristischen Armee werden.

Die von Rolf geschilderten Gefechte dieses Zeitraumes und die Schlacht bei Rawa Ruska bezeichneten den entscheidenden Schlusspunkt der Sommeroffensive der österreichisch-ungarischen Armee, welche mit einer verheerenden Niederlage endete und bei der fast die Hälfte der Truppen an der Nordostfront verloren ging. In weiterer Folge brach die gesamte österreichische Front in Galizien zusammen, und große Teile Galiziens sowie die Bukowina wurden von der russischen Armee besetzt. Damit musste Österreich-Ungarn auch den strategisch bedeutsamen Verlust Lembergs und die Einschließung von Przemyśl hinnehmen.

Was diese Niederlage bedeutete, geht aus der umfangreichen Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges im Werk »Österreich-Ungarns letzter Krieg« hervor: »Von den 900.000 Streitbaren, die im August voll Zuversicht den großen Strauß aufgenommen hatten, waren weniger als zwei Drittel an den San zurückgekehrt; der Russe übertrieb nicht viel, wenn er in seinen Siegesberichten 250.000 öst.-ung. Soldaten tot und verwundet und an die 100.000 gefangen meldete. Unter den Gebliebenen befand sich ein großer Teil der ohnehin nicht zu dicht gesäten altgedienten Soldaten, die nach Ausbildung, Leistungsfähigkeit und auch Kampfmoral nicht so bald zu ersetzen waren, und ein erschütternd hoher Hundertsatz an Berufsoffizieren, deren Verlust den ganzen Krieg über nicht mehr wettzumachen war. Auch der Verbrauch und die Einbuße an Materi-

al bereiteten der Heeresleitung sorgenvolle Stunden, zumal der Mangel an Artillerieschießbedarf, der sich schon in den letzten Kampf Tagen sehr fühlbar gemacht hatte und nun aus allen Teilen der Armee gemeldet wurde. Von selbst versteht sich, daß unter den körperlichen Leiden und Entbehrungen, unter den schweren seelischen Erlebnissen, in der Erinnerung an die furchtbaren Opfer und unter der Enttäuschung ob des schließlichen Mißerfolges auch die Stimmung der Truppen stark gelitten hatte. Aus tausend Wunden blutend, todmüde, mit klaffenden Lücken sahen die k. u. k. Regimenter am San und im Bergland südlich von Przemysl ihren weiteren Schicksalen entgegen, die noch in den Sternen geschrieben standen.«⁹

Nach den ergebnislosen Kämpfen bei Ryczki folgte für Rolfs Division ein mehrtägiger Marsch Richtung Krakau, wobei beinahe jeden Abend an einem anderen Ort Nachtquartier bezogen wurde. (Abb. 34)

Mehrmals wurden Verteidigungsstellungen bezogen, allerdings kam es in diesen Tagen niemals zu Feindberührungen. Bei Tuchow, einem Ort südlich von Tarnow, endete vorerst der Marsch nach Westen, und die Division erhielt den Befehl, in die Gegenrichtung, wiederum nach Osten zu ziehen, um die Armee bei der geplanten Sanoffensive zu unterstützen. (Abb. 35)



34 Haubitze am Lagerplatz in Wola Sklobienska



35 Die S. H. 14 geht über eine Notbrücke bei Jaslo

9 Österr. Bundesministerium f. Heereswesen u. Kriegsarchiv (Hrsg.): Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918, 7. Bde., Wien 1931, Bd. 1, S. 319

»Durch Landesbewohner verraten«

Die demoralisierende Wirkung der militärischen Niederlagen wurde gerade zu Beginn des Feldzuges noch durch zahlreiche Konflikte mit der Zivilbevölkerung verstärkt. Bereits am 1. September 1914 erwähnte der Kriegsberichterstatter Freiherr Kurt von Reden ein Problem, das für die Truppen der Habsburgermonarchie eine schwere zusätzliche Belastung bedeutete: »Leider darf ein sehr schwerwiegender Nachteil für die österreichisch-ungarischen Truppen nicht unerwähnt bleiben: Sie kämpfen, obwohl mit ihrer Hauptfront in Galizien, in Feindesland. Ostgalizien ist fast ausschließlich von Ruthenen bewohnt und die jahrelange Agitation der Popen und Lehrer hat ihre Wirkung bei der tiefstehenden und urteillosen Bauernschaft nicht verfehlt. Die russische Armee ist mit Nachrichten nur zu gut bedient.«¹⁰

Der chauvinistische Unterton in Kurt von Redens Artikel ist durchaus charakteristisch für die Berichterstattung dieser Tage und kontrastiert umso auffälliger den sachlichen Berichtsduktus von Rolf Geylings Feldtagebuch. Als slawischer Volksstamm, der zur Volksgruppe der Kleinrussen zählt, fühlten sich die Ruthenen allein schon aufgrund ihrer Sprache mehr dem benachbarten Russland als dem Kulturkreis der österreichisch-ungarischen Monarchie verbunden. Das Stereotyp einer »tiefstehenden« und »urteilslosen« Bevölkerung, das in der zeitgenössischen Kriegspropaganda durchwegs auf Russland angewendet wurde, findet im Artikel von Redens deshalb auch auf die Ruthenen Anwendung, obwohl diese Volksgruppe seit 1772 Teil der Habsburgermonarchie war.

Tatsächlich schildert auch Rolf Fälle von Verrat und Spionage, die er in Ostgalizien selbst miterlebte. So schreibt er etwa am 9. September:

Division wird heftig beschossen, auch von feindlichen schweren Mörserbatterien, diese schießen seit 10 Uhr v.m. mit Intervallen und sehr guter Seiten- und Höhenrichtung (Aufschläge rechts hinter der Batt. 2, immer auf gleicher Stelle). Auch die leichte Artillerie des Feindes schießt mit sehr guter Direktion. Wirkung noch nicht bekannt. Richtung speziell gegen Divisionskommando so auffallend, daß nur Verrat gewesen sein kann. – 8h v.m. wurde Rzycki vom Feind in Brand geschossen und zwar genau beim Standpunkt des Divisionskommandos. Standpunkt musste sofort verlegt werden [...] kaum war aber der neue Standpunkt erreicht, Stab sofort wieder unter Feuer. Standpunkt wieder verlegt [...] und sofort wieder unter intensiverem Feuer. (Abb. 36 und 37)

¹⁰ Österr.-Ungar. Kriegspressequartier, 1. September 1914. In: Das Archiv zum 1. Weltkrieg. www.stahlgewitter.com (Download am 11.04.2009)



36 Rzysky in Brand geschossen



37 Rzysky, 2. Standort des Kommandos

Stellungen der Batterien und der jeweiligen Standpunkte des Kommandos wird durch Landesbewohner verraten [...] es soll die Gesinnung der Bevölkerung hier so weit gehen, daß schon vor längerer Zeit unterird. Kabel verlegt worden seien, durch die jeweilige Situation der Truppen verraten wurden.

Auch mit absichtlich verursachter Panik wurden die Truppenbewegungen der Habsburgermonarchie gezielt gestört. Bereits wenige Tage nach Beginn des Feldzuges, am 27. August, erlebte Rolf den ersten Fall einer solchen Panik eines Truppenkörpers.

Um 4 Uhr 30' – 7 km nördlich von Zoltiew meldet Auto A-I-78, daß vorne befindl. Trains von russischer Kavallerie angegriffen. Kurz nachher kommt I.V.K. Staffel 2 in panikartiger Flucht unaufhaltsam und in scheußlicher Verfassung an der Kolonne Homberg vorbei. Geschützbedeckung macht Schwarmlinie rechts und hinten. [...] Später meldet Auto, daß nur Panik war, von einem Feind nichts zu sehen.

In der folgenden Nacht wird Rolfs Einheit neuerlich durch eine Falschmeldung in Schrecken versetzt:

28. Aug. Um 10 Uhr n.m. falscher Alarm (wir lagen schon in einem Strohschober) daß Kosaken hier seien; in allen Richtungen wird geschossen; die Division bleibt jedoch vollkommen ruhig. Die Trains, die abends die Straßen nach Przewodow füllten kommen in voller Flucht zurück, die eigene Kavallerie wird allseits beschossen, Herden losgerissener Pferde jagen an uns vorüber. Nach einer Stunde wird Ruhe und alle Offiziere arbeiten die Nacht, um ihre Abteilungen wieder zu versammeln und die Abgänge festzustellen. Kosaken sollen gar nicht gewesen sein, es scheint, daß die Panik durch gekaufte Trainfuhrleute und Spione mit Absicht hervorgerufen wurde.

Die katastrophalen Folgen dieser Aktion erfährt man aus Rolfs Tagebucheintragung vom 29. August:

Am Marsch [nach Przewodow] schauerliche Bilder; ein großer Hilfsplatz auf offenem Felde mit zahllosen Verwundeten; einzelne Tote auf den Feldern; ringsum liegen tote Kavalleriepferde in den Feldern; neben der Straße und in den Gräben zertrümmerte Bauernwagen, Fahrküchen, zerbrochene Materialien und einzelne Waffen; alles von der nächtlichen Szene.

Wurden vermeintliche Verräter gefasst, so wurden sie ohne Prozess und damit unter Missachtung des bestehenden Völkerrechts sofort erhängt oder erschossen.¹¹ Auch über diese Vorgehensweise berichtet Rolf in gewohnt distanzierter, sachlicher Haltung. Weder lassen seine Formulierungen Rückschlüsse darauf zu, wie er als akademisch gebildeter Architekt oder als Offizier moralisch zu dieser Vorgangsweise der k. u. k. Armee stand, noch werden Aggressionen oder Wut gegenüber der heimischen Bevölkerung angesichts der ständigen latenten Bedrohung spürbar. Selbst in diesen menschlichen Extremsituationen bleibt Rolf also der nüchtern-ausgewogene Chronist der Ereignisse um ihn her.

Am 30. August vermerkt er in seinem Tagebuch: »Vormittags beim Durchmarsch durch Liski wurden eben 6 Spione (darunter auch Weiber) erhängt und sofort eingescharrt; Feuer aus Häusern!« Bereits am 1. September berichtet er wieder über einen ähnlichen Vorfall: »Frühmorgens werden in Nowosielki 3 Spione erhängt«. Von einer gleichsam ungewollten Sanktion schreibt er am gleichen Tag: »Bei der Beschießung des Raumes nördlich Poturzyn soll eine Ekrasit-Granate in eine Gruppe von Ortsbewohnern, die an der nördlichen Ortslinie versammelt waren, um den Russen optische Signale zu geben,

11 In der Haager Landkriegsordnung 1907 heißt es in Art. 31: Der auf frischer Tat ergriffene Spion kann nicht ohne vorausgegangenes Urteil bestraft werden.

geschlagen haben und ca. 20 derselben getötet haben.« Am 9. September wurden wiederum »3 Spione und später wieder ein Mann aus Rzyczki wegen Verrates erschossen«.

Wenige Tage später erfolgte der Rückzug der Division Richtung Westen, und Rolf berichtete fortan von keinen ähnlichen Vorfällen mehr.

Die Sanoffensive

Auf dem Marsch Richtung San war für die Truppe bei Rzeszów eine Brücke zu passieren. Allerdings musste Rolfs Einheit zunächst warten, bis der durch vorangegangene Kämpfe zerstörte Übergang von den Pionieren instand gesetzt bzw. eine Behelfsbrücke errichtet wurde. Während dieser Wartezeit passierte ein Unfall, den Rolf ungewohnt ausführlich im dienstlichen Feldtagebuch vermerkt und der ein peinliches Missgeschick eines Offiziers darstellt. Rolf berichtet nämlich, dass »alle Offiziere [...] in einem Zimmer nächst der Brücke versammelt [waren], als sich die Pistole des Oberleutnant Kurowsky durch Fallen auf den Schlagpolzen in der Ledertasche entlädt und ihn am Daumen, der Brust und am Ohr verletzt.« (Abb. 38)

Am 12. Oktober erfolgte der Befehl, dass die Division in nordöstliche Richtung zunächst nach Lezajsk zu marschieren habe, doch musste aufgrund der schlechten Bodenverhältnisse schon in einem Ort davor übernachtet werden.

Der Abmarsch nach Lezajsk erfolgte sodann am 13. Oktober. Bei dem nahe gelegenen Ort Rzuchow war die Überquerung des San durch die 8. ITD (Infanterietruppendivision) geplant. Um die Überschiffung zu unterstützen, bezogen die Batterien in einer Feuerkette an mehreren Punkten ihre Stellungen. Am nächsten Tag sollte um 5 Uhr 30 früh das Feuer eröffnet werden. Da die Infanterie jedoch bereits in der Nacht mit der Überschiffungsaktion begonnen hatte, kam vorerst der Befehl, das Feuer nicht zu eröff-



38 Zerstörte Brücke bei Rzeszów

nen. Erst als die Nachricht einlangte, dass die Überschreitung des Flusses misslungen war, erfolgte der Schießbefehl. Schließlich gelangten Teile der Infanterie bei Rzuchow über den San, doch wurden sie am jenseitigen Ufer sofort in heftige Kampfhandlungen verwickelt, die sich auch die nächsten Tage hinzogen. Unter großen Verlusten mussten die wenigen erfolgreich übergesetzten Einheiten schließlich wieder zurückgenommen werden, wie Rolf berichtet:

Rzuchow von eigener Infanterie vollkommen geräumt, die noch am östl. Sanufer befindliche Infanterie wird rücküberschifft, da Brückenschlag in Betracht der starken Befestigungen am jenseitigen Ufer vorläufig aufgegeben werden muß. Die Feuergefechte werden fortgesetzt, bis am 18. Oktober der Befehl erteilt wurde, die Geschütze aus den Stellungen zu ziehen und in der Abenddämmerung den Rückzug anzutreten.

Ebenso knapp wie lakonisch resümiert Rolf das Ergebnis dieses Angriffsversuchs mit den Worten: »Der Übergang über den San bei Rzuchow [war] aufzugeben«. Rolf hatte sich bei der Schlacht um Rzuchow mit seiner Division im unmittelbaren Zentrum der Kampfhandlungen im Rahmen der Sanoffensive befunden, doch lässt sich das wahre Ausmaß dieser Kämpfe erst erahnen, wenn man seinem Tagebuch die militärhistorische Gesamtdarstellung der Kampfhandlungen gegenüberstellt. Im Werk »Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918« wird die verlustreiche Schlacht um Rzuchow folgendermaßen geschildert: »Als die erste Staffel der Division im Morgengrauen die Überschiffung begann, legte der Feind ein überwältigendes Artilleriefeuer auf die Übergangsstelle. Gleichzeitig fegten die Geschoßgarben der Maschinengewehre über das reißende Wasser. Zahlreiche Pontons versanken, von den russischen Geschossen getroffen, mitsamt ihrer Besatzung in den schmutziggelben Fluten des San oder wurden von der Strömung abgetrieben. Dennoch gelang es vier tapferen Bataillonen [...] auf das andere Ufer zu dringen. Hier wurden sie alsbald von dem Kreuzfeuer der Russen überschüttet. Mit heroischer Zähigkeit behaupteten sich diese schwachen Kräfte am Ostufer. Weitere Truppen sollten folgen. Man hoffte, bis zur Nacht die ganze 8. ID auf das jenseitige Ufer zu bringen. Das starke feindliche Feuer machte aber jede weitere Überschiffung unmöglich. [...] Am 15. Oktober nahm der blutige Kampf um den Besitz der Sanübergänge seinen Fortgang. Von Tagesanbruch an schleuderte die ganze Artillerie der 4. Armee Lage um Lage gegen die russischen Uferstellungen, um den drei Korps den Weg über den San zu bahnen. Die 13. SchD [Schützendivision] hatte sich wieder an den Fluß herangeschoben und trachtete vergeblich, die am jenseitigen Ufer eingekesselten Russen im Feuerkampfe zu vertreiben. Am Vormittag brachte die 4. ID ihre wenigen Brückenköhne ins Wasser. Der heftige feindliche Geschoßregen vereitelte alle Übergangsversuche. [...]

In gleicher Weise scheiterten alle weiteren Versuche des XIV. Korps, den bei Rzuchow überschifften schwachen Kräften Verstärkungen zu bringen. Am Abend des 15. Oktober behaupteten sich diese tapferen Bataillone noch immer am Ostufer, doch war ihre Lage verzweifelt. Vom Kreuzfeuer überschüttet, lagen die völlig erschöpften Leute, von den Fluten des San und einem mit Hochwasser angefüllten Seitenarm umschlossen, hungernd und frierend bis an den Hüften im schwappenden Sumpfboden.« (S. 428)

Rolfs Einheit bewegte sich in weiterer Folge in einem Bogen nach Norden, wo die Truppen wiederum auf den San stießen. Am 22. Oktober wurden in der Nähe von Nisko wieder Stellungen bezogen und eine Brücke und mehrere Orte auf der anderen Seite des San unter Beschuss genommen. Die Aufklärung meldet beim Feind laut Rolfs Tagebuch »heillose Verwirrung«.

Am 24. Oktober wurde Rolfs Einheit einige Kilometer weiter nördlich nach Plawo, heute ein Stadtteil von Stalowa Wola, verlegt, um dort eine andere Division abzulösen. Trotz des nur wenige Tage zuvor durchlebten desaströsen Vorstoßversuchs bei Rzuchow konstatiert Rolf wiederum völlig nüchtern: »Die eigene und feindl. Infanterie liegen sich durch den San getrennt nahe gegenüber, beide sehr gut eingegraben. Sonst nichts bemerkbar, auch keine feindl. Artillerie [...] Die Mannschaften der Batterien bauen sich am folgenden Tag sehr gute Unterstände und nächtigen darin; für Pferde Laubdächer; einzelne Offiziers-Pferde in Häusern von Plawo, desgl. Div. Stab und Offiz.« (Abb. 39)

In den folgenden Tagen gelingt es den feindlichen Truppen immer wieder, an verschiedenen Stellen über den San zu dringen. Es entspinnt sich ein mehrere Tage dauernder Kampf. Rolf betont allerdings mehrmals, dass mit Munition gespart werden musste, da sich der Nachschub sehr schwierig gestaltete. Je nach Bericht der Aufklärung wurden die Stellungen der einzelnen Kampfeinheiten mehrmals im kleineren Umkreis verlegt.

Obwohl Rolf in seinem Feldtagebuch immer wieder von der »sehr guten Wirkung« der Angriffe berichtete, wurde am 29. Oktober die Division für



39 Ein für die Offiziere errichtetes Blockhaus südlich von Plawo

den Rückzug marschbereit gemacht. »Situation soll nicht besonders günstig sein, Gefahr droht aus dem Süden, da Nisko bereits eingenommen und im Nordflügel Infanterie sehr ermattet ist.« Aber das Armeekommando zögert, den Abmarsch tatsächlich zu befehlen, und so notiert Rolf am 31. Oktober: »Div. Kmdo. nächtigt wieder in Plawo, und erlebt eine schauerliche Nacht. Bereits abends wird Plawo von Artillerie stark beschossen [...] ein Abmarschieren unmöglich.« Am 1. November erfolgt neuerlich der Befehl, dass sich die Division so bereitzuhalten habe, dass jederzeit abmarschiert werden könne. Am 2. November eröffnen die von Rolf befehligten Haubitzen noch das Feuer gegen russische Schwarmlinien, die sich »an San vorzuschieben und neu einzugraben versuchen. Gute Wirkung aber nicht von Belang.« (Abb. 40)

Endlich, um 5 Uhr nachmittags des 2. November, kam der Befehl zum sofortigen Abmarsch Richtung Westen, um nun endgültig die im September unterbrochene Verlegung der Truppen in die Gegend von Krakau durchzuführen. Auch der zweite Vorstoß, den Sanübergang zu erzwingen, war damit von den russischen Verbänden erfolgreich abgewehrt worden.



40 Sanbefestigungen bei Plawo

Schlacht bei Krakau

Am 11. November langte die Division in Niepolomice an, einem Ort rund 25 Kilometer östlich von Krakau. Umgehend wurde die Errichtung einer gefechtsmäßigen Stellung befohlen, da vom nördlichen Weichselufer ein Angriff der russischen Truppen erwartet wurde. Nachdem die Division vier Tage in ihren Stellungen zugebracht hatte, erfolgte allerdings der Befehl zum Abmarsch, da alle diese Tage »vom Feind nichts zu sehen« gewesen war. Vorher wurden noch »Wagen behufs Einkauf nach Krakau gesendet. [...] Sehr gute Verpflegung von Mann und Pferd; Verpflegung funktioniert überhaupt klaglos«, wie Rolf in sein Tagebuch vermerkt. Da die »Geschütze etc. schwierig aus der Stel-

lung zu bringen und die Strasse verstopft« war, konnte der Abmarsch allerdings erst am Abend erfolgen, und es wurde die ganze Nacht durchmarschiert.

Nördlich von Krakau wurde die Division wiederum angewiesen, gefechtsmäßige Stellungen zu beziehen. Wie Rolfs Tagebuchaufzeichnungen belegen, kam es in diesem Zeitraum infolge der schweren Verluste während der vorangegangenen Wochen und der dadurch bedingten Material- und Personalengpässe immer wieder zu logistischen Pannen und Versorgungsmängeln. Am 16. November schreibt Rolf, dass das vorausziehende Divisionskommando stundenlang auf die Division warten musste. »Der Grund für das verspätete Eintreffen der Division waren Verstopfung der Straßen (durch die eigenen Trains) sowie »Mißverständnisse [...] es wartet Eines auf das Andere«.

Es wurde nun schon empfindlich kalt, dennoch musste die Mannschaft zumeist in nur notdürftig hergestellten Unterständen oder im Freien übernachten. Nur die Offiziere konnten in Häusern untergebracht werden und – was ein bezeichnendes Licht auf die hierarchische Stellung der einfachen Soldaten in der Habsburgermonarchie wirft – zumeist auch deren Pferde.

Am 17. November begann nördlich von Krakau ein mehrtägiger Kampf, in dessen Verlauf Rolfs Einheit in einem Radius von mehreren Kilometern oftmalige Stellungswechsel durchführen musste. Die Gefechte wurden schließlich in nördliche Richtung bis Proszowice vorangetrieben. Ohne weiteren Kommentar berichtet Rolf, dass ein Hilfsbeobachter am Kirchturm von Proszowice positioniert werden musste, da »telef. Leitung wegen Mangel an Material nicht gelegt werden konnte.«

Wieder erwähnt Rolf mehrmals die »gute Wirkung« der eigenen Artillerie, schreibt allerdings am 25. November, dass »eigene Truppen stark bedrängt« sind. Am 26. November wurde zwar Befehl erteilt, dass beide Batterien einen Ort nördlich von Proszowice unter heftiges Feuer nehmen sollen, gleichzeitig wurden sie jedoch angewiesen, sich marschbereit zu halten. Am Nachmittag erforderte der heftige russische Gegenstoß den Rückzug in südliche Richtung, und zwar genau an jenen Ort, an dem die Kämpfe für Rolfs Einheit ursprünglich ihren Ausgang genommen hatten. Wiederum musste eine gefechtsmäßige Stellung bezogen werden, allerdings wurde vom Kommando bereits der weitere Rückzug in Aussicht gestellt. Zunächst war »vom Feind nichts zu sehen«, am Nachmittag wurde jedoch die Division »lebhaft mit Schrapnells beschossen«. Das erste Mal berichtete Rolf von Verwundeten aus seinem eigenen Befehlsbereich: »2 Dragoner und ein Mann der Batterie 1«.

Am Abend war die gesamte Artillerie marschbereit, am 28. November wurde der Abmarsch Richtung Süden befohlen. In einem Bericht des Rainerregiments 59, das ebenfalls an der Schlacht bei Krakau beteiligt war, heißt es, dass der russische Gegenstoß

nach dem »erbitterten Bajonettkampf zum Zurücknehmen des Regiments« gezwungen habe.¹² (Abb. 41)



41 Marsch über den Beskidensattel

Kriegsalltag in der k. u. k. Armee

Für die zahlreichen Niederlagen und enormen Verluste unter den österreichischen Streitkräften waren durchaus unterschiedliche Faktoren verantwortlich, wie die militärhistorische Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges gezeigt hat. Von Beginn an entscheidend für den Verlauf des gesamten Ostfeldzuges war jedoch, dass das russische Heer dem der österreichisch-ungarischen Monarchie in allen Belangen weit überlegen war, und zwar sowohl was die zahlenmäßige Stärke der Truppen als auch was die Ausstattung mit modernem Kriegsgerät betrifft.

Zusätzlich trug eine grundlegende Fehleinschätzung des Armeeoberkommandos zum Verhängnis der österreichisch-ungarischen Armee bei, wie dem Werk »Österreich Ungarns letzter Krieg« zu entnehmen ist: »Die Kritiker der ersten öst.-ung. Feldzüge im Weltkrieg stoßen sich stets vor allem an den ersten Aufmarschbefehlen, durch die trotz der drohenden russischen Übermacht zwei Fünftel des gesamten Heeres gegen Serbi-

¹² Gefechtskalender 1914–1918, www.rainerregiment.at (Download am 9. 7. 2010)

en und seinen Mitläufer Montenegro entsendet wurden.« (S. 321) Durch diese Konzentration auf die »Strafexpedition« gegen Serbien erfolgten tatsächlich militärstrategisch fragwürdige Weichenstellungen, die in weiterer Folge nur mehr mit hohem Aufwand revidiert werden konnten.

Da man an eine kurze Dauer des Krieges glaubte, wurden zudem die besten Mannschaften und erfahrensten Führungskräfte gleich zu Beginn der Mobilisierung einberufen und an die Front geworfen. Die Folge war, dass die gut ausgebildeten Truppenteile bereits zu Beginn des Feldzuges in Galizien regelrecht aufgeopfert wurden und nach den großen Verlusten, die die Armee der Donaumonarchie in den ersten Schlachten erlitten hatte, keine adäquaten Reserven mehr verfügbar waren, um die Ausfälle zu ersetzen.

Die »Angriffshast« der Infanterie

Die Russen gingen demgegenüber auch strategisch nach moderneren Methoden vor. In »Österreich-Ungarns letzter Krieg« ist zu lesen, welche verheerende Wirkung die veraltete Ausbildung des Militärs der Donaumonarchie auf dem Schlachtfeld hatte: »Dem Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie wurde in der Theorie und bei den Übungen zweifellos zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, die Bedeutung der Artillerie als Wegbereiterin des eigenen Infanterieangriffes und als Schirmerin in der Abwehr wohl unterschätzt. [...] Unter den Kampfformen wurde bei der Ausbildung dem »Angriff um jeden Preis« der Vorzug gewährt. Dies galt ebenso für die theoretische Schulung, wie für das Kriegsspiel und die Übungen im Gelände. Keine Armee der Welt ist darin weiter gegangen. Die abstoßende Wirkung moderner Feuerwaffen und die Stärke des verschanzten Gefechtsfeldes wurde [...] viel zu wenig in Rechnung gestellt. Dieser Grundzug der Friedensausbildung kostete dem Heere in den Einleitungsschlachten viel wertvolles Blut. Die Infanterie stürmte wie auf dem Manöverfelde, ohne die Wirkung der eigenen Artillerie abzuwarten, auf den Feind los. Es dauerte geraume Zeit, bis die Truppen und vor allem die Führung aus den blutigen Erfahrungen die entsprechende Nutzenanwendung zogen. Bei jenen war dann allerdings in einzelnen Fällen auch eine gewisse Angriffsmüdigkeit die Folge.« (S. 34) In Bezug auf die Schlacht bei Rawa Ruska schreiben die Autoren: »Leider hatte die öst.-ung. Infanterie die ihr im Frieden anezogene Angriffshast noch immer nicht aufgegeben. Sie stürmte rastlos, ohne die Wirkung ihrer Artillerie abzuwarten sowie die Zusammenarbeit mit Nachbarabteilungen vernachlässigend, und sah sich dann nicht selten dem zähen, beharrlichen, kriegserfahreneren Feinde und seinen Gegenunternehmungen preisgegeben.« (S. 285)

Tatsächlich war auch Rolfs Einheit von der mangelnden Kommunikation zwischen Artillerie und Infanterie betroffen, wie Rolf wiederholt in seinen Tagebucheinträgen ver-

merkt: Am 3. September schreibt er etwa, dass er nach einem neunstündigen (!) Marsch erfahren habe, dass der Zweck dieses Marsches, nämlich das jenseitige Bugufer zu besetzen, bereits von der Infanterie vorweggenommen worden war.

Auch im Zuge der Sanoffensive scheiterte ein effizientes Eingreifen von Rolfs Einheit in die Kampfhandlungen an der »Angriffshast« der Infanterie. Rolfs Division hatte den Befehl erhalten, die Überschiffung des San vorzubereiten. Am 14. Oktober berichtete er, dass die Infanterie jedoch »schon in der Nacht, vorzeitig, die Überschiffung forzieren« wollte. Daher wurde Befehl gegeben, das Feuer, das eigentlich der Vorbereitung des Infanterieangriffs hätte dienen sollen, nicht zu eröffnen. Erst als traurige Gewissheit herrschte, dass die Aktion der Infanterie misslungen war, wurde dieser Befehl wieder zurückgenommen und die Artillerie plangemäß eingesetzt – nun allerdings vor dem Hintergrund, dass die Infanterie bereits empfindlich geschwächt worden war.

Ein weiteres Beispiel des unkoordinierten Vorgehens lieferte die Infanterie auch am 3. November, wobei in Rolfs Tagebucheintragung dieses Tages besonders deutlich zum Ausdruck kommt, mit welchen Mühen die Vorbereitung gefechtsmäßiger Stellungen verbunden war. Einmal mehr zeigt sich dabei Rolfs Hang zur sachlichen Berichterstattung, denn wie ärgerlich es für Mannschaft und Offiziere gewesen sein muss, wenn sich herausstellte, dass die mühsame Errichtung von Artilleriestellungen durch die eigene Infanterie zwecklos gemacht wurde, lässt sich nur zwischen den Zeilen lesen: In Machow, in der Nähe von Tarnobrzeg, wurde eine gefechtsmäßige Stellung eingerichtet. »Um 11 Uhr vormittags fährt die Division in die Stellung ein; Bedienung baut vorzügliche Deckungen und Unterstände mit Benützung der gefällten Baumstämme im umliegenden Wald. Mit Hilfe einer Infanterieabteilung wird der Abfahrtsweg gut hergerichtet. Alle Pferde einquartiert.« Mittags langt eine Infanterieabteilung ein, die sich – offensichtlich ohne Absprache – am Waldrand eingräbt. »Dadurch kommt die Infanterie nur etwa 300x [Schritte?] vor der Batterie zu liegen und erscheint daher die Stellung der Division unhaltbar.« Am nächsten Tag erfolgte demzufolge der Stellungswechsel nach Süden. »Die neue Stellung [...] wird wieder ausgebaut und der Weg hergerichtet.« Umso frustrierender muss es gewesen sein, als bereits am Abend erneut Befehl zum sofortigen Abmarsch in südwestliche Richtung einlangt. »Batterien werden aus den Stellungen gezogen [...] Nachtmarsch bei kaltem Wetter.«

Auch am 16. November berichtet Rolf von einer ähnlichen Situation: »Befehl [...] Stellung beziehen Front gegen Czulice [...] Eigene Infanterie sieht man jedoch gegen Czulice, wohin hätte gewirkt werden sollen, vorgehen.« Daraufhin wurde der Weitermarsch befohlen.

Auch über die paradoxe Situation, dass die Infanterie aus mangelnder Absprache nicht von der Artillerie unterstützt, sondern vielmehr gefährdet wurde, berichtet Rolf. So

lautet eine Tagebucheintragung vom 29. August: »Nach kurzen aber furchtbaren Infanteriekämpfen [...] wird das Gefecht wieder so rasch nach vorwärts getrieben [...], daß wir gar nicht ohne Gefahr der eigenen Infanterie schießen können, und auch die leichten Batterien eigene Truppen gefährdet und geschädigt haben sollen.« Am Abend des 30. August schrieb er nach der Meldung, dass die eigene Infanterie (I.R.28) von Artillerie beschossen worden war, erleichtert: »die S.H.D.14 kann dies wegen der Zeit nicht gewesen sein«.

Warten auf Befehle

Mehrmals wird in »Österreich-Ungarns letzter Krieg« darauf hingewiesen, dass die Aufklärung an der Ostfront nur höchst ungenügend funktionierte, das Armeeoberkommando deshalb häufig nur mangelhaft über die feindlichen Truppenbewegungen unterrichtet war und die ausgegebenen Befehle aus diesem Grund wiederholt auf verhängnisvollen Fehleinschätzungen beruhten.

Die mangelnde Kommunikation mit dem Oberkommando bzw. die sich immer wieder ändernde Zuteilung von Gefechtseinheiten unter das Kommando verschiedener Kolonnen verursachte weitere Probleme.

So schreibt Rolf am 11. September: »Div. langt nachm. in Niemirow ein, parkiert, nächtigt. Fühlung mit 3. I. T. D. verloren, langen keine weiteren Befehle ein.« Am nächsten Tag kam eine Depesche des Generalkommandos, die den Abmarsch befahl. Als die Division bereits unterwegs war, traf die Nachricht ein, dass ein Teil der Kolonne in Niemirow aufgehalten worden sei, da sie nach Westen zur 3. ITD marschieren müsse. Daraus zog die Führung von Rolfs Einheit den Schluss, dass sie ebenfalls diese Richtung einzuschlagen habe, und zweigte gleichfalls nach Westen ab, kam jedoch »irrtümlich« nicht im geplanten Ort an. Beim Warten auf weitere Befehle stellte sich schließlich heraus, dass die Änderung der Marschrouten auf einem Missverständnis beruhte, da es sich um keinen Befehl, sondern nur um eine »Mitteilung« gehandelt habe.

Eine fatale Folge dieser Aktion war, dass der Kontakt zur Munitionskolonnen verloren ging, wie Rolf schreibt: »Seit 13. September Munitionspark vermisst. Es wird zusehends vermutet, dass dieselbe bei dem Rückzugsdebakel ab Niemirow, woselbst er zum letzten mal gesehen wurde, entweder vernichtet oder gefangen genommen wurde, desgleichen Verpflegungs-Wagen-Partien und das gesamte Verpflegungspersonal«. Überraschend tauchte der vermisste Munitionspark allerdings zehn Tage später wieder auf: Durch feindliche Einwirkung war er von der ursprünglichen Marschlinie abgedrängt worden und einige Tage herumgeirrt, ehe er den Anschluss an die übrigen Heeresteile wiederherstellen konnte. Auch die zersprengt gewesene Verpflegungsstaf-

fel und das Verpflegungspersonal hatten sich in der Zwischenzeit wieder eingefunden. (Abb. 42)

Zermürend in diesem Kriegsherbst 1914 muss auch gewesen sein, dass wiederholt sehr lange auf Befehle gewartet werden musste. »Abfertigungen«, das sind Befehle des Generalkommandos, mussten zum Teil an einem entfernten Ort eingeholt werden, und diese Prozedur konnte durchaus auch eine ganze Nacht in Anspruch nehmen, wie Rolf etwa am 30. September schreibt: »Abfertigung täglich 9h nachm. (Ende der Abfertigung immer erst in der Frühe!)«. Oder am 4. Dezember 1914: »[...] da Abfertigung erst um 4h 30 v.m. verzögert sich der Abmarsch. Div. langt bei [Bahn-]Durchlaß erst um 8h v.m. ein. Bis 12h v.m. gewartet, keinen Befehl erhalten, eigenmächtiger Vormarsch bis Straßenknie [...] dort gewartet bis 4h n.m.«

Teilweise langten die Anweisungen zum weiteren Vorgehen erst lange nach dem Befehl zum Abmarsch ein. Das bedeutete, dass die Division während der Wartezeit oft stundenlang, zum Teil die ganze Nacht in voller Adjustierung warten musste, wie etwa am 5. November: Die Division kommt um 4h 30 früh, »nach flottem Marsch«, im vorgegebenen Ort an »und rastet dortselbst auf der Straße in Erwartung weiterer Befehle. Endlich um 12h kommt Befehl zum Weitermarsch.«

Es konnte auch sein, dass Befehle kurzfristig widerrufen wurden, wie etwa Rolfs Tagebucheintragung vom 1. September 1914 zeigt, wo er berichtet, dass »von Feldmarschallleutnant für diesen Tag der Angriff abgesagt«, aber der Befehl bereits eineinhalb Stunden später widerrufen wurde. Am 2. Dezember 1914 schreibt Rolf: »[...] Wegdreieck [...] zur Nächtigung zugewiesen. Durch Trainverstopfung Marsch sehr erschwert. Um 12 n.m. erst im Quartier. [...] Kaum einquartiert kommt Befehl, [...] Quartiere zu räumen.« Für den neuen Parkplatz mussten allerdings von der Militär-Arbeiter-Abteilung erst Zufahrtswege hergestellt werden. Dies bedeutete wieder drei Stunden Wartezeit.

Am 10. Dezember wartete die Division einmal mehr auf Befehle zum weiteren Vorgehen. Da keine Anweisungen kamen, wurde der Entschluss gefasst, durch das Stradomka-



42 Eine Verpflegungsstaffel der S.H. 14

tal zu marschieren. »Hierbei Verluste, da sowohl Stellungswechsel, als auch das Abfahren auf der Straße nach Süden in lebhaftem feindl. Feuer erfolgte. 7 Verwundeten, zwei davon schwer. Erst als die Div. am Marsch im Stradomkatal nach Süden war, langt Befehl ein, darüber, daß Strad. Tal auf keinen Fall zu benützen ist.« Darauf zieht sich die Division wieder in die ursprüngliche Stellung zurück, um weitere Befehle abzuwarten. Die einlangende Anweisung lautet dann allerdings, doch durch das Stradomkatal nach Gdow zu marschieren. Wegen Verstopfung der Straßen durch Trains wurde jedoch bereits in einem Ort einige Kilometer vor Gdow parkiert. Am nächsten Morgen wurde nur die Batterie 1 zu einer Brücke nördlich von Gdow dirigiert. Dort ging sie in Bereitschaftsaufstellung, wegen dichten Nebels wurde jedoch kein Schuss abgegeben. Daraufhin kommt der Befehl, dass die Batterie wieder in den Ort, wo sie genächtigt hatte, zurückkehren solle. Kurze Zeit nach dem Abmarsch »langt jedoch Befehl ein [...] zum Westende von Gdow zurückzumarschieren. [...] Weitere Befehle abgewartet«.

Ein weiteres Problem, von dem Rolf mehrfach berichtet, ergab sich daraus, dass Anordnungen erteilt wurden, welche häufig gar nicht oder nur mit größtem Aufwand realisiert werden konnten. So schreibt Rolf z. B. am 14. September: »[der vorgeschriebene] Parkplatz kann nicht bezogen werden, da Radymno [durch Trains] verstopft und Div. nicht durchfahren kann. Alter Parkplatz wird wieder bezogen.« Am 5. Dezember berichtet Rolf von einem befohlenen Stellungswechsel: »Befehl aber nicht durchführbar, da Straße dorthin unter heftigem feindl. Feuer«.

In der Nacht auf den 21. September wurde aufgrund des Befehls, vom Rastplatz in Wola Sklobienska nach Wielepole zu marschieren, »Weg reognisiert; Resultat unfahrbar für die Division«.

(Abb. 43)

Um 7 Uhr früh wird die Division trotz dieses Befundes angewiesen, den befohlenen Weg zu nehmen. »Große Schwierigkeiten, da Wege sehr schlecht in Folge des Regens durch 2 Tage hindurch vollständig durchweicht und zerfahren sind. 2 Schrapnelwagen zerbrochen, Munition abgeladen unter Bewachung [...] zurückgelassen. Mann und Pferde sehr erschöpft, trotzdem unter Aufbietung aller Kräfte weitermarschiert und gelangt die Division am 22. 9. 2 Uhr früh am Parkplatz in Wielepole ein. [...] Landesfuhren zu requirieren



43 Oblt. Rolf Geyling am Rastplatz in Wola Sklobienska

versucht, um liegengebliebene Munition einzufahren. Unmöglich aufzubringen. Ein Geschütz stürzte in Straßengraben ab musste gleichfalls zurückgelassen werden.«

Auch in den nächsten Tagen gestaltete sich der Weitermarsch äußerst schwierig. Die Straßen waren durch die Trains durchwegs »vollständig verstopft«, und häufig konnte die Division erst nach stundenlangem Warten vorankommen, sodass auch die – nun doch aufgetriebenen – »4 Wagen, welche die liegen gebliebene Munition der Division einholen sollten, nicht weiterkönnen. Munition muß daher als verloren betrachtet werden, da Alles mögliche versucht worden war«.

Darüber hinaus langten häufig unklare Befehle ein, wie etwa am 13. September, als völlig unerwartet ein Artillerieangriff angeordnet wird: »[...] Division erhält Befehl [...] zu schießen, wohin nicht bekannt. Es wird ein Stellungswechsel vollzogen [...] Befehl zur Feueröffnung. Div. kommt wegen eintretender Finsternis nicht zum schießen auch ist die Orientierung über die eigene Situation sehr mangelhaft«. Ähnliche Unklarheit herrschte offenbar am 30. November, wo es in Rolfs Tagebuch heißt: »Weitermarsch ohne Endziel zu wissen.«

Bereits am 8. November war die Division am Marsch Richtung Krakau in Otfinow angelangt, wo sie zwei Brücken über den Dunajec vorfand: eine Not- und eine Behelfsbrücke. (Abb. 44) Allerdings waren die Brücken unbewacht, sodass keine Auskunft über den Zustand der Brücken eingeholt werden konnte, und so wurde beschlossen, die Notbrücke zu benutzen. Rolf schildert die daraus entstandene Situation wie folgt:

Es ist 8h 30' n.m. geworden. Requisitionen-Wagen und Gerätewagen kommen gut über die Notbrücke. 1. Geschütz bricht jedoch knapp vor dem jenseitigen Ufer durch die Brückendecke. Mit vieler Mühe wird es herausgebracht und der andere Teil der Division über die Behelfsbrücke geführt; trägt sehr gut. Vorher [hat] Div. Kommando den Unfall beim 3. I. T. D. K. gemeldet. Nach längerer, schärferer Debatte (Generalstabchef) verbot das Kommando den Übergang über die Behelfsbrücke und gab Befehl, Notbrücke



44 Kriegsbrücken über den Dunajec

mit Pionieren unter Leitung eines Art. Offiz. zu reparieren, Brückendecke verstärken u. weiter diese benützen.«

Weitere Weisungen sollten telefonisch von einem anderen Kommando eingeholt werden. »Dieses gab wieder Befehl, nächsten Tag eine Brücke weiter nördlich [...] zu benützen.« Als das Divisionskommando von der Unfallmeldung zurückkehrte, »war die Division bereits über die Behelfsbrücke auf das andere Ufer gegangen. [...] Daher alle Befehle nicht zu befolgen waren.«

Aufgrund dieser und ähnlicher organisatorischer Pannen sowie der wiederholt chaotischen Zustände im Heer der Habsburgermonarchie dürfte Rolf wohl kaum die Einschätzung der Autoren von »Österreich-Ungarns letzter Krieg« geteilt haben, die in verklärender Reminiszenz formulierten: »Ein künftiges Geschlecht wird diesen Dingen sachlicher gegenüberstehen als das unsrige, das noch Leidtragender des Zeitenjammers gewesen ist, und es wird diese großartige Menschenschöpfung, die österreichisch-ungarische Wehrmacht von 1914, mit scheuem Staunen betrachten. Denn sie war ein gewaltiger Bau von feinst durchdachter Gliederung, von seltsamsten, mitunter – wenn man will – bizarren Formen, aber auch von einer angesichts des brüchigen Untergrundes verblüffenden Festigkeit.« (S. 57)

Bewegungskrieg in Nässe und Schlamm

Neben den größeren Gefechten war Rolfs Division auf ihrem Marsch nach Westen auch häufig in kleinere Scharmützel verwickelt, und umgekehrt berichtet Rolf wiederholt vom Ausbau gefechtsmäßiger Stellungen, ohne dass es in Folge zu einer Feindberührung gekommen wäre. Da die Ostfront im Unterschied zur Westfront als Bewegungskrieg verlief, verbrachte die Division nahezu jede Nacht an einem anderen Ort. Zwischen den großen Schlachten, an denen Rolfs Division beteiligt war, waren deshalb zumeist mehrere Tagesmärsche zurückzulegen. Häufig wurde in der Nacht marschiert, mehrfach gab es nur für ein paar Stunden Ruhepausen. (Abb. 45)

Nur wenn heftigere Zusammenstöße mit russischen Truppen zu erwarten waren bzw. erfolgten, wurden für wenige Tage Stellungen bezogen, die sich dann zwar um einen Ort konzentrierten, aber im kleinen Umkreis wiederum mehrmals kurzfristig zu wechseln waren.

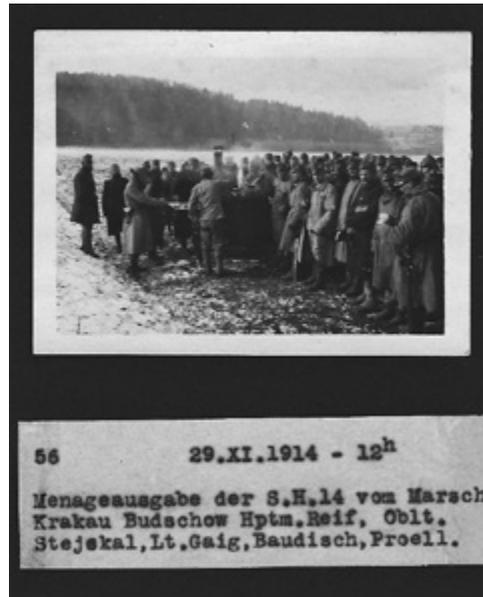
Wie mühsam sich Truppenbewegungen gestalten konnten, zeigt ein kurz zusammengefasstes Beispiel aus Rolfs Tagebucheinträgen vom 5. und 6. Oktober 1914:

2 Uhr nachmittags Aviso zum Abmarsch von Pilzano
 4 Uhr nachmittags Marschbefehl und Einteilung der Reihenfolge, in der die Einheiten abmarschieren sollen
 12 Uhr Mitternacht ist die SHD 14 an der Reihe
 2 Uhr nachts Ankunft in Lubzina« (Pilzano–Lubzina = ca. 20km!)

Die Trägheit der Truppenbewegungen entstand wie gesagt nicht zuletzt durch die begleitenden Trains, d. h. jene Kolonnen, die für den Transport der Munition, Bekleidung, Verpflegung, Sanitätsmaterial, Baumaterial etc. zuständig waren. Engpässe bei Brücken oder beim Durchzug durch Orte, vor allem aber die häufigen Marschroutenänderungen, die oft in einem Vor- und wieder Zurückgehen in einem Radius von nur wenigen Kilometern gipfelten, verursachten Stauungen bei den Pferde- bzw. Ochsenwagen, auf denen das Material transportiert wurde. Wie ein roter Faden ziehen sich deshalb die Notizen über die blockierten Wege und die hindernden Trains durch Rolfs Feldtagebuch.

Auch in dem schon mehrfach zitierten Werk »Österreich-Ungarns letzter Krieg« wird dieses Problem angeschnitten: »Äußerst mühsam nur schoben sich die Trainkolonnen nach vorwärts. In den Ortschaften und an den Brücken entstanden Stockungen gefährlichster Art, die sich weit nach rückwärts auswirkten. Immer wieder hielten einzelne Trainteile auf den Straßen wegen Ermüdung der Pferde oder wegen der notwendigen Fütterung, andere Teile versuchten vorzufahren und schließlich marschierten überall die Trains in drei bis vier Reihen nebeneinander. Im Regenwetter wurden die Straßen tief aufgerissen, besonders durch die Munitionsfuhrwerke und Geschütze, wodurch der Marsch gleichfalls sehr erschwert und verzögert wurde.« (S. 319)

Die extrem schwierigen Bodenverhältnisse in Galizien bildeten an sich bereits eine nicht zu unterschätzende Problemquelle auf den Marschrouten und stellten große Anforderungen an die Mannschaft. Über die widrigen Verkehrswege war am 11.9.1914 in der »Frankfurter Zeitung« zu lesen: »Viele Schwierigkeiten boten dem Vormarsche un-

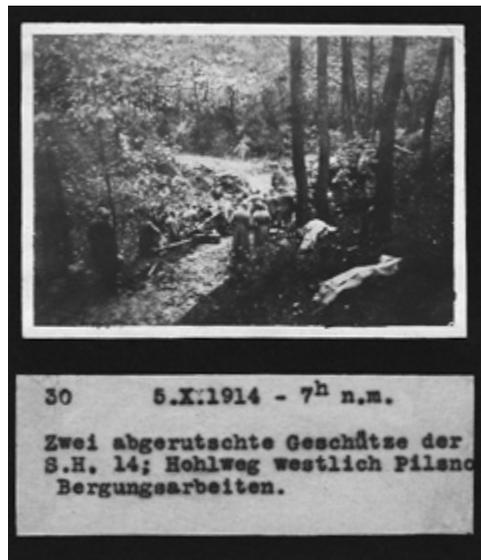


45 Menageausgabe

serer Kolonnen auch die tiefsandigen Wege. Nach der langen Schönwetterzeit mußten unsere Mannschaften bis zu den Waden einsinkend selbst kürzere Strecken mit unverhältnismäßiger Anstrengung bewältigen und hatten dabei auch unter der dichten Staubentwicklung stark zu leiden. Nun ist es aber auch in diesen Sandzonen die Regel, daß jede der zahllosen kleinen Mulden und Tiefenlinien, die das leichtwellige Gelände durchziehen, oft kaum sichtbar versumpft ist. Das bedeutet fast jedesmal nasse Füße in sandigem Schuhwerk und bei aller möglichen Sorgfalt doch sehr viele Marschmarode, namentlich bei Truppen, die an derartige miserable Wegverhältnisse aus ihrer kultivierten Heimat nicht gewöhnt sind.«

Die beschwerlichen Umstände verschärften sich, als der Herbst mit ausgiebigen Regenfällen folgte, und Rolf berichtet mehrmals, dass sich die Truppen tagelang durch Morast zu kämpfen hatten. Ab Mitte September des ersten Kriegsjahres endet beinahe jede Tagebucheintragung Rolfs in dieser oder ähnlicher Weise: »nächtigt in Regen und Kot, nasse Kälte.« Häufig existierten nur Feldwege, und vor allem für die Geschütze und begleitenden Wagen bildeten diese Verkehrswege ein kaum bewältigbares Hindernis. Alleine durch die problematische Bodenbeschaffenheit ging deshalb viel Gerät verloren. So schreibt Rolf am 4. Oktober: »Am Weg galt es [...] äußerst schwierige Verhältnisse zu überwinden. Räder sinken tief ein, Hohlwege zu schmal [...] 2 Geschütze im Hohlweg in seitlichen Wasserlauf abgestürzt, für die anderen Fuhrwerke dadurch Weg versperrt.« (Abb. 46)

Vielfach erreichten die Kolonnen nicht nur aufgrund der schlechten Wegverhältnisse, sondern auch wegen der daraus resultierenden Übermüdung der Mannschaft und der Pferde die für die Nächtigung vorgesehenen Orte nicht, und es musste ein anderer »Parkplatz« gesucht werden. Am 12. Oktober schreibt Rolf: »2 Uhr n.m. bei Regen und sehr schlechten Bodenverhältnissen Abmarsch – tiefer Kot, Löcher in der Straße.« Die Division erreichte daher auch in diesem Fall nicht den vorgesehenen Ort, sondern »nächtigt an der Straße« mehrere Kilometer davor. »Mehrere Munitionswagen blieben rückwärts im Kot stecken



46 Zwei abgerutschte Geschütze

und brachen zusammen, und können wegen Erschöpfung der Pferde erst am nächsten Tag eingebracht werden.«

Auf dem Marsch zum San schreibt Rolf am 19. bzw. 20. Oktober: »Weg *sehr* schlecht. Kotig, tief, Löcher etc. [...] Geschütze 10spännig, Wagen 6spännig [...] Ein Geschütz der Batt. 1 in eine Sumpfstelle geraten.« (Abb. 47) Die schwierigen Verhältnisse verschärften sich durch die schlechte Verpflegung; das Futter für die Pferde war ausgegangen, »Ersatz unmöglich«.

Dementsprechend oft verspäteten sich die Munitions- und Verpflegungswagen um viele Stunden, obwohl bis zu 27 Paar Zugochsen oder auch zusätzliche Pferde für die Überwindung der schwierigen Wegstrecken zur Verfügung gestellt wurden, wie Rolf am

7. November, am Rückzug von den Kampfhandlungen am San, berichtet: »Der Weg war durchwegs schmal und grundlos. Scheint gar nicht rekognosziert, sondern einfach der Division zugewiesen worden sein. Große Leistung für Mann und Pferd. Wenn nicht so viele neue Pferde eingespannt gewesen, wäre dieser Weg unmöglich gewesen.« Zwei Tage später berichtet Rolf vom Einsatz der neu zugeteilten Zugochsen: »Die 27 P. Zugochsen hauptsächlich in Munitionswagen beim Munitionspark und bei den Staffeln der Batterien in Verwendung. Dadurch ist es möglich, die Geschütze 8spännig, die übrigen Munitions-Wagen 6spännig gehen zu lassen; Ochsenwagen jedoch sehr langsam; durchschnittlich 3–4 Stunden zu spät; so auch diesmal: Verpflegungswagen nur zur Hälfte eingerückt [...] Schlachtvieh [...] gar nicht eingerückt.«

Zumindest ansatzweise kritisch, vor allem aber resignativ klingt der Unterton, der in Rolfs Tagebuch anlässlich der wiederholten Stellungswechsel bei Rzuchow mitschwingt: »Bemerkenswert, dass Batterie 13 mal die Stellung wegen Frontwechsels ändern musste«, stellt Rolf am 13. Oktober fest – »sehr anstrengend für Mannschaft.«



47 Ein Geschütz wird aus dem Morast gezogen

Schlacht bei Limanowa-Lapanow

Anfang Dezember konnten die österreichisch-ungarischen Truppen südöstlich von Krakau in der Schlacht bei Limanowa-Lapanow endlich einen größeren Erfolg verzeichnen und den russischen Vorstoß – wenngleich nur für kurze Zeit – zum Stoppen bringen. Die Schlacht von Limanowa-Lapanow leitete die sogenannte Winterschlacht in den Karpaten ein, die bis März 1915 dauerte. Die Karpatenschlacht zählt zu einer der verlustreichsten Schlachten des Ersten Weltkrieges und endete mit einer Niederlage der Habsburgerarmee.

Rolf war mit seinen zwei Bataillonen nach mehreren Tagesmärschen unmittelbar in die Schlacht von Limanowa-Lapanow involviert, seine Aufzeichnungen vom 5. bis 16. Dezember lassen jedoch kaum auf den erzielten Erfolg des österreichisch-ungarischen Heeres schließen. Der Aktionsradius von Rolfs Einheiten lag zwischen Jodlownik, Lapanow und Gdow. Häufige Stellungswechsel und wechselnde Kolonneneinteilungen prägten diese Tage. Zum Teil kam es zu heftigen Infanteriegefechten, wiederholt behinderte dichter Nebel die Aktionen. Rolf berichtet fast minutiös von den stets neu ermittelten Zielpunkten, auffallend oft allerdings wurde lange auf Anordnungen bezüglich des weiteren Vorgehens gewartet, und auffallend oft wurden Befehle binnen kurzer Zeit widerrufen.

Wie Rolfs Feldtagebuch vermerkt, wurden ab dem 5. Dezember bei Jodlowink und in weiterer Folge auch in weiter nördlich gelegenen Orten verschiedene Stellungen bezogen und das Feuer in mehrere Richtungen eröffnet: »sehr gute Wirkung. Überall viel russische Infanterie; Artillerie keine zu sehen, obwohl geschossen wird. 4h n.m. Feuer eingestellt, da Inf. Angriff einsetzt.«

In den nächsten Tagen wurden verschiedene Stellungen »möglichst weit nordwärts«, d. h. im Umkreis von Lapanow, bezogen und gegen mehrere Orte das Feuer eröffnet. Am 8. Dezember schreibt Rolf: »plötzlich steht der Vormarsch, da die Vorhut der Geschützbedeckung auf feindl. Vorposten gestoßen«. Der Rückzug nach Lapanow wird angeordnet, am nächsten Tag jedoch wieder Richtung Norden marschiert, eine Stellung bezogen und das Feuer neuerlich eröffnet.

Am 10. Dezember wurde, nachdem vorerst wegen Nebels kein Ziel sichtbar war, laut Rolfs Tagebuch die Beschießung des Gegners fortgesetzt. »Situation wird etwas ungemütlich. Feindl. Angriffe scheinen vorwärts zu schreiten«. Nachdem verwirrende Befehle die Division mehrmals an verschiedene Orte dirigiert hatte, die dann allerdings sofort wieder verlassen werden mussten, um zu teilweise bereits vorher erreichten Orten zurückzukehren, wurde am 12. Dezember abends schließlich ein Parkplatz bezogen und »weitere Befehle abgewartet«.

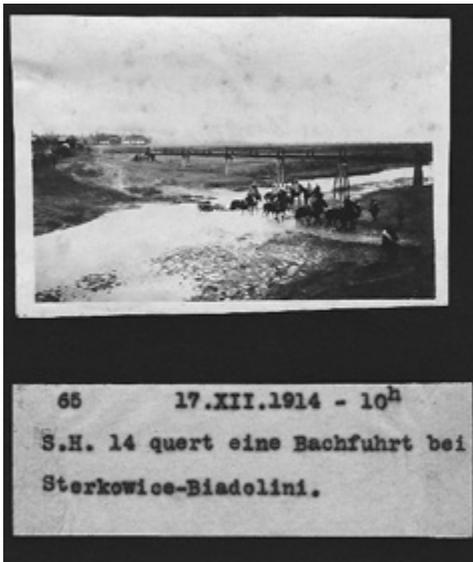
Am 13. Dezember meldet Rolf, dass in der Mannschaft Typhusverdacht festgestellt wurde. »Maßnahmen wegen Reinigung getroffen, sonst nichts zu machen.« Am 14. De-

zember schreibt er denn auch »bei den Batterien nur ein Offizier, ein Teil der Mannschaft. Die anderen Körperreinigungen«.

Am 15. Dezember wurden wiederum neue Stellungen bezogen und neue Zielrichtungen gegen den Feind bestimmt. Telefonleitungen wurden gelegt, die allerdings gestört waren, sodass keine neuen Befehle einlangen konnten. Darauf wurde beschlossen, das Feuer zu eröffnen. Bevor noch ein Schuss abgegeben wurde, langte jedoch der Befehl zur Feuereinstellung ein, da der Feind alles verlassen zu haben schien – und nur eigene Patrouillen in den vermeinten russischen Linien zu sehen waren. »Auf weitere Befehle gewartet.«

Damit endete für Rolf die »Schlacht von Limanowa-Lapanow«. Der Weitermarsch erfolgte am 16. Dezember Richtung Osten bis Wojnicz, wo am Westende des Ortes eine Stellung sowie der Parkplatz bezogen wurden. (Abb. 48) Kurze Zeit später kam der Befehl, »sofort nach Debina abzumarschieren und dort nächtigen«, was sich als äußerst schwierig erwies, da bereits andere Divisionen dort ihre Parkplätze bezogen hatten. Schließlich wurden den Offizieren drei Häuser zugewiesen, die Division bezog einen Parkplatz neben der Straße und wartete auf neue Befehle. (Abb. 49)

Am 17. Dezember 1914 schrieb Rolf den letzten Eintrag in das Feldtagebuch. In weiterer Folge benützte er einen kleinen Taschenkalender für seine Eintragungen, die allerdings nicht mehr täglich, sondern zum Teil nur mehr in mehrwöchigen Intervallen er-



48 S. H. 14 beim Queren einer Bachfurt



49 Oblt. Rolf Geyling beim Jägerhaus in Debina



50 Waldstellung bei Debina
westlich von Wojnicz



51 Durch Rohrkrepierer zerstörtes Geschütz

folgten und bisweilen auch nur schlagwortartig von den Ereignissen berichteten. Manche Eintragungen wurden offensichtlich erst später vorgenommen, was an Formulierungen wie z. B. »Diese Tage nicht ganz klar in Erinnerung!« kenntlich wird.

Bemerkenswert ist, dass Rolf Weihnachten 1914 überhaupt nicht erwähnt. Diese Tage bedeuteten für die Kriegsteilnehmer persönlich in der Regel eine sehr schwierige Zeit, und üblicherweise wurde dieses Fest so feierlich wie möglich und meist unter Wehmut und gefühlvollen Erinnerungen verbracht. Abgesehen von der Sehnsucht nach der Heimat und der Familie kam für die Soldaten die Enttäuschung dazu, dass man sich immer noch an der Front befand – war man ja am Beginn des Krieges allgemein überzeugt gewesen, zu Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Indem Rolf das Weihnachtsfest im Tagebuch übergeht, schützte er sich anscheinend ein weiteres Mal vor jeder Art von emotionaler Äußerung, die er zeitlebens konsequent zu vermeiden trachtet.

Vermutlich als positive Auswirkung der siegreichen Schlacht von Limanowa-Laptow hielt sich die Division am Beginn des Jahres 1915 immerhin endlich einmal längere Zeit an einem Ort, und zwar in Wojnicz bzw. in nahe gelegenen Orten westlich von Tarnow, auf (Abb. 50)

Offensichtlich durfte sich die Mannschaft jedoch nach wie vor nicht in völliger Sicherheit wiegen. Denn am 9. Jänner berichtet Rolf, dass eine Granate in den Offiziersunterstand eingeschlagen habe und es Tote und Verletzte gab. Allerdings kam es durchaus auch vor, dass die wirkungsvollen Ekrasit-Granaten als Rohrkrepierer eigene Geschütze zerstörten. (Abb. 51)

Im Februar 1915 ergab sich für Rolf die Gelegenheit, ein neues Aufgabengebiet zu übernehmen. Als ein Maschinengewehrkurs angeboten wurde, meldete sich Rolf sogleich, da ihn einerseits die technischen Aspekte dieser noch neuen Waffengattung interessierten und er andererseits froh war, für einige Zeit dem Kriegsalltag der Artillerie mit den dauernden Stellungswechseln und kräfteaubenden Märschen zu entfliehen. Die Teilnehmer an diesem Kurs hielten sich zunächst in Sufszyn in der Nähe von Wojnicz auf. »Wohnen in der Schule von Sufszyn. Haben nichts zu Essen; Pferde kein Futter.« Ab 20. Februar erfolgte die Ausbildung im nahe gelegenen Olszyny am Dunajec. »Die Zwischenzeit sitzen wir alleine in Olszyny; ohne Verpflegung für uns, Diener und Pferde.«

Nach Beendigung dieses Kurses erhielt Rolf 14 Tage Heimaturlaub. Umgehend reiste er nach Wien, um von dort nach Kronstadt in Rumänien zu gelangen, wo ihn seine Frau und seine kleine Tochter ängstlich und sehnsüchtig erwarteten. Die gemeinsamen Tage mit seiner Familie erwähnt Rolf in seinem Tagebuch dann bezeichnenderweise mit keinem Wort, und so bleiben die Gespräche und Begegnungen mit Freunden und verschiedenen Familienmitgliedern ebenso im Dunkeln wie Rolfs Gefühle für seine Frau und Tochter, von denen er fast acht Monate getrennt gewesen war. Hingegen notiert Rolf genau die Abfahrts- und Ankunftszeiten in Krakau, Wien und Kronstadt, und er hält penibel fest, dass er einen Brief sowie drei Telegramme an seine Frau abgesendet hat, um seine Ankunft anzukündigen. Lediglich ein dick gezeichnetes Rufzeichen und der zweifach unterstrichene Satz: »Ankunft Mädis!« am 18. April 1915 lässt auf Rolfs Emotionen schließen, und ebenso das kräftige Rufzeichen bei der Eintragung an seinem Abreisetag vom 28. April: »Mädi mit Mutter und Greta am Nordbahnhof!« Immerhin hat Rolf aber das erste Mal wieder den Kosenamen für seine Frau niedergeschrieben, was in Anbetracht seiner sonstigen Sachlichkeit durchaus als Gefühlsbekenntnis gewertet werden kann ...

Die Schlacht von Tarnow-Gorlice

Nach Beendigung seines Heimaturlaubs langte Rolf am 30. April wieder bei seiner Einheit an. Er war nun Kommandant einer Maschinengewehrabteilung des 2. k. u. k. Tiroler Jägerregiments, zumeist Kaiserjäger genannt, die der Schwere Haubitzen-Division Nr. 14, die Rolf zuvor befehligt hatte, als Begleitschutz zugeteilt wurde. Rolf wurde unmittelbar

zum Einsatz beim Wal, einem 526 m hohen Berg südlich von Tarnow, dirigiert, von wo aus er an der bedeutenden Schlacht von Tarnow-Gorlice teilnahm.

Die militärische Situation stellte sich in diesen Frühjahrstagen des Jahres 1915 am östlichen Frontabschnitt folgendermaßen dar: Zwar hatte die Donaumonarchie durch den Sieg bei Limanowa-Lapanow die direkte Bedrohung ihres Kernlands durch die zaristische Armee abgewendet, doch konnten die Russen die Front rasch wieder konsolidieren, und die Gefahr des Vordringens der russischen Armee Richtung Ungarn war noch immer nicht endgültig gebannt. Die österreichisch-ungarische Armee war bereits derart geschwächt, dass sie nur ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn zu keinen größeren Gegenangriffen im Osten mehr in der Lage war.

Obwohl das Deutsche Reich als Verbündeter der Monarchie von Anfang an Truppen zur Verstärkung der österreichisch-ungarischen Armee entsendet hatte, reichte auch dieses Kontingent bei Weitem nicht für eine groß angelegte Gegenoffensive aus, und der österreichische Generalstabchef, Franz Freiherr Conrad v. Hötzendorf, beklagte sich deshalb immer wieder über die mangelnde Unterstützungsbereitschaft des Verbündeten. Ebenso habe man, wie Günther Kronenbitter ausführt, »auf deutscher Seite über die Schwächen der k.u.k Armee und die Unfähigkeit ihrer Führung lamentiert«.¹³

Das prioritäre Ziel der deutschen Heeresleitung lag darin, gegen Frankreich vorzugehen, und erst nach der Niederschlagung der französischen Armee wollte man gemeinsam mit den Truppen der Habsburgermonarchie das russische Heer besiegen. Allerdings sah sich Deutschland angesichts der dramatisch dezimierten österreichisch-ungarischen Armee genötigt, weitaus früher als geplant verstärkt in den Kampf gegen die zaristische Armee einzugreifen. Um die aus deutscher Sicht notwendige Strategie an der Ostfront sicherzustellen, forderte Deutschland fortan das Kommando über die Truppen beider Länder. Über diesen Schulterschluss hatte Karl Kraus seinen »Nörgler« in den »Letzten Tagen der Menschheit« scharfzüngig spotten lassen: »Lassen sich zwei Wesen Schulter an Schulter denken, deren eines die Unordnung zum Lebensinhalt hat, und nur aus Schlamperei noch nicht zu bestehen aufgehört hat, und deren anderes in nichts und durch nichts besteht als durch Ordnung?« (S. 237)

Die erste bedeutende gemeinsame Offensive unter Federführung des Generalobersten v. Mackensen erfolgte sodann Anfang Mai 1915, bei der Schlacht von Tarnow-Gorlice. Hier erlitt das russische Heer eine schwere Niederlage, und große Teile von Galizien und der Bukowina konnten zurückerobert werden.

13 G. Kronenbitter: Von »Schweinehunden« und »Waffenbrüdern«. Der Koalitionskrieg der Mittelmächte 1914/15 zwischen Sachzwang und Ressentiment. In: G. Groß: Die vergessene Front – der Osten 1914/15. Paderborn 2006, S. 121ff.

Laut einer amtlichen Verlautbarung kommentierte der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, Feldmarschalleutnant v. Hoefler, dieses bedeutende Ereignis am 4. Mai 1915 mit den Worten: »In treuer Waffenbrüderschaft haben Deutschlands und Österreich-Ungarns verbündete Truppen einen neuen Sieg erfochten. Die seit dem Rückzug der Russen nach unserer siegreichen Schlacht bei Limanowa in Westgalizien haltende befestigte feindliche Front zwischen Weichsel und dem Karpathenhauptkamm wurde in ihrer ganzen Ausdehnung erobert. In Fortsetzung des Angriffs haben die österreichisch-ungarischen und die deutschen Streitkräfte auch gestern an der ganzen Front unter den Augen des Armeekommandanten Feldmarschalls Erzherzog Friedrich neue Erfolge erkämpft, sind unaufhaltsam weiter nach Osten vorgedrungen und haben starke russische Kräfte erneut zum schleunigen Rückzug gezwungen.

Die Bedeutung des Gesamterfolges läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Die Zahl der bisherigen Gefangenen ist auf über 30.000 Mann gestiegen und nimmt stündlich zu. In den zahlreichen eroberten russischen Stellungen wurde eine Unmenge Kriegsmaterial erbeutet: 22 Geschütze und 64 Maschinengewehre sind bei der ersten Beute.«¹⁴ Nicht ohne Häme wurde in der Frankfurter Zeitung vom 4. Mai 1915 berichtet: »Unter den gefangenen Kosakenoffizieren wurden Analphabeten festgestellt, welche merkwürdige Tatsache in einem ausdrücklichen Vermerk in den Personalpapieren dieser Offiziere ihre Bestätigung fand.«

Die eigenen Verluste wurden in den zeitgenössischen Berichten demgegenüber kaum kommentiert. Erst später stellte sich heraus, dass bei der Schlacht von Tarnow-Gorlice aufgrund der hohen Zahl an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten fast 80 Prozent der Kampfkraft der eingesetzten österreichisch-ungarischen Truppen vernichtet wurden, wobei der Verlust an Offizieren besonders hoch war.

Letztlich verdankt sich der teuer erkaufte Erfolg einem Überraschungsmoment, das dem deutschen General v. Mackensen unter Einsatz der neu gebildeten 11. Armee und eines österreichisch-ungarischen Armeekorps gelang. Mackensen führte zunächst vier deutsche Infanteriedivisionen nahe an die russischen Linien heran, ohne dass die Russen dies bemerkten. Am 2. Mai 1915 um 6 Uhr in der Früh wurde sodann der Angriff auf die völlig überraschten Gegner mit einem gewaltigen Feuerschlag der Artillerie eröffnet.

Die militärhistorische Forschung hat gezeigt, dass der Kern dieses Plans, der unter dem Kommando v. Mackensens erfolgreich durchgeführt wurde, sogar vom österreichischen Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf stammt. Die deutschen obersten Strategen Generalfeldmarschall Paul Hindenburg und Generalmajor Erich Ludendorff hatten

14 Amtliche Kriegs-Depeschen. Nach Berichten des Wolff'schen Telegr.-Bureaus.. 2. Band, 1. Februar 1915 bis 31. Juli 1915

sich nämlich vehement für eine breit angelegte strategische Umfassungsoperation eingesetzt, wohingegen der österreichische Generalstabschef von Anfang an für eine konventionelle Durchbruchsschlacht am russischen Frontvorsprung zwischen Tarnow und der Region Gorlice eingetreten war. Der Chef des deutschen Generalstabs, Erich von Falkenhayn, befürwortete schließlich die österreichische Alternative, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil er der geschwächten Habsburgerarmee nicht mehr zutraute, dass sie bei einer größer angelegten Operation noch eine verlässliche Rolle spielen könnte.

Als Ergebnis der Schlacht von Tarnow-Gorlice wurde die russische Armee wieder an den San zurückgedrängt, wo sie sich – wie Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch ausführte – mit »kaum ausgebildeten Bauerntölpeln« zu verteidigen versuchte, »die mangels Waffen nicht einmal richtig schießen gelernt« hatten.¹⁵

Rolf war aufgrund seines Einsatzes am Wal unmittelbar in die heftigen Kampfhandlungen involviert. In seinen Tagebucheintragungen, die mit den aktiver werdenden Kriegsgeschehnissen wieder ausführlicher wurden, stellen sich dieser Kampfeinsatz und die anschließende Verfolgung der feindlichen Truppen zum San folgendermaßen dar:

1. *Mai* Besichtigung der Stellung am Wal. Ordnung und Marsch – bereitmachen der M. G. A. [Maschinengewehrabteilung] in der Nacht soll ein Angriff auf den Zuckerhut [ein Berg südwestlich vom Wal] gemacht werden; wir dazu eingeteilt.

2. *Mai* Zirka 12 Uhr Mitternacht Aufbruch zur Talsohle. Sappiens [Pioniere] sprengen Hindernisse; bei Tagesanbruch in der russischen Stellung. Unsere Abteilung zuerst am Bach und in der Früh hinauf. Gegen 10 Uhr russischer Sturm; wir werden zurückgeworfen. Teil der Abteilung zum Wal, Rest sammle ich am Bach; Lt. Leixner weg, wahrscheinlich gefangen. Mit Rest im Birkenwäldchen versteckt, bei Abenddämmerung auf Umweg zum Wal! Freude über das Einbringen der beiden Gewehre [MGs] meiner Abteilung. In Stellung am Wal.

1. *Belobungseingabe!*

3. *Mai* Vorrücken in nördl. Richtung. Stellung weit rückwärts [...] Nächtigen in der Mulde vor dem Wal. Schauerlichstes Schlachtfeld das ich gesehen! Zahllose Jäger die beim Sturm auf die russischen Stellungen fielen; es muß ein sehr schweres Stück gewesen sein. Aber die Russen an fast allen Teilen geworfen.

15 Jean-Pierre Cartier: Der Erste Weltkrieg. München 1984. S. 301

4., 5. *Mai* Vorrückung des Bataillons vormittags als Reserve. Durch Wälder, über Russenstellungen mit schauerlichen Leichen und Leichenteilen (30er Mörser!) längs eines Baches zu den ersten Häusern von Plessna. [...] Später Befehl: weitere Vorrückung über die Biala erst bei Nacht. Patrouillen in den Ort, einige Russen gefangen. Russ. Artillerie schießt noch hinter uns in die Wälder (Angstschießen!). Wir schlafen einige Stunden in einem Haus, bis gegen Mitternacht. Aufbruch durch den Ort, Fahrkuchen (Rasche Menage und Fassung). Unbemerkt Vorgehen durch Ort, über Eisenbahndamm, zur Biala. (Steg über Wagen) Am Steg angeschossen, Abteilung zerbricht! Aber russische Stellung von unseren Jägern schon gestürmt. Viele Gefangene. Tagesmarsch erste Stellung, gegen links, russ. Deckungen. 3 Schuß auf mein Schutzschild¹⁶ U.J. Nußbaumer schwer verwundet. Gegen Mittag Stellung im Strohdach, später eine Abtlg. weiter rechts, andere Abtlg. links voran (4 Verwundete). Meine Abtlg. wirkt ausgezeichnet beim Sturm der Jäger und 59er. Vorrückung durch den Wald (Leichenfeld) bis Tarnower Straße. Neuordnung und Nächtigung.

6. *Mai* Früh Marsch, Tarnow links liegen lassend, in östliche Richtung, durch friedlich schöne Frühjahrslandschaft, über Szywald. Nachmittags 1 Std. Rast. [...] Wir sollen bei Morgengrauen Scheinangriff auf den Bergrücken Zdow, starke russische Stellungen, machen. Wir marschieren bei Abenddämmerung noch einige Kilometer und nächtigen knapp südlich der Reichsstraße; gut gesichert. Gegen 11h nachts kommen Fahrkuchen. Gegen Mitternacht Aufbruch.

7. *Mai* Marschieren langsam in Gefechtsform vor. Bei erstem Morgengrauen fallen einige Schüsse, dann leichtes Feuer, wir sind an den Feind gekommen. Schütterer Schwarmlinien bis auf mittlere Distanzen vor, gut eingegraben, bleiben so. Ich habe beide Abteilungen unter meinem Kommando. Beide Abteilungen auf große Distanzen Abtg. »Leixner« links, später vor durch ein Wäldchen bis auf mittl. Dist. Abtg. »Gleißbg.« von Art. schwer beschossen, bringe sie nachmittags weiter rechts vorne sehr gut in Stellung, sehr gute Wirkung. Für die Nacht gehe ich zur linken Abtg., dort soll der Sturm kommen; Abteilung bis auf 500x [Schritte?] an der feindl. Stellung!

8. *Mai* Nach Mitternacht auffallende Ruhe. Patrouille vor, Stellung verlassen. Im Morgengrauen Weitermarsch bis Pilzno. Jenseits der Wisloka sieht man russische Stellungen; die Brücke brennt. Trotz meines auffallenden Marsches neben der Chaussee kein Artilleriefeuer, muß schon fort sein. Südost große Rast, Reinigung, Fahrkuchen kommen, einige Stunden Ruhe. Gegen Mittag wirft Flieger Meldung ab, bald brechen wir auf, durch Furt

16 Die Maschinengewehre waren auf Lafetten mit Schutzschildern montiert.

beide Abteilungen, neben uns Artillerie. Marschieren in östliche Richtung über die bewaldeten Höhen südlich der Reichsstraße. Gegen Abend in Ortschaft, Nächtigung im Quartier [...] Meierhof.

9. *Mai* 6h Abmarsch mit Regiments-Stab (Reserve). Sind sehr viel Reserve, da wir seit Wal 66% Verluste, besonders viele Offiziere hatten. Marschieren und warten an der Chaussee und südlich davon. Abends gehen wir in eine Bereitschaftsstellung auf einer bewaldeten Höhe. Liegen im Hohlweg und schlafen, regnet leicht. Gegen Morgen unter uns im Wald kurzes heftiges Feuer und Sturm, unsere sind vor. Bei Tagesanbruch 10. [Mai] marschieren wir zurück in Meierhof von ? (Jasna?). Schlafen einige Stunden, dann Instandsetzungsarbeiten Waffen – Montur [...]

10. *Mai* Nachmittags Befehl: Einrücken zum Regimentsstab [...] mitten im Wald etwa 5h30'. Rasch in Stellung, 6h soll Sturm sein. Meine Abteilung im Wald 100x vor den 4 Häusern wo die russischen Maschinengewehre einzeln in Stellung links vom Waldweg mit den vielen Leichen. [...] Anbruch der Dämmerung 1 Stunde langer Feuerüberfall, Russen antworten mit Explosivgeschossen. Ich durchsiebe Häuser und Umgebung. Bei seltener Dunkelheit gehen unsere durch den Wald vor. Einige Stunden heftiger Kampf mit Bangen, niemand weiß wie. Langsam Ruhe, Meldungen Russen eiligst zurück. Gegen 11h Neuordnen und Sammeln am Waldweg.

11. *Mai* Gegen Mitternacht Vorgehen, mit Nebenbataillon. Schritt für Schritt, mit Händereichen durch den Wald mit allen Hindernissen; gefällt Bäume, Wagen, Mühlrad! Hinterm Wald, bei Morgengrauen russische sehr starke Stellung, die sie aber nicht hielten. Morgens einige Stunden Rast auf Wiese, Menage. Marsch auf Straße nach Debica, dort am Ortsausgang Bereitschaft. Nachmittags Weitermarsch nördl., längs Baches, dann demonstrierend östlich über freie Felder, 1. u. 3. Baon. ganz in Gefechtsform bis zum Meierhof? Dort Regiments Stab, Eingraben, Nächtigung mit ausgiebiger Sicherung. Vom Feind nichts zu sehen.

12. *Mai* Früh Weitermarsch in Nordostrichtung. Durch Ortschaften, drückend heiß und staubige Tage; starke Märsche. Vom Feind nichts zu sehen; geschlossener Marsch mit schwacher Sicherung [...] Direktion San (Maidan), wo der Gegner Stellung baut. Nächtigung in der Mitte eines langen Ortes bei einem Kreuz und Tümpel. Hauptmann G. Walterkirchner, Höfer und ich in Scheune rechts der Straße!

– Diese Tage nicht ganz klar in Erinnerung! –

14. *Mai* Früh Weitermarsch östlich [...] durch knietiefen Fluß (Leg?) [...] anstrengender Marsch, heiß, staubig. Mittags 3 Stunden Rast im Südteil von Kamien. Ich liege mit Abtg. und 11. Komp. auf der Anhöhe östlich des Ortes zur Sicherung. Fahrküchen gekommen. 3h weiter über deutsche Ortschaft Steinau? Beim Jägerhaus Bereitschaftsstellung. Wir schlafen im Freien neben Wassergraben.

15. *Mai* Instandsetzungsarbeiten, Besichtigung von Waffen, Pferden, Monturen, Verpflegungsstaffel. Ich schreibe auf Packkorb Briefe in der Sonne, dazwischen visitiere ich die Arbeiten.

16. *Mai* Morgens Feldmesse beim Jägerhaus.

Ähnlich wie tags zuvor. Ich gehe im umliegenden Wald herum. Überall brennt der Wald stellenweise. Die Russen wollten den ganzen Waldgürtel vor dem San in Brand stecken, um so unser Vordringen zu verhindern. Der Förster, der den Brand an einer Stelle löschen wollte, wurde von den Russen mitgeschleppt.

17. *Mai* Bei Tagesanbruch Alarm. Wir marschieren nordwärts durch den Wald, östlich von Jezowe zum Südende von Nowosielec. Bis in den Nordteil der Ortschaft, dort gegen Osten, in kleinem Wald Rast, Fahrküchen. Bleiben bis Abend, wollen zum Schlafen herrichten, da Befehl in Stellung gehen. Stockfinstere Nacht, marschieren [...] ostwärts bis zur Waldspitze. Dort Befehle vom Regimentskommando eingeholt. Stehen in der Vedettenlinie [eine Reihe von Vorposten] Etwas südlich hinter den 4 Häusern im Wald als erste Reserve eingegraben. Brennende Häuser erhellen etwas.

18. *Mai* Hinter dem Damm sieht man die russische Hauptstellung. Hinter dem Waldsaum verdeckt, Lauerstellung. Rechts von uns unruhig, der Wald von Artillerie beschossen. Nachmittags ganz ruhig, gehe zurück zu den Pferden, ordne Fotografien. Gegen 6 Uhr Befehl eine Stellung vorne, nördlich des Bahnwärterhauses zu beziehen. Rekognosziert, in Abenddämmerung Bau begonnen auf Sandhügel mit zerschossenen Föhren. Sehr gute Stellung, fest aus Bahnschwellen gedeckt. Gewehre in alter Stellung, sollen um 2h vorkommen. [...] eine Stunde schlafen. 3. Bataillon geht weg, ich soll noch warten, bis mich die Abtg. Lt. Berger ablöst, dann folgen.

19. *Mai* ½2 Uhr, erster Dämmererschein, russischer heftiger Angriff und Überrumpelungsversuch. Unsere schwachen Schwärme zurück, allein, muss auch weg. [...] Russen kommen erst links im Wald auf 50x rechtes Gewehr nach rückwärts gerichtet, auf Deckung geworfen wehrt glänzend ab. (Leichen auf 35x). Gleich Angriff rechts über Windbruch,

linkes Gewehr wehrt ab. Rufe die gewichenen Jäger zusammen, Schwarmlinie auf meiner Höhe, links Sturm zu 4 Häusern. Im Wäldchen vormittags 150 Gefangene. [...] Ganzen Tag zu schießen aufregend. Abends rücke zum 3. Bataillon.

2. Belobungseingabe!

20. *Mai* Habe noch abends die Stellung am Waldspitz (Durchschlagsende) eingenommen, wo ein Gewehr der Abtg. Gleißberger war. Nachts flüchtig ausgebaut; am Tag Ruhe und somit abends weitere Arbeiten an der Stellung.

21. *Mai* Nachts Stellung fertig gebaut und Unterstände begonnen. [...] Auf 600x war eine russische Schwarmlinie gelegen, die uns diese 2 Tage viel belästigte; die Jäger putzen sie einzeln weg; nächsten Tag nur mehr Posten dort, die fast nie schießen. Später sieht man dort einige kleine Holzkreuzchen errichtet.

22. *Mai* Nachts Verstärkungsarbeiten. [...] Großer Unterstand rückwärts im Wald für Ablösungsmannschaft, und Laufgraben aus der Stellung nach rückwärts ausgeführt.

23. *Mai* Großer Unterstand einige Schritte hinter der Stellung für mich und Lt. Naumann begonnen. Ich war bis dahin zwischen den Gewehren gelegen. Fotografien fertig geordnet, liegen [...] zum Abholen bereit.

24. *Mai* 1. Feldmesse im Walde einige hundert Schritte hinter der Stellung. Schönster sonniger Morgen; Pfingststimmung. – Abends beziehe noch den neuen, schönen Unterstand. Wand aus Stämmen trennt die zwei Kabinen. Klappfenster, Brügelboden. Pritsche aus Stämmen mit Moos, oben ich, unten mein Diener [...]. Tisch, darunter Speiseschrank, Bank, Blumen!

!Italienische Kriegserklärung!

25. *Mai* Allgemeine Ruhe, untertags besonders. Nur bei Morgendämmerung greifen die Russen gerne an. Links bei uns, und weiter rechts beim Bahnwärterhaus ist fort etwas los. Direkt vor uns nichts.

26. *Mai* 2. Feldmesse 6 Uhr morgens im Walde hinter der Stellung. Ruhe, nur ab und zu schwirrt eine Kugel durch die Bäume und klatscht in einen Stamm.

27. *Mai* Die ganze Stellung in unserem Bereich ist sehr gut ausgebaut, wenn auch schwach besetzt. Sapperne bauen nachts Hindernisse, Leuchtmittel auch zur Verfügung.

28. *Mai* Bei Tagesanbruch einer dieser Tage Bad in dem schönen Bach knapp vor der Stellung. Beim Anziehen bemerkt mich ein Russe und schießt wiederholt. Bin bald fertig und gehe weg.

29. *Mai* Die Decken der Gewehrunterstände verdoppelt, wegen der häufigen Artilleriebeschießung (3mal des Tages!) dieser Tage. Bei Nacht auch die Brustwehren noch verstärkt.

30. *Mai* Zweimal in diesen Tagen kommt die Nachricht vom Fall Prcemyzls und muß widerrufen werden. Aber lauter gute Nachrichten, gehobene Stimmung, seltene Verluste. Nur sind wir unserem Gegner sehr unterlegen, müssen fort auf der Hut sein und haben gar keine Reserven hinter uns.

31. *Mai* Sehr unruhige Nacht! Russ. Feuerüberfälle wird von uns nicht erwidert, nur Munitionsverschwendung, denn stürmen tun sie nie. Art. beschießt uns unter Tags fest, aber ohne uns einen Schaden zufügen zu können.

1. *Juni* Ahnungen! Schicke Diener [...] mit allem Unnötigen zu den Pferden zurück! Abend Rückzugbefehle; später hergestellt; ich gehe mit M.G. Abteilung bei den 4 Häusern in Stellung; nachts, garstige, unsympatische Stellung, aber schon vorhanden und so befohlen.

2. *Juni* Durchbruch rechts von uns beim 3. TJR; gegen 11h russ. Angriff, wird bei uns leicht abgewiesen, aber rechts gehen unsere Truppen durch den Wald zurück; und gleich nachher Russen dort, in unserem Rücken. Lasse ein Gewehr herrichten, schon zu spät.

Derart knapp und einsilbig vermerkt Rolf's Tagebuch den nächsten markanten Wendepunkt seines Lebens: Als sich Galizien endlich wieder im Besitz der Monarchie und die Habsburgerarmee auf dem Vormarsch befand, als sich der Gegner vermeintlich nur mehr aus »Tölpeln« rekrutierte und die 4. Kolonne, der Rolf angehörte, nur mehr mit der »Säuberung einzelner Russennester« am San-Ufer beauftragt war, wie die Autoren von »Österreich-Ungarns letzter Krieg« formulieren (S. 381), geriet Rolf am 2. Juni 1915 in der Gegend von Nisko-Wacholy in russische Gefangenschaft. Das Militär-Verdienstkreuz III. Klasse mit der Kriegsdekoration, das Rolf aufgrund der zwei »Belobungseingaben« am 3. Juli 1915 verliehen wurde, konnte er bereits nicht mehr entgegennehmen.

Auch die Nachricht über die damit verbundene Beförderung zum Oberleutnant erreichte ihn erst Monate später.

Kriegsgefangenschaft

Berichte zwischen Verklärung und Traumabewältigung

Die Gefangennahme brachte selbst für den mittlerweile kriegserfahrenen Rolf unvorstellbare Lebensbedingungen mit sich, die sein physisches und psychisches Leistungsvermögen aufs Höchste forderten. Wie die Monate davor führte Rolf auch in dieser Zeit ein Tagebuch, wobei die Eintragungen in dem kleinen Taschenkalender erfolgten, den er schon die letzten Wochen zuvor benützt hatte. Der Vorteil dieses kleinen Büchleins lag darin, dass er es bei den immer wiederkehrenden Durchsuchungen, bei denen prinzipiell alles Schriftliche konfisziert wurde, gut – wie z. B. im Mantelsaum – verstecken konnte. Während der ersten zwei Jahre der Gefangenschaft erfolgte beinahe täglich eine Eintragung. Später benützte Rolf sein Tagebuch seltener. Die Tage gingen in relativer Eintönigkeit dahin, sodass ihm der »Stoff« für seine Eintragungen offensichtlich zunehmend banal erschien. Erst als Rolf als Folge der russischen Revolution die Kämpfe zwischen den Weiß- und Rotgardisten zum Teil recht hautnah miterlebte, trat erneut Bewegung in sein Leben, und er benützte sein Tagebuch wieder öfter. Allerdings dürfte diese Zeit derart chaotisch verlaufen sein, dass Rolf teilweise erst Monate später und aus der Erinnerung seine Einträge vornahm. Fallweise erscheinen die Notizen auch etwas konfus, so etwa wenn Rolf zu einem Datum gleich zweimal seine Erlebnisse notiert. (Abb. 52)

Die Bedingungen in der russischen Gefangenschaft sind aufgrund einiger Berichte ehemaliger Kriegsteilnehmer zumindest ansatzweise dokumentiert. Zum Teil wurden diese Texte noch während des Krieges als »Erlebnisberichte« publiziert, zum Teil sind sie jedoch erst nach Kriegsende bzw. erst Jahre nach der erfolgten Heimkehr aus der Gefangenschaft erschienen. Häufig sind die Erlebnisse in der Gefangenschaft auch in Romanform abgefasst, wie etwa das 1918 erschienene Werk: »Der Tscheinik« des bekannten Kunsthistorikers Julius Meier-Graefe. Ein starkes individuelles und zugleich kollektives Bedürfnis nach Distanzierung dürfte bei dieser Art von Fiktionalisierung eine große Rolle gespielt haben, wurde die Gefangenschaft bzw. Kriegsniederlage doch allgemein als schwere Schmach empfunden, die es für viele Kriegsteilnehmer



52 Tagebuchseiten

auch persönlich erst zu überwinden galt. Auffallend allerdings ist, dass die Berichte fast ausnahmslos von Offizieren stammen, zumal diese in Gefangenschaft deutlich bessere Bedingungen vorfanden als die gewöhnlichen Mannschaften. Insofern decken sich die publizierten Eindrücke mit Sicherheit nicht mit jenen Erfahrungen, die die überwiegende Mehrzahl der kriegsgefangenen Soldaten machte. Erst in jüngster Zeit wurden einige wenige Tagebücher von einfachen Soldaten publiziert – allerdings nur auszugsweise und in einer zumeist von Angehörigen überarbeiteten Form.

Die heute noch greifbaren Werke ehemaliger Offiziere zeigen ein recht unterschiedliches Sprach- und Reflexionsniveau und muten in ihrem Pathos zum Teil befremdend an. Der historische Erkenntniswert dieser Publikationen wird deshalb immer durch den Umstand eingeschränkt, dass der bereits auf die Offiziersperspektive eingeeengte Blick zusätzlich subjektiviert wird, um die Gefangennahme psychisch zu verarbeiten.

Ähnliche Bewältigungsmechanismen für die kollektiven Traumata griffen zum Teil wohl auch bei der Veröffentlichung von authentischen Tagebüchern. Denn hier wurden keineswegs nur redaktionelle Eingriffe vorgenommen und beispielsweise nur Schreibfehler der Originalaufzeichnungen ausgemerzt, sondern in der Regel wurden die Einträge auch stilistisch und inhaltlich gründlich überarbeitet.

Eine der bekanntesten und nach dem Krieg meistgelesenen Publikationen stammt von Burghard Breitner und trägt den Titel »Unverwundet gefangen«. Das Werk erlebte mehrere Auflagen und gibt recht eindringlich Breitners Erfahrungen als Arzt in verschiedenen Gefangenenlagern wieder. Im Vordergrund steht letztlich aber seine ebenso pathetisch wie chauvinistisch vorgetragene Verzweiflung über die Demütigung der unverwundeten Gefangennahme. Breitner ist fortwährend »gewürgt von Schande und Scham« (S. 75) und lässt den Leser über seine Seelennöte wissen: »Wie oft habe ich mich in diesen Tagen ermannt, habe mich aus aller Gebrochenheit wieder emporgefunden – wenn ich die Wunde an meinem Leib suchte, die Wunde suchte, die mich wehrlos gemacht hätte«. (S. 88) Zu dieser Schande kommt der Schmerz, »vielleicht nie mehr im Felde stehen; nie mehr erleben, nie mehr beweisen [zu] können, dass ich zum Opfer bereit bin, nie mehr den Jubel miterleben [zu] können, den nur letztes Wagen und freieste Tat bedingen«. (S. 90) Erschreckend und zugleich charakteristisch ist Breitners Hass, den er den Russen, die er mit allen denkbaren Schimpfwörtern belegt, entgegenbringt: »Was mich die heilige Pflicht aller dünkt, denen es vergönnt sein wird, lebend dies Land zu verlassen: Haß säen [...] Haß bei Kind und Kindeskindern gegen die Henersfaust dieser Horde, die sich Staat nennen.« (S. 113)

Ganz anders liest sich etwa die Arbeit von Franz Karner mit dem Titel: »Ostsibirien: Das Leben und die Tätigkeit in einem Kriegsgefangenen-Lager«. Dieses schmale Bändchen wurde schon im Jahr 1917 publiziert und berichtet zunächst über die gute Ernährung der

Kriegsgefangenen während der Transporte sowie über die soliden Bedingungen, die in den Gefangenenlagern herrschten. Vor allem aber beschreibt Karner die Aktivitäten, mit denen sich die Offiziere die Zeit während der Gefangenschaft vertrieben. Er schreibt über Musik- und Theateraufführungen, über sportliche Betätigungen, über zahlreiche Kurse, in denen sich die Offiziere weiterbilden konnten, und die Büchereien, die zur Verfügung standen. Nicht zuletzt erwähnt er auch die Gärten, die sich die Gefangenen anlegen konnten. Wenngleich diese Aktivitäten weitgehend erwiesen sind, so muten Karners Schilderungen doch verblüffend idyllisch an und erzeugen eine stark verklärende Wirkung. Sich dessen bewusst werdend, sieht selbst Karner sich zu der Bemerkung veranlasst, dass, »um nicht missverstanden zu werden, noch einmal hervorgehoben werden muss: beneide niemand den Kriegsgefangenen.« (S. 48) Vor allem aber räumt Karner ein, dass er bewusst Lücken in der Berichterstattung gelassen habe, um die Angehörigen von Kriegsgefangenen, die noch nicht heimgekehrt seien, nicht zu beunruhigen. Als Konsequenz daraus entsteht allerdings ein Text, der sich fast schon wie der Bericht eines etwas spartanischen Kuraufenthalts liest. Der Erste Weltkrieg mit all seinen Gräueln und Folgen hingegen verkommt zur Kulisse, die nur mehr als beiläufiger Anlass dieses »Kuraufenthalts« fungiert.

Angesichts dieser Kriegsgefangenenliteratur wirken Rolf Geylings Aufzeichnungen aus der Gefangenschaft geradezu sonderbar verhalten. Der sprachliche Duktus ähnelt dem seines Kriegstagebuchs, indem er durchwegs sachlich, nüchtern, ja bisweilen geradezu distanziert von den Vorgängen um ihn her berichtet. Im Gegensatz zu anderen publizierten Tagebüchern verzichtet Rolf dabei durchwegs auf weitschweifige Ausführungen und liefert somit eine weniger bilderreiche, aber weitaus präzisere, protokollhaft festgehaltene Darstellung der Situation. Inhaltlich werden allerdings auch bei ihm bestimmte Aspekte des Lagerlebens ausgespart bzw. konsequent nicht thematisiert. Nur selten beispielsweise lassen einzelne Äußerungen auf die große psychische Belastung schließen, der er infolge einer so lang andauernden Gefangenschaft ausgesetzt war und die sich nicht zuletzt in einer gewissen Gereiztheit gegenüber seinen Mitgefangenen äußerte. Aber auch der ungeheure Tatendrang, in den erst spätere Schreiben von ehemaligen Kameraden Einblick gewähren, findet in Rolfs eigenen Aufzeichnungen kaum Niederschlag. Einzig die Sorge um seine Frau und seine Tochter findet sich nun mehrmals in Rolfs Tagebuch verzeichnet, wenngleich er diese Sorgen stets nur in wenige, knappe Worte fasst, und auch die Sehnsucht nach seiner Familie bleibt mehr erahnbar, als sie in Worten erscheint.

Einen ausgezeichneten Einblick in die tatsächliche Situation der Gefangenen in Sibirien gibt vor allem das Werk von Elsa Brändström mit dem Titel »Unter Kriegsgefangenen in Russland und Sibirien 1914–1916«, das 1927 erschienen ist. Elsa Brändström hielt sich als Krankenschwester fünfeinhalb Jahre teilweise privat, teilweise als Delegierte des Schwedischen Roten Kreuzes in verschiedenen Gefangenenlagern auf und gewann auf

diese Weise authentische Eindrücke. Wenn Brändströms Darstellung auch vorgeworfen wird, dass sie – etwa bei statistischen Angaben – keine Quellenangaben nennt, so kommt doch bis heute kaum eine Untersuchung über die Gefangenenlager in Russland ohne die Informationen aus Brändströms grundlegender Arbeit aus. Aufschlussreiche Analysen aus größerer historischer Distanz bietet hingegen die im Jahr 2000 verfasste Dissertation von Georg Wurzer: »Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg«, die auch eine ausführliche Bibliografie enthält.

Für die Nachverfolgung von Rolf Geylings persönlichem Schicksal in den Jahren seiner Kriegsgefangenschaft waren jedoch insbesondere die Informationen von Rolfs Sohn, Franz Geyling, ausschlaggebend, die anhand von Briefen und späteren Erzählungen des Vaters viel Erhellendes zur biografischen Aufarbeitung jener Jahre beigetragen haben.

»Kriegsordnung« und Kriegsgefangenenrealität

Die Behandlung von Kriegsgefangenen unterlag dem völkerrechtlichen Reglement der »Haager Landkriegsordnung« oder »Haager Konvention«, die im Jahr 1907 von fast allen später kriegführenden Staaten unterzeichnet worden war. Darüber hinaus erließ die russische Militärführung angesichts der rapide steigenden Zahl an Gefangenen im Laufe der Jahre eine Reihe weiterer detailliertere Verwaltungsvorschriften, die zum Teil allerdings gar nicht bis in die entfernten Lager gelangten. Somit waren die Gefangenen in Sibirien letztlich stark von der Autorität der jeweiligen Lagerkommandanten abhängig, die ihren Gestaltungsbereich entsprechend unterschiedlich nutzten. Wie Elsa Brändström berichtet, wurden als Lagerkommandanten entweder »aktive Offiziere eingesetzt, die an der Front durch Alter oder völliger Untauglichkeit nicht mehr verwendet werden konnten, oder am häufigsten Reserveoffiziere, denen es aus Scheu vor der Front gelungen war, sich ein solches Kommando zu sichern. Als im späteren Verlauf des Krieges die Reserveoffiziere immer mehr aus ungebildeten Schichten kamen, wurden auch aus ihren Reihen viele Lagerkommandanten ernannt.« (S. 57) Eine große Rolle im Verhalten der Lagerkommandanten bzw. der Wachmannschaften spielte der Alkohol, wie zahlreiche Zeitdokumente belegen. Zwar galt in ganz Russland Alkoholverbot, doch wussten sich die Wachmannschaften offenbar immer wieder mit Schnaps und billigem Wodka zu versorgen. Exzessive Rauschzustände beeinflussten oft ihr Handeln, was sich in massiven Willkürakten und sadistischer Grausamkeit äußerte.

Von besonders folgenreicher Bedeutung für die tatsächlichen Lebensverhältnisse der Gefangenen war, dass die russischen Behörden für die Aufnahme so großer Gefangenennmassen bei Weitem nicht vorbereitet waren: Insgesamt gierten rund 2,9 Millionen

Kriegsteilnehmer in russische Gefangenschaft, was allein im Hinblick auf entsprechende Unterbringungsmöglichkeiten eine ungeheure logistische Herausforderung darstellte. Die wachsenden Versorgungsprobleme im ganzen Land führten zudem zu einer immer schlechteren Ernährungslage in den Lagern, die im Laufe der Jahre jedoch auch die eigenen Soldaten sowie die Zivilbevölkerung in existenzielle Mitleidenschaft zog.

Eine Reihe von Bestimmungen wurde eigens dazu erlassen, um den Umgang mit den gefangenen Offizieren zu reglementieren, deren Behandlung sich sehr deutlich von der der Mannschaft unterschied. Viele der geltenden Begünstigungen für die höheren Dienstgrade können in Rolfs Tagebuchaufzeichnungen unmittelbar nachvollzogen werden. Die wesentlichsten Punkte waren:

- Für den Transport in die Lager mussten den Offizieren Waggons 2. oder 3. Klasse zur Verfügung gestellt werden.
- Während des Transportes zu den Lagern war an alle ein »Taggeld« auszuzahlen, wobei die Offiziere wesentlich mehr als die Mannschaft zu erhalten hatten. Nach der Ankunft in den Lagern wurde die Mannschaft gepflegt, während die Offiziere selbst für ihre Verpflegung zu sorgen hatten. Es war daher ein festgesetzter Tagsatz an die Offiziere weiterhin auszuzahlen.
- Den Offizieren sollten angemessene Wohnräume, getrennt von der Mannschaft, zugeteilt werden. Tatsächlich lebten sie teilweise in russischen Offiziersunterkünften oder auch in Privatwohnungen, wenn sie ihr Ehrenwort gaben, sich nicht über einen bestimmten Bereich hinaus zu entfernen. Die Mannschaft wurde zunächst in russischen Kasernen untergebracht. Da jedoch die Kapazitäten dieser Gebäude dem großen Andrang bei Weitem nicht entsprachen, wurden zunehmend Ersatzgebäude requiriert: Fabrikbauten, Gefängnisse, Zirkusgebäude, Stallungen, Schulgebäude etc., in denen mit fortschreitender Kriegsdauer auch Offiziere gemeinsam mit der Mannschaft untergebracht wurden. In Sibirien, wo zumeist keine größeren Gebäude zur Verfügung standen, lebte die Mannschaft häufig in den berühmten Erdbaracken: »Sie sind 1 ½ bis 2 m in die Erde eingegraben; die Grubenwände werden mit Balken verkleidet, die etwas über den Erdboden reichen und die Stützen für das Dach bilden. Die schmalen Fenster zu ebener Erde lassen nur wenig Licht hineinfallen. Wenn im Winter Wälle von Schnee an die Wände getürmt werden, sind die Baracken zwar wärmer, aber auch um so dunkler. Die Einrichtung bestand aus Pritschen in zwei bis vier Stockwerken übereinander.« Es gab zwei Öfen, jedoch wurde nie genügend Heizmaterial ausgegeben, und auch Petroleum für die Lampen gab es wenig oder gar keines. (Brändström, S. 46)
- Die Offiziere durften im Gegensatz zu den einfachen Soldaten zu keinerlei Arbeiten herangezogen werden. In Artikel 6 der Haager Landkriegsordnung heißt es:

Rolf schildert die ersten Tage seiner Gefangenschaft wie folgt:

3. Juni 1915 11 Fähnriche, 5 Offiziere in einer Scheune übernachtet. Zdiary. Russen soweit anständig. 4h weitergeführt nachdem jeder Offizier einzeln verhört bei einem Fähnrich. Abends in Ordinacky in Scheune und Hof ohne Essen; nachdem uns Alles, Aparate etc. abgenommen wurde.

Wie ein Brief vom 18. Dezember 1915 zeigt, rechnete Rolf allerdings damit, dass das beschlagnahmte Eigentum an seine Familie geschickt würde. In diesem Brief fragt er nämlich seine Mutter, ob »mein Handkoffer voll, mein Rucksack mit Gebrauchsgegenständen, mein Schlafsack mit zwei Decken, mein Revolver und mein komplettes Sattelzeug mit Packtaschen voll und der Pferdedecke« angekommen sei.

4. Juni 11h ab Ordinacky ohne Essen. Längerer Marsch. Kosakenbewachung (Peitsche geschlagen Dr. Geinder!) Unterwegs Bad. Abend in Janow, das Strafhaus, wo kürzlich Epidemie. Beschwerde, endlich in ein Privathaus, aber ohne Diener.

5. Juni Mittags ab; marschieren bis Frampol. Dort 1 R 50 erhalten. Einquartiert 9 Offiziere in einem Haus am Ring.

6. Juni 6 Uhr früh Abmarsch. Starker Marsch, gegen 30 km. Überall werden von Landbevölkerung Aufnahmestellungen und Verhaue gemacht. [...] Leutnant i. R. Berger Fluchtversuch abend, mißglückt, unsere Lage sehr verschlechtert, Wache.

7. Juni Abmarsch zirka 8h Früh, je 5 Offiziere auf einem Wagen, schärfere Bewachung. Mittags Jozefow. In einem Hause ohne Stroh, ohne Diener untergebracht. 75 Kopeken erhalten.

8. Juni Gegen Mittag Abmarsch je 5 Offiziere auf einem Wagen. Langer, sehr staubiger Weg. Bei Sonnenuntergang an Tomaschow. Quartier in der Kaserne, etwas verlaustes Stroh. Armeekommando soll eben abmarschieren [...] scheint also den Russen nicht sehr gut zu gehen.

9. Juni Ganzer Tag in Tomaschow. Erstes mal Mittagessen. Wieder ein Verhör. 1 R 50 erhalten. Nacht wieder in der verlausten Kaserne. Wache will uns nicht mal aus dem Zimmer lassen, bis Kommandant kommt bessert sich.

10. Juni Gegen 8h v.m zum Etappenkommando, wo wir 1 R 50 erhalten und auf 4 Wagen abgehen. Große Bewegungen auf der Straße. [...] Gegen Abend in Szamosz. Wieder in Kaserne mit Mannschaft zusammen untergebracht. Nichts zum Essen, kein Wasser zum Waschen.

11. Juni Mittags erstes Essen in einem Gasthaus. Dann Einwaggoniert auf offenem Lowri [Lore?] einer schmalspurigen Bahn. Abends an in Krasnostaw in Kaserne einquartiert.

12. Juni Mittags im Restaurant. Nachmittags ab auf offenen Lowris einer Feldbahn. Alter Oberst in Krasnostaw einziger Offizier der anständig war. Abend an in Cholm [= Chelm]. Kaserne untergebracht.

13. Juni Gegenüber Etappengericht. Interessante Szenen, viele Offiziere, 2 Bataillone. Gedrückte, die an die Front zurückgeschickt werden. Abend einwaggoniert in Cholm nachdem wir 6 Stunden am Bahndamm gestanden.

14. Juni Früh morgens an in Kowel in leerem Haus untergebracht. Kommandant nicht zu sehen und nicht zu sprechen. Weder Essen noch Geld erhalten.

Von Kowel ging der Transport der Gefangenen nach Kiew, wo sich eine Station der Transsibirischen Eisenbahn befand. Alle Gefangenen wurden in zwei Sammellagern zusammengeführt, bevor die Aufteilung in die verschiedenen kleineren Lager im Landesinneren bzw. in Sibirien erfolgte. Die Kriegsgefangenen der russischen Nordwestfront, das waren vor allem deutsche Militärangehörige, wurden in ein Sammellager nahe Moskau befördert, während die österreichisch-ungarischen Offiziere und Mannschaften, die an der russischen Südwestfront gekämpft hatten, nach Kiew, auf eine wenige Kilometer außerhalb der Stadt gelegene Festung gebracht wurden.

Auf der Bahnfahrt von Kowel nach Kiew wurde Rolf wieder mit Versorgungsproblemen konfrontiert. Prinzipiell sollten die gefangenen Offiziere die Gelegenheit haben, sich in den Bahnhöfen mit Essen zu versorgen. So wird auch verständlich, dass Rolf – selbst in seinen knappsten Tagebucheinträgen – immer den Erhalt des Geldes, der »Gage«, vermerkt, bildeten diese Auszahlungen doch die wichtigste Voraussetzung, um die Gefangenschaft überleben zu können. Allerdings erhielten die Gefangenen häufig entweder doch kein Geld, oder sie wurden von der Wachmannschaft gehindert, in den Stationen auszusteigen, um sich Nahrung zu besorgen. Stattdessen boten sich dann die Wächter an, Essen herbeizuschaffen – um einen derart überhöhten Preis, dass sich das letztlich

viele nicht leisten konnten. Immerhin gab es auf allen Bahnhöfen heißes Wasser, so dass sich die Gefangenen Tee zubereiten konnten.

15. Juni Kowel. Um 2 Uhr morgens werden wir geweckt und auf die Bahn geführt, um 4 Uhr kommen wir in einen Waggon 4.Klasse nachdem man uns in einen Viehwagen stecken wollte. Um zirka 4 Uhr n.m. fahren wir endlich ab. 4.Kl. Wagen sehr praktisch eingerichtet!

Gerade die letzte Bemerkung klingt geradezu ironisch, doch berichtet auch Eduard Stoss in seinem Werk »Kriegsgefangen in Sibirien« von »äußerst praktisch gebauten Waggon 4. Klasse«¹⁷.

16. Juni Fahren über Rowno [= Rivne] (die südliche Linie) gegen Kiev. Bedeckungsmannschaft betrügt uns überall. Kein Essen; was uns die Leute holen rechnen sie doppelt so teuer; unsere Leute lassen sie nicht fort.

18. Juni/1. [= 1. Tag in Kiev] Morgens Ankunft in Kiev. Abtrennung der maroden, darunter Lt. Berger. Marsch zum Festungskommando. Dort neuerliche, schämliche Durchsuchung nach Alles was irgend brauchbar. Wegen Gegenvorstellungen werde ich und Fähnrich Hollitzer auf der Hauptwache interniert.

Gemäß den geltenden Bestimmungen musste den Offizieren die Möglichkeit geboten werden, sich zu beschweren, wenn sie mit Maßnahmen des Militärkommandos bzw. der Wachmannschaften nicht einverstanden waren. Zumeist kam es zu Beanstandungen über die Missachtung der Rechte der Offiziere. So ging es etwa um die nicht adäquate Unterbringung in den diversen Quartieren, um die nicht entsprechenden Zugwaggons oder um das Verbot, die Distinktionen zu tragen. Es ist typisch für Rolfs Selbstverständnis, dass er die Möglichkeit zur Beschwerde wahrnahm, worum es dabei ging, geht aus seinen Eintragungen jedoch nicht hervor. Jedenfalls scheinen seine »Gegenvorstellungen« nach Ansicht der Behörde zu weit gegangen zu sein, und er wurde mit zehn Tagen Arrest bestraft.

19. Juni/2. Zu zweien ein Zimmerchen; bisher die beste Unterkunft. Streng bewacht. Diener dürfen nicht kommen, wir haben nichts. Ein russischer Offizier, der auch in Haft, steckt uns Seife und Handtuch zu.

17 E. Stoss: Kriegsgefangen in Sibirien. Wien o.J., S. 79

20. Juni/3. Aus zwei alten russischen Zeitungen versuchen wir etwas Russisch zu lernen; Gekritzeln an Tisch und Wand helfen uns auch. – Sonntagsstimmung –

21. Juni/4. Vormittags eine Stunde vor dem Haus in der Sonne spazieren gegangen. Versuche mit russischen Offizieren etwas zu verständigen. Fähnrich Hollitzer soll 5 Tage und ich soll 10 Tage hier im Disziplinararrest verbleiben!

22. Juni/5. Wieder vormittags spazieren vor dem Haus. Kapitän kommt und erlaubt mir die Anschaffung eines russisch-deutschen Lehrbuches. Abends übersiedle in Nebenzimmer, das etwas kleiner, auf Bitten eines russischen Offiziers.

23. Juni/6. Russ.-Deutsches Lehrbuch verweigert. Fähnrich Hollitzer wird um ½ 3h n.m. abgeholt und aus dem Arrest entlassen. Nach Inschriften im Zimmer (Lade) waren da schon mehrere österreichische Offiziere.

24. Juni/7. Tür ist nicht mehr versperrt! Eine weiße Katze leistet mir tags und nachts häufig Gesellschaft. Das einzige Buch: »Der letzte Student« lese ich wiederholt, abwechselnd mit Fragmenten russischer Zeitungen (um wenigstens die russ. Buchstaben einzuweilen zu lernen.)

25., 26. Juni/8., 9. Geht wie alle anderen Tage, trübselig und faul dahin. Vom Fenster aus sieht man in den Hof, zwischen dessen hohen Mauern die Sträflinge spazieren gehen dürfen (stundenweise). Nur zwei schöne gesunde Laubbäume stehen in der Mitte des Hofes, der einzige angenehme Eindruck außer dem Firmament; aber zwischen den Bäumen steht ein Galgen und die Bank, so ist auch der Eindruck vergällt. Aber die Sträflinge sitzen um diese vertraute Vorrichtung herum, lehnen sich an und sind ganz vergnügt. Ist der Hof still, so pendelt nur der Posten uhrwerksmäßig an meinem Fenster vorbei. Russische Zeitungen berichten, dass Lemberg wieder von österr.-deutschen Truppen besetzt ist; die Offiziere hier schauen darob recht gedärfet drein.

27. Juni/10. Wasche abwechselnd mein Hemd, Sacktuch und Socken, als Abwechslung in der Trostlosigkeit. Nachmittags aus dem Arrest geführt, in eine Offiziersunterkunft; meine Kameraden, mit Ausnahme der Ärzte schon fort. Russ. Grammatik und Lexikon gekauft.

28. Juni/11. Im inneren Festungsbereich von Kiew hinter dem Wall ein ganz nettes Stück Garten zum Spazieren. Nachmittags einwaggoniert. 7 km Marsch zu einem Bahnhof au-

Ber dem inneren Befestigungsgürtel, 3.Kl. Wagen recht angenehm. Gew. Vorm. [Gewehr-Vormeister] Mayer ist noch in Kiew gewesen und bleibt von da ab bei mir als Diener bis erste Woche in Tetjuschi [= Tetjonschi].

29. Juni Nachmittags in der Station Kursk. Hier werden alle slawischen Offiziere und Soldaten auswaggoniert um in anderer Richtung weiterzugehen, wir sollen noch 3 Tage auf der Bahn bleiben und nach Bensa kommen. Russ. Rekruten werden eben gebracht, schwache Burschen; in der Stadt sollen 5 japanische Korps sein?

Die von den Russen als befreundet eingestuftes slawischen Heeresteile der k. u. k. Monarchie wurden nach ihrer Gefangennahme in der Regel nicht nach Sibirien abtransportiert, sondern im europäischen Russland untergebracht. Mit dieser Maßnahme sollten die slawischen Gefangenen »zu russischen Untertanen umerzogen«¹⁸ werden, um in weiterer Folge sogar das russische Heer zu ergänzen. Die zaristische Armee erhielt jedoch auch von anderer Seite ethnische Verstärkung. Schon zu Kriegsbeginn gerieten viele Tschechen im Kampf gegen die slawischen »Bruderstaaten« Serbien und Russland in Gewissenskonflikt, und bereits in den ersten Kriegsmonaten, insbesondere aber im Jahr 1915, musste die k. u. k. Armee eine große Zahl an Überläufern zu den russischen Truppen verschmerzen.

Wenn man bedenkt, dass von rund zwei Millionen Angehörigen der k. u. k. Armee, die in russische Gefangenschaft gerieten, ca. die Hälfte Slawen waren, so wird verständlich, dass angesichts dieser unvorstellbar hohen Anzahl die Trennung von Slawen und Nichtslawen keinesfalls lückenlos erfolgen konnte. Einerseits bedeutete diese Aufgabe eine zusätzliche administrative Belastung, der die militärischen Ausführungsorgane insbesondere Ende 1914, Anfang 1915, nicht gewachsen waren, als die Zahl der Kriegsgefangenen bislang unvorstellbare Ausmaße angenommen hatte. Andererseits »gelang es den russischen Militärs mitunter nicht, im babylonischen Sprachgewirr der Donaumonarchie die ›slawischen Brüder‹ zu finden.« (Nachtigal: Privilegiensystem, S. 175) Auch Rolf erwähnt mehrmals slawische Mitgefangene, welche von den für sie vorgesehenen Privilegien nicht profitieren konnten und stattdessen gleichfalls in den weit entfernten, schlechter versorgten sibirischen Lagern anzutreffen waren.

Am 30. 6. wurde der Transport in mehreren Etappen über Bensa [= Penza] Richtung Kasan [= Kazan] fortgesetzt.

¹⁸ R. Nachtigal: Privilegiensystem und Zwangsrekrutierung. In: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs/hrgs. von Jochen Oltmer. – Paderborn; Wien [u. a.] 2006, S. 167 ff.

3. Juli. Ich fiebere stark, nehme Aspirin und schwitze eine Nacht, scheint Influenza zu sein. Nachmittags in Pyacebka können wir im Bahnrestaurant essen.

4. Juli Auf allen Stationen viel Volk in bunten Trachten, schon viel asiatisches. Auffallend kein junger Mann. Knaben und alte Männer. Bahn- und Feldarbeiten fast nur Mädchen!

5. Juli 5h Morgens an Kassan; in alter, schauderhafter Brauerei bei zirka 100 Offizieren untergebracht, Läuse und Wanzen übervoll. Elende Nacht verbracht! Nichts zu Essen, kein Geld!

Am 6. Juli wurden die Gefangenen auf der Wolga mit einem Dampfschiff in das Lager in Tetjuschin [= Tetjushi] gebracht, wo sie für mehrere Monate blieben und damit das erste Mal mit dem Alltagsleben in einem Gefangenenlager konfrontiert waren. Die Offiziere wurden in einem ehemaligen Teehaus untergebracht, wobei Rolf besonders unter dem Lärm in der Nacht litt, wie er in der Tagebuchaufzeichnung vom 9. und 10. August berichtet: »Auffallend ist der Lärm in der Nacht; alle Gefangenen sprechen oder schreien sogar im Schlaf; scheinbar eine Folge der Nerven. In schlaflosen Stunden kann man hören wie einzelne Herren im Schläfe sogar auf die Äußerungen anderer eingehen!«

Da die Offiziere von der Arbeitspflicht befreit waren und auch innerhalb des Lagers keinen Dienst zu verrichten hatten und da sogar persönliche Verrichtungen wie das Reinigen der Wäsche von den »Burschen« erledigt wurde, verlief der Alltag der Offiziere in quälender Langeweile. Viele reagierten mit einem außergewöhnlichen Schlafbedürfnis, aber auch mit Unruhe, Missmut und Reizbarkeit – ein Zustand, der später die Bezeichnung »Stacheldrahtkrankheit« erhielt. Elsa Brändström schildert eine diesbezügliche Situation, die später ganz ähnlich in Rolfs Tagebucheintragung vom 29. 9. aufscheint: »Diese große Gereiztheit lässt die Gefangenen hinter jeder harmlosen Äußerung eine Absicht sehen – und die angeblich gekränkte Ehre fordert Genugtuung. So entstanden die unzähligen Ehrenhändel, die sie unter sich mit den ausführlichsten Protokollen in der festen Absicht führten, sie in der Zukunft weiter zu verfolgen«. (S. 92)

Viele, wie etwa auch Rolf, beschäftigten sich allerdings intensiv mit sportlicher Betätigung, und hier insbesondere dem Fußballspiel, erlernten Fremdsprachen oder vertrieben sich die Zeit mit sonstigen Aktivitäten:

4., 5. Aug. Sehr verschieden ist die Beschäftigung der einzelnen Herren; die meisten lernen Sprachen, besonders Französisch und Russisch wird betrieben, viele üben auch Stenographie, andere zeichnen unaufhörlich, das Schachspiel ist ungemein verbreitet und ein Herr im 1. Stock bearbeitet fleißig eine Violine. Einige Herren vereinigten sich zu ei-

ner Redaktion und unterziehen sich der Mühe russ. Blätter, die auf alle erdenklichen Arten verschafft werden zu übersetzen, und abendlich wird dann das Ergebnis allen Herren zur größten Freude verlesen; so erfahren wir von den glänzenden Errungenschaften unserer Kameraden und das hält uns in der trostlosen Zeit aufrecht!

Aber auch diese vielfältigen Beschäftigungen konnten letztlich nicht über die Eintönigkeit des Lagerlebens hinweghelfen. Die täglichen Spaziergänge wurden daher zur ersehnten Abwechslung aller, doch wurden die Ausgänge gerade deswegen von der Wachmannschaft immer wieder und unter verschiedensten Begründungen verboten. Manchmal versuchten die »Starschi«, so wurde der Älteste der Wachmannschaft bezeichnet, der in allen Lagern eine wichtige Rolle spielte, einfach Trinkgeld zu erpressen. Sehr oft entsprang die Willkür jedoch schlichtweg der Trunkenheit der Wache. Wahrscheinlich aufgrund der Siege der deutschen Armee bereits im ersten Kriegsjahr in der Schlacht bei Tannenberg im August 1914 und der Schlacht an den Masurischen Seen im September 1914 wurde gegen deutsche Offiziere zusätzlich mit besonderen Sanktionen vorgegangen.

1., 2. Aug. Jeden 20. alten Stiles [Julianischer Kalender] wird Gage ausgezahlt. Ich bekomme 50 Rubel für Monat Juli und 11 Rubel 7 Kopeken für die Zeit im Monat Juni, welche ich im Gouvernement Kasan war. Den deutschen Offizieren wird verlautbart, dass sie als Repressalien nur mehr 28 Rubel, dieses Monat sogar nur 18 Rubel bekommen. Wir sammeln sofort, und mit Ausnahme 2 Offizieren im slawischen Quartier beteiligen sich alle Herren gerne, und geben den 6 deutschen Offizieren soviel, dass sie genau so viel wie wir haben!

Neben der quälenden Eintönigkeit stellte auch der Zwang, auf sehr dichtem Raum zusammenzuleben, eine große Belastung für die Gefangenen dar, und der Verlust jeglicher Privatsphäre war häufige Ursache für Auseinandersetzungen und kleinliche Streitereien. Auch Rolf litt unter der erzwungenen Gemeinschaft, und wo es ihm möglich war, zog er sich zurück und versuchte, ein Zimmer für sich alleine oder höchstens mit einem weiteren Offizier beziehen zu können.

Neben all der psychischen Belastung bedeutete auch die Ungezieferplage einen erschwerenden Umstand im Lagerleben. Vor allem Läuse und Wanzen bereiteten den Lagerinsassen Qualen, wobei die Offiziere wiederum weniger in Mitleidenschaft gezogen waren als die Mannschaft, da sie nicht in den berüchtigten Massenquartieren hausen mussten. Im Verein mit zumeist katastrophalen hygienischen Verhältnissen führte die

Ungezieferplage auch zu den gefürchteten Flecktyphus-Epidemien, bei denen eine große Zahl an Gefangenen den Tod fand.

Mehrmals allerdings zeigt sich in den Tagebucheintragungen, mit denen Rolf seinen Aufenthalt in den verschiedenen Lagern dokumentierte, ein Phänomen, das den heutigen Vorstellungen von Gefangenenlagern irritierend widerspricht: Die gefangenen Offiziere konnten nicht nur Zeitungen und Lebensmittel in den jeweils nahe gelegenen Orten kaufen. Sondern Rolf berichtet beispielsweise auch von einem Zahnarztbesuch in einer nahe gelegenen Stadt, in dessen Anschluss er gleich einkaufen war, um sodann auf der Post seine Briefe herauszusuchen. Weiter erfährt man vom Kauf eines Pelzmantels, von Büchern etc., und die Offiziere konnten sogar einen Fußball »kommen lassen«, wie Rolf in einer der Eintragungen im August 1915 berichtet:

11., 12. Aug. Das Wetter wird immer unfreundlicher, fast täglich Regen – dabei ziemlich kühl. Wir haben aus Kasan einen wirklichen Fußball kommen lassen und damit wird täglich nachmittags zwei Stunden statt des Guljat [Spaziergangs] gespielt. Fast alle Herren beteiligen sich und gehen die ersten Tage ganz krumm vor Muskelschmerzen.

14.–16. Aug. Die schönen Nachrichten die wir aus den Zeitungen erhalten richten uns alle auf; die Erfolge sind so gewaltige, daß wir uns sogar für den Glauben hinreißen lassen es könne bald ein Friede mit Rußland zustande kommen und unsere Heimkehr erfolgen.

Hintergrund dieser Äußerung Rolfs ist die Tatsache, dass nach der erfolgreichen Schlacht von Tarnow-Gorlice Anfang Mai 1915, an der Rolf noch beteiligt gewesen war, am 1. Juli eine große Offensive der Mittelmächte gestartet wurde, die unter anderem zur Einnahme von Warschau, Brest-Litowsk, Grodno und Wilna führte. Rolf fährt in seiner Schilderung des Widerhalls dieser Offensive unter den gefangenen deutschen und österreichischen Offizieren mit den Worten fort:

Es haben sich zwei Lager gebildet; Optimisten und Pessimisten, die sich gerne bekriegen. Interessant ist, daß uns die tartarischen Kaufleute die Erfolge unserer Truppen meist schon Tage vorher sagen, ehe sie in Zeitungen zu lesen sind. Überhaupt scheint die tartarische Bevölkerung auf die Russen und auf die Regierung nicht sehr gut zu sprechen zu sein. Nur die strenge Polizei hält alles im Zaum, auch unsere Bedeckungssoldaten, die vor ihnen große Angst haben.

17. Aug. Erste Nachricht von zuhause! Zwei Karten von M. [= Mädy, Rolfs Frau Hermine] und eine von Ernst [Schwager] mit zwei Bildchen von M. und der Kleinen [Tochter Maja] aus Bukarest. Unbeschreibliche Freude, besonders, daß M. so gut aussehen dürfte. Die folgenden Tage lese ich immer wieder die Karten und warte auf weitere Nachrichten. Tags darauf ersten Brief geschrieben. (Abb. 54)

18., 19. Aug. Kleine Geburtstagsfeier für unseren 85jähr. Kaiser. Halte über Aufforderung eine kleine Ansprache, worauf noch ein Herr ungarisch im Namen der ungar. Herren spricht. Nach dem Toasten mit dem scheußlichsten Getränk »Quass« [= Kvas, Gebräu aus Schwarzbrot und Rosinen] singen wir Volkshymne, ungar. Hymne und deutsche Hymne. Vorerst werden noch die schönen Berichte vom Kriegsschauplatz verlesen. Auffallend war die Vorsicht unserer Bewachungsmannschaft; der Starschi bleibt die längste Zeit selbst anwesend.

21., 22. Aug. Traurig und rührend ist zu beobachten wie einzelne Offiziere, die knapp dem Tod entronnen sind, sich trotz ihrer entsetzlichen Verletzungen und Gebrechen kindisch des Lebens erfreuen. – Da sind in unserem Quartier:

Fähnrich Prutzer (Schuß quer durch den Kopf) der ein Auge verlor und erst in diesen Tagen durch das zweite wieder einen Schein zu sehen beginnt.

Leutnant Oberwöger (Schuß rechter Fuß) der scheinbar nicht ganz ohne Absicht den Fuß völlig steif behielt.

Oberleutnant Grohmann mit stark verkürztem Fuß.

Ein Leutnant mit völlig zertrümmertem Unterkiefer und ganz entstelltem Gesicht.

Ein Leutnant der 17 Schußwunden hatte und nach Monaten noch entsetzlich schlecht aussieht und nur mit Stock gehen kann.

24. Aug. Beim Fußballspiel springt mir wieder ein Knorpel des rechten Knies heraus; der Fuß schwillt stark an und muß ich einige Tage liegen mit Umschlägen; kann länger nicht mehr spielen.



54 Hermine (Mädy) mit Tochter Maria Margarete (Maja)

28. *Aug.* Nach einem Schreiben vom russischen Kriegsministerium wird uns das Tragen unserer Distinktionen wieder gestattet; so ist diese größte Niedertracht beseitigt und wir nähern uns sofort wieder unsere Zeichen auf.

29. *Aug.* Bekomme erste Karte von meiner Mutter (mit der Nachricht, daß ich Milit. Verdienstkreuz III. Klasse m.d. Kriegsdekoration erhalten habe!). Von Mädi keine Nachrichten mehr; muß wohl an der Grenze Schuld liegen. Politische Beziehung?

30. *Aug.* Wir lernen fleißig Sprachen, vormittags etwas Englisch nach Berlitz-Methode, dann ziemlich viel Französisch bis zum Mittagessen. Nachmittags meist noch etwas Russisch. Nur die Spaziergänge mit dem Fußballspiel die lassen wir nicht fallen.

1. *Sept.* Mein Fuß ist recht schlecht; außerdem bricht mein Darmkatarh, eine Folge einer leichten Ruhr vom Winter wieder aus.

Lese »Amerika« von Arthur Holitscher. Verlag S. Fischer, Berlin. Reiche Anregungen für Arbeits- Fabriks- und Schulbetrieb! Angaben einiger amerikanischer Monumentalbauten.

Dieser Hinweis auf A. Holitschers »Amerika«¹⁹ ist einer der wenigen konkreten Literaturhinweise in Rolfs Tagebuch aus der Zeit der Gefangenschaft und der einzige Beleg dafür, dass sich Rolf auch in dieser ersten Phase seiner Gefangenschaft mit Architekturfragen befasste. Holitscher hat im Rahmen einer Studienreise vor allem in Chicago Fabriken besucht und die dortigen Arbeitsbedingungen kritisch geschildert. Vom amerikanischen Schulwesen zeigt sich Holitscher hingegen restlos begeistert. Die von Rolf erwähnten Monumentalbauten sind kleine, minderwertige fotografische Aufnahmen von Gebäuden in verschiedenen Städten. Auch wenn Rolf in seinem Tagebuch ein gewisses Interesse für sie bekundet, so finden sich in seinen Skizzen und Zeichnungen, die er später während seiner Gefangenschaft anfertigte, keinerlei Hinweise, dass er sich intensiver mit ihnen auseinandergesetzt hätte. Die explizite Erwähnung scheint vielmehr ein Beleg dafür zu sein, wie sehr Rolf unter dem Mangel an Fachliteratur gelitten haben muss, sodass ihn selbst dieses für einen Architekten eher belanglose Büchlein begeistert hat. Vorerst blieb er aber ohnedies mit weitaus alltäglicheren Problemen konfrontiert:

2. *Sept./20. Aug.* russ. Datum. Wir bekommen 50 Rubel und müssen in russ. Schrift bestätigen und sogar unterschreiben. – Das Tragen von österr. deutschen und türkischen Orden bleibt verboten!

19 A. Holitscher: Amerika heute und morgen: Reiseerlebnisse. Berlin 1912 (3. Aufl.)

4.–6. Sept. Mein Fuß wird nicht besser, in Folge eines starken Ergußes um und im Knie kann ich schlecht gehen und da ich keine Bewegung machen soll, sitze ich jetzt fort zu Hause. Doktor verordnet mir eine Jodsalbe, aber das Rezept muß erst zur Unterschrift an einen russ. Militärarzt und dann soll es der Starschi bringen, aber diesen Weg macht es (mangels ungenügenden Trinkgeldes wahrscheinlich) nicht durch und so bleibe ich ohne es. [...] Recht trostlos, dazu wird das Wetter schon sehr unfreundlich, regnerisch und empfindlich kühl, von zu Hause auch keine Nachrichten mehr.

7. Sept. Telegramm von Mutter trifft ein, das mir nicht ganz verständlich ist; es sagt, daß Greta nach Bukarest gereist sei, dies und Mädis langes Schweigen beunruhigt mich sehr und ich weiß sofort, daß die Kleine schlecht sein muß. – Leider darüber gar keine Nachrichten.

8.–14. Sept. Nach zwei Tagen langen Warten (wodurch natürlich, wie bei jeder möglichen Gelegenheit, die Spaziergänge sofort eingestellt sind) erscheint der angesagte General (General Komarow! Bisheriger Kommandant des Gouvernements soll ersetzt worden sein durch diesen General): Erscheinung recht ehrwürdig, und nach seinen Anfragen scheint es als ob die Absicht bestünde, uns Besserungen zukommen zu lassen; Einquartierung wurde als schlecht und zu gedrängt beurteilt. Wir sind recht froh und hoffen allerhand. Aber es heißt die Besichtigung sei noch nicht vorbei, daher auch die folgenden Tage keine Spaziergänge. Endlich kommt ein scheinbar kriegsuntauglich gewordener Porutschik [Russ. Leutnant]; dieser soll fortan sich um uns kümmern und die Stelle des Obersten vertreten. Wir hoffen ihm unsere Anliegen vorbringen zu können und bald die Spaziergänge wieder aufnehmen zu dürfen.

Aber es wird immer strenger; die Wachen versperren die Haustüre, nicht einmal die Diener dürfen hinaus einkaufen, blos je ein Herr darf mit einem Soldaten einkaufen gehen. Man verbietet sogar den Dienern das Trinkwasser aus dem vom Obersten bestimmten Brunnen zu holen und zwingt uns das vollkommen verseuchte Wasser des Brunnen in unserem Hofe auf (3 m von Senk- und 3 m von Sickergrube entfernt!). Schließlich erfahren wir, daß die Spaziergänge für immer eingestellt seien, da wir einen Hof hätten! Dieser ist zirka 7x18 Schritte groß und durch 2 Aborte, Senkgrube, Sickergrube, Küche und Hühner mit allen erdenklichen Gestänken erfüllt. Wir sind alle sehr niedergeschlagen und fühlen sich die meisten schon unwohl. Briefe kommen fast gar nicht mehr und unsere Karten werden nur selten abgeholt. Offiziere kümmern sich scheinbar gar nicht mehr um uns und sind wir allen Bosheiten und Erpressungen unserer Wachsoldaten und besonders des Starschi! überlassen. Zwei Herren vergiften sich schwer durch CO-Gas im Dampfbad des Tartaren.

16. Sept. Von Ernst trifft die erste Büchersendung mit Goethes und Schillers Briefen und der russischen Grammatik ein. Endlich wieder etwas neues; doch leider sind keine Nachrichten von zuhause enthalten. Anderntags beginne ich auch gleich in die Sprachstudien einige Stunden des Tages Rumänisch einzufügen.

In der Haager Konvention wurde geregelt, dass die Gefangenen Post, Geldsendungen und Pakete aus der Heimat erhalten durften. Allerdings funktionierte die Zustellung zu meist schleppend oder gar nicht. Einerseits waren die für die Zustellung maßgebenden Stellen häufig nicht fähig, die Adressen in der ihnen fremden Schrift zu entziffern, andererseits gab es zum Teil keine genauen Aufzeichnungen, in welchen Lagern sich die einzelnen Adressaten befanden. Dazu kam, dass sämtliche Post die Zensur in Petersburg durchlaufen musste, wo sich die Briefe und Pakete anhäuften. So berichtet Elsa Brändström, dass allein im Dezember 1915 rund eine Million Pakete in Petersburg der Weiterbeförderung geharrt hätten. Vor allem aber dürften Unterschlagungen gang und gäbe gewesen sein, sodass im ersten Kriegsjahr nur 10 Prozent der abgeschickten Pakete die Angehörigen in den Lagern erreicht haben sollen. Auch Rolf klagte immer wieder, dass er so selten Post erhielt. Akribisch vermerkt er, wenn ihn endlich doch Briefe von zu Hause erreichten. Genauso notierte er, wann er Briefe an seine Familie abgesendet hatte. Doch zeigte sich, dass nur ein Teil von ihnen den Bestimmungsort erreichte. In Anbetracht all dieser Schwierigkeiten ist es fast erstaunlich, dass Rolf letztlich doch immer wieder Pakete, Geldsendungen und Bücher erhielt. Allerdings waren gerade Büchersendungen Anlass für Schikanen vonseiten der Wachmannschaften. Wiederholt wurden die Bücher konfisziert – zum Teil auf einige Zeit, zum Teil für immer.

18. Sept. Nachdem wir lange Tage keinen Schritt aus dem Haus durften und alle erdenklichen Vorstellungen gemacht hatten erlaubt man uns wieder, wenigstens eine Stunde im Tag auf die gewiße Wiese zu gehen. Alle Quartiere werden zusammengetrieben. Aber auch diese Stunde entzieht man uns zu jeder denkbaren Gelegenheit!

19. Sept. Ich kann mich auf noch lange an den Spaziergängen nicht beteiligen, da mein Fuß nicht besser wird und bei jeder Gelegenheit wieder rückfällig wird. – Durch meinen Darmkatarh gezwungen musste ich schon vor langer Zeit Essen bei unserer Kostfrau, das von Tag zu Tag schlechter, unsauberer und mehr gewürzt wurde, aufgeben. Ich koche mir seither selbst, und mein Darmzustand bessert sich bald, so daß nur selten noch leichte Anfälle kommen.

23. *Sept.* Endlich ein Brief von Mädi; der 2. So traurig er ist und mir von der schweren Erkrankung der Kleinen berichtet so erfreut er mich doch unendlich, denn nach der lange fürchtenden Ungewissheit weiß ich doch, dass die Kleine schon am Wege der Besserung sei. In diesen Tagen erhalte ich auch zwei Nachrichten von Ernst.

29. *Sept.* Abend ereignet sich im Quartier ein unliebsamer Vorfall zwischen Dr. Blechner und Lt Pratzer als Beleidigter für seine Kameraden des Breider-Zimmer. Traurige Rolle spielen Dr. Balasz und Oblt. Wolff.

Schiedsgericht oder Ehrenrat:

Für Dr. Blechner: Hptm. Gallus, Oblt. Geck

Für Lt. Pratzer: akt. Oblt. Siegl, Oblt. Geyling.

Von beiden Teilen Rat anerkannt. Dr. Blechner verliest abend eine Erklärung vor den beteiligten Herren und entschuldigt sich gegen jene Herren die er beleidigte, ohne daß diese die Absicht hatten ihn durch störendes Lärmen zu provozieren.

1., 2. *Okt.* Abend dienstl. Offiziersversammlung. Akt. Oblt. Siegl ersucht alle Herren jede mögliche Reibung zu verhindern, gegenseitig entgegenzukommen, da so wie so alle durch die lange Ungewissheit nervös geworden sind. Leider ließ die Art der Versammlung und die Haltung einiger Herren zu wünschen übrig und besonders die jungen ungarischen Herren scheinen den Ernst nicht erfasst, oder nicht erfassen gewollt zu haben.

5. *Okt.* Der 3. Brief von Mädi langt ein, und macht mir ungemein Freude! Endlich nach dem traurigen 2., weiß ich verlässlich, wie es zuhause steht, und das die Kleine außer Gefahr ist. Antworte sofort mit Karte und anderntags mit Brief.

6. *Okt.* Der russische Porutschik zeigt sich das erste Mal bei uns und teilt mit, dass wir übermorgen von hier abreisen, wohin unbekannt, mit Dampfer hinab (verlautet Krasnoiarsk über Süsrano) Spaziergänge natürlich sofort wieder eingestellt, aber je 3 bis 4 Herren können in die Stadt gehen Einkäufe besorgen. Ich kaufe mir Pelz um 50 Rubeln!

7. *Okt.* Wir beschließen abends eine Art Abschiedsfest zu machen. Vielleicht ist dies das letzte Mal, daß nach 4 monatl. Beisammensein wir uns alle (39 Offiziere) treffen können. Im großen Zimmer des ersten Stockes werden einige Betten abge[...?], Bänke und Tische zusammengestellt. Einige Herren dekorieren das Zimmer launig mit Papierketten und allem erdenklichen. Manche Herren bereiten Reden u.s.w. vor. Gegen 8 h ziehen wir, das Parterre als Stab des Generals v. Erdödi ein. Sehr gute Skizze von Prof. Gallus. Ich verlese eine von Leutnant Steuer. Brigadekommandantbefehl und Sanitätsbefehl. Einige lus-

tige Lieder von Kümmel geleitet und manch ernstes Lied und Ansprache füllen bis 11h. Schlafen gehen zur Polizeistunde. War recht lustig und angenehm.

8. Okt. Früh morgen beginnen nervöse schon zu packen; alle Strohsäcke werden im Hof des Tartaren geschlachten, die Bettbretter, da das Holz ausgegangen war fürs letzte Mittagessen verbrannt. Im 1. Stock brennen alle Lampen, um kein Petroleum zurückzulassen. Eben erscheint die Idee alle irdenen Geschirre auf ulkige Weise zu zertrümmern, denn um 4h sollten wir ja marschieren. Plötzlich kommt Starschi uns sagen, dass wir erst in einigen Tagen fahren. Jetzt wieder großes Auspacken, Stopfen der Strohsäcke, Saubermachen der Zimmer. – Ich werde zum Polkovnik [russ. Oberst] gerufen und bekomme die von meiner Geldsendung zurück behaltenen 25 Rubel ausgefolgt.

9. Okt. Die deutschen Offiziere dürfen sich ebenfalls ihre Gradabzeichen wieder aufhängen!

10. Okt. Um 5h früh weckt man uns. Nach kurzen Vorbereitungen marschieren wir zum Dampfer. Alle Quartiere von Tetjuschin sind versammelt, nur die Herren des slavischen Quartiers und Hauptmann Ebenböh (geborener Russe!) bleiben in Tetjuschi... Wunderbare, interessante Fahrt auf der Wolga, über Simbirsk nach Samara, wo wir einige Nachtstunden stehen.

11. Okt. Noch schönerer Tag. Gegen 8h fahren wir von Samara ab. [...] Schiff nur für uns, Bewegungsfreiheit, Essen im Speisezimmer. Dies sind die ersten Tage seit der Gefangennahme, in denen man sich wieder als Mensch fühlen darf. Und wir fürchten schon was uns die folgenden Zeiten wieder bringen werden! Abend an in Sūsra marschieren in die Stadt (5 km) wo wir in der Schule untergebracht werden. Miserable Holzbritschen in zwei Lagen übereinander. Viele Fenster zerbrochen. Schauderbarer Zustand.

Am folgenden Tag begegnet Rolf Italienern, wobei sich in seinem Tagebucheintrag die ganze Animosität widerspiegelt, die sich mittlerweile zwischen der Doppelmonarchie und Italien aufgebaut hat. Italien hatte sich im Dreibundvertrag von 1882 mit Österreich-Ungarn und Deutschland verbündet und verhielt sich deshalb in den ersten Kriegsmonaten neutral. Mit zunehmender Kriegsdauer mehrten sich allerdings die Stimmen in Italien, den Dreibund zu verlassen und aufseiten der Entente in den Krieg einzutreten. Schließlich forderte die politische Führung Italiens als Bedingung zur Beibehaltung der Neutralität, dass große Gebiete der Donaumonarchie an Italien abzutreten seien. Trotz intensiver Verhandlungen und weitgehender Zugeständnisse, in

denen sich Österreich-Ungarn zur Überlassung unter anderem des gesamten Trentino, des von Italienern bewohnten Teils Tirols sowie des Isonzogebietes bereit erklärte, kam es zu keiner Einigung, weshalb am 23. Mai 1915 der Kriegseintritt Italiens aufseiten der Entente erfolgte.

12. Okt. Gegen 11h v.m. führt man uns einige Kilometer hinaus auf den Bahnhof, teure Wagen für das Gepäck. Stehen lange an einer Rampe, da kommt ein Zug mit Italienern (österr. Soldaten) vorbei; bei unserer Ansicht hängen sie italienische Fahnen heraus, singen. Einige Offiziere aus der 2. Klasse gehen höhnisch vor uns spazieren, zwischen einer Gruppe Wortwechsel, worauf wir alle von der Rampe zurückgedrängt werden. Dann führt man uns wieder in die Stadt ins Quartier zurück; kaum dort niedergelegt führt man uns wieder, es ist mittlerweile Abend, auf den Bahnhof. Die Wagen fürs Gepäck sind jedes Mal teuer. Um 9h abends fahren wir endlich ab, Süsra. In Süsra hat man uns von den sechs uns recht lieben deutschen Kameraden getrennt.

13. Okt. Unser Zug besteht aus den Offizieren Tetjuschis, außerdem kamen noch 2 Offiziertransporte dazu, eine geringe Anzahl Mannschaften, und einige Wagons mit Flüchtlingen. In unserem Wagon 4. Klasse sind 37 Herren, 3 Lagen übereinander beim schlafen, sonst kaum zum rühren. In allen Stationen stehen endlose Züge mit Flüchtlingen! Gegen 2h sind wir wieder in Samara. 9h ab Samara. Scheussliches Schlafen!

Rolf und seine Offizierskameraden mussten sich also wiederum mit einer Unterbringung in Wagon 4. Klasse begnügen. Wie erwähnt, bezeichnete Rolf die Waggons als »sehr praktisch eingerichtet«, obwohl sie sich laut der obigen Beschreibung kaum von den Vieh- bzw. Güterwaggons unterschieden, die Elsa Brändström schilderte: »Die Güterwagen hatten zwei Reihen Holzpritschen, und in dem freien Mittelraum stand ein eiserner Ofen. [...] Gefangene pferchte man zu 32 bis 45 hinein. Im Winter waren die Transporte mit den größten Strapazen verbunden. Selbst wenn der kleine Ofen ordentlich geheizt wurde, gab es doch nur in seiner unmittelbaren Nähe eine starke Hitze. Die unteren Wagenecken blieben eisig, und die Kälte drang so durch die dünnen Wände, daß die Kleider der Gefangenen, die an der Außenwand lagen, oft anfroren. [...] Die Wagen strotzten vor Ungeziefer.« (S. 40)

14. Okt. Ganzer Tag vergeht unter Suchen nach heißem Wasser für Tschai und nach Esswaren. Gar nichts vorgesehen. Soldaten wollen immer selbst kaufen gehen und verlangen dann enorme Preise für die Sachen; uns lassen sie nicht weg. 1 R 50 erhalten! – Nichts als Züge mit ganz jungen Soldaten zur Front, die alle fragen: ob bald Frieden! Und zahl-

lose Züge mit Flüchtlingen aus Wolhynien²⁰, wo zuerst die Deutschen und dann alle Bevölkerung abtransportiert wurden.

15. Okt. 7h früh sind wir in einer größeren Station, man will uns kaum Wasser holen lassen, so eilig. Aber wir bleiben immer länger stehen. Schließlich gehen ganze Gruppen in die Stadt einkaufen und Patrouillen müssen sie einholen. Stationen voll Soldaten und Flüchtlingen. Furchtbar verschweint. Abend stehen wir noch in dieser Station. 1 R. 50 erhalten! Abdulino.

16. Okt. Nach Mitternacht Abfahrt Abdulino. Gegen 11h v.m. an Reawka, dort stehen wir den ganzen Tag und gegen 6h n.m. können wir im Restaurant III. Klasse essen gehen. In unserem Zug sind bisher schon 15 Kinder von Flüchtlingen gestorben und heute wurde hier bei der Ankunft auch die Leiche eines österreichischen Soldaten auswagoniert. Die Flüchtlinge bekommen kein Geld und nichts zu essen, dazu im Viehwagen oder in ihren Bauernwagen auf offenen Lowis bei zirka 5 Grad Kälte, und die Kinder laufen halb nackt herum und betteln uns an. Schauerliche Zustände; Stationen furchtbar verschweint und verstunken.

18. Okt. Morgens sind wir plötzlich mitten im Winter. Schnee, ganz schöne bergige Landschaft. Abends treffen wir in einem entgegenkommenden Zug arme verstümmelte Soldaten die ausgetauscht werden sollen. Wir sollen nach Krasnojarsk [in Sibirien] kommen, wo großes Offizierslager aber kürzlich auch Tyfus war. Abend sind wir nahe der asiatischen Grenze angelangt.

19. Okt. Mittags an Tscheliabinsk [= Chelyabinsk]. Wir sollen hier Mittagessen und warten im Wagon bis 7h abends ohne daß das Essen kommt, endlich fahren wir weiter und die ganze Nacht sehr rasch. Wir hatte bisher IV. Klasse Wagons nun wurden wir zirka 20 Offiziere und je zirka 15 Mannschafts[...?] in je einen Viehwagen gepfercht, Holz zum Heizen müßen wir stehlen!

20 Ein Gebiet zwischen Bug und Kiew. Im 19. Jahrhundert wurde hier massiv mit der Ansiedlung von Deutschen begonnen. Im Laufe des Ersten Weltkrieges wurde die auf rund 240.000 Personen angewachsene deutschstämmige Bevölkerung dann allerdings zwangsausgesiedelt und der Großteil nach Sibirien deportiert.

20. Okt. Mittags an in Kurgan. Können im Warteraum essen und werden tüchtig geschröpft. Nicht gerade angenehmes Verhältnis mit den jüd. ungar. Kameraden im Wagon. Nachts Weiterfahrt.

21. Okt. Nach tüchtig durchrüttelter Nacht in den miserablen Wagen kommen wir vormittags in Petropavlovsk an. Wirklich asiatische Eindrücke, Landschaft Steppe und Sumpf, Erdhütten. Österreichische Mannschaft arbeitet an der Bahnstrecke. Große Kolonnen von Tromedaren die Lasten tragen oder Karren ziehen. Scheinbar auch milit. Kolonnen etwa für Kaukasus! Können endlich anständig in der Bahnhofrestauration essen. Gegen Abend Abfahrt!

22. Okt. Frühmorgens an Omsk. Wir können den ganzen schönen aber kalten Tag neben dem Wagon spazieren gehen. Nachmittags übernimmt uns wieder mit großen Umständen eine neue Bewachungsmannschaft. Alte geht nach Tscheliabinsk zurück.

23. Okt. Früh Kainsk-Domski. -8° R. [-10° C] Nachmittags Kargat. Die Nächte fahren wir immer durch und tags stehen wir viel. Ab und zu begegnet uns ein Zug mit Kriegsmaterial. Wir sehen kleine Mörser, etwa 15 cm und Feldgeschütze, Munitionswagen, neu verpackt, scheinbar recht billige Ausführung. Japan?

24. Okt. 6h früh an Nowo Nikolajewsk [seit 1925 Novosibirsk]. Bahnhof mit vielen Chinesen. 12h Abfahrt N. Nikolajewsk. 3 Rubel erhalten. Überall üben Rekruten in großer Menge den ganzen Tag. Zivilkleider, nur einige, alte Einzelladergewehre! Öde Landschaft, abend passieren wir die Obbrücke. Große Vorsicht, Soldat im Wagen!

25. Okt. Wagon: Mitte Ofen, herum Kohlenhaufen, grenzenloser Schmutz. Wir haben wieder alle Sorten Ungeziefer, das wir in Tetjuschi loswurden. Nacht 2 Kerzen. Ein Herr muss immer wachen, um zu heizen. Bei jeder Station Wettlaufen nach Tschai-Wasser und Waschwasser, dabei von den russischen Soldaten immer behindert, die bei jeder Gelegenheit einige Kopeken erpressen wollen.

27. Okt. Früh werden wir ins Gefangenlager [Krasnoyarsk] geführt. 7 Werst entfernt; trostlos, öde Umgebung, weder Baum noch Strauch. Lager ist alter Kasernenkomplex mit halb fertigen Zubauten. Gegen 3000 Offiziere auch deutsche und türkische. Scheinbar geordnete Wirtschaft (ungarische Vorherrschaft!) 2 Offiziersmessen, rießenhafte ge-

meinsame Räume, daneben deutsche Vertriebene aus Pommern²¹. Viele nette Kinder die schön deutsche Lieder singen. 50 Offiziere können sich zur Weiterfahrt nach Dauria melden. Hauptmann Uharek große Ambition! Ich lasse mich sofort aufschreiben; 3h nachts Zusammenkunft bei der russischen Kanzlei zum Abmarsch. Rascher Abschied von meinen bisherigen Kollegen.

28. Okt. 4h früh Abzählung. Hauptmann Uharek verschwindet plötzlich ohne Abschied! Hat Ersatzmann gestellt! Langer Streit mit den Kutschern, die uns begaunern wollen. Kalte Fahrt, Staub, Wind, zur Bahn. Bei Tagesanbruch in 3 Viehwagon gesteckt. Sitzen endlos auf Nebengeleise bis es Abend wird. Aus anderen Zug werden 2 Leichen österreichischer Soldaten getragen. Immer wieder Flüchtlingszüge nach Ost, manchmal Züge nach West mit Material offene Wagen. Erhalten 3 Rubel.

29. Okt. Endlich in der Nacht Abfahrt. Kleinerer Transport daher verhältnismäßig angenehmer. [...] Fahrt durch weniger öde Gegend, teilweise hügelig, bewaldet, ganz schön. Wieder etwas wärmer, um 0°. Keine Diener.

Am 1. 11. kam der Transport vormittags in Irkutsk an, und am nächsten Tag wurde die Fahrt entlang des Baikalsees fortgesetzt.



55 Lager Berosovka

21 Im Herbst 1914 rückte die russische Armee in Pommern, einer ostpreußischen Provinz, ein und verschleppte Tausende Zivilisten in russische Gefangenschaft.

3. Nov. Vormittags Offiziergefangenenlager in Div[...] Potschta [?] passiert²². (Abb. 55) Abend Tschita. Oblt. macht Fluchtversuch in einem Wagon vorne im Zug; gut ausgedacht, aber zu nervös durchgeführt! Bald entdeckt und in Tschita auswagoniert und übergeben. Fahrt durch die rechte Steppe. Den ganzen Tag kein Baum; Dromedare! Nachts kommen wir in Dauria an bleiben aber im Wagon.

Dauria

Dauria, ein kleines Lager im östlichsten Winkel des russischen Reiches, sollte für zwei-einhalb Jahre der Aufenthaltsort Rolfs bleiben, nämlich von seiner Ankunft am 3. November 1915 bis März 1918. Über die Gründe, warum sich Rolf bei erster Gelegenheit von Krasnojarsk in das Gefangenenlager Dauria verlegen ließ, können nur Vermutungen angestellt werden. Gewiss war ihm bekannt, dass im Winter 1914/15 in Krasnojarsk eine verheerende Flecktyphus-Epidemie geherrscht hatte, und vermutlich hat Rolf auch erfahren, dass durch diese Epidemie rund 50 Prozent der Lagerinsassen gestorben waren. Somit stand zu befürchten, dass auch diesen Winter ähnliche Zustände auftreten könnten. Darüber hinaus erfasste Rolf wohl rasch, dass das Lager Krasnojarsk seit Anfang 1915 mit einer Belegung von rund 13.800 Gefangenen das größte Sibiriens war und deshalb dort besonders chaotische Zustände herrschten.

Da die Räume, die den Offizieren in Dauria zur Verfügung gestellt wurden, nicht eingerichtet waren, mussten sie sich nach ihrer Ankunft im Lager allerdings erst einmal selbst um die Einrichtung kümmern:

5. Nov. Früh werden wir ins Lager, gleich neben der Bahn geführt. Es sind hier etwa 200 Offiziere schon seit zirka einem Jahr; ganz leidlich eingerichtet. An Mannschaft zirka 8000 Mann, viel deutsche. Endlich ein Lager, wo die Ungarn nicht zu sehr überwiegen. Wir kommen in einen neuen Trakt, noch nicht fertig. Liegen vorläufig am Boden bis in einigen Tagen Einteilung. Essen zu Gruppen vorläufig bei anderen Essgemeinschaften!

6. Nov. Besitze bereits ein Bettgestell und Bretter dazu; anderes wird kommen. Wir haben ziemlich Bewegungsfreiheit im Lager. Schöne Tage aber kalt (-10°). Ein Innsbrucker Bildhauer macht ein Denkmal am Friedhof für etwa 200 österreichische Sol-

22 Alles deutet darauf hin, dass Rolf das Lager Berosovka meint, das an der Bahnlinie zwischen Irkutsk und Tschita lag und von dem Rolf auch eine Fotografie aufbewahrte.

daten (1 Offizier) die hier bisher starben. Karten mit Adresse nach Hause gesendet. Bildhauer Millegger.²³

7. Nov. Richten weiter an den Zimmern ein und machen Vorbereitungen für die gemeinsame Menage. Doch haben russische Offiziere noch in einem Teil der Zimmer und der Küche ihre Menage und wollen nicht hinaus. Abend gibt es da immer großen Lärm. Alle sind sie betrunken auch die Diener mit und dann zerschlagen sie gerne. Alkohol beschaffen sie sich über die mandschurische Grenze. Schöne klare Tage, Temperatur zwischen -10 und -15 Grad.

10. Nov. Ziehe in [?] Zimmer! Lerne Oblt. Gießmann kennen, der seinerzeit Fachlehrer in Ybbs a. d. Donau war, jetzt Lehrer in Bruck und mit dem wir (Greta) verkehrten!

11. Nov. Richte meine Zimmer, das ich mit Oblt. Siegl zusammen bewohne ein; fabriziere Stellagen und Kleiderrechen; schließlich ist es ganz gemütlich. – Wetter andauernd schön, nur selten eine Wolke zu sehen, leichter, schneidender Wind untertags. Gehe einige Stunden spazieren oder stehe gegen die Sonne im Windschatten. Dabei ist es sehr kalt und Alles bockhart gefroren. Morgentemperatur meist -20 bis -25 °C.

12. Nov. Nach vielen Reinigungen des Zimmers sind die Läuse losgebracht, aber die Flöhe, Wanzen und Russen²⁴ scheinen sich der neuen Bewohner besonders zu erfreuen. Vom Fenster, das nur vorübergehend eingesetzt ist mussten wir alle Ritzen verkleben und da zieht es noch bis in die Mitte des Zimmers.

Obwohl das Lager klein war, fand Rolf in Dauria eine Vielzahl gemeinschaftlicher Aktivitäten vor. Es gab Sportgruppen, Chöre und ein Orchester sowie Theatergesellschaften. Diverse Musikveranstaltungen und Theateraufführungen wurden von den Offizieren vor allem zu Wohltätigkeitszwecken durchgeführt, indem der Erlös zum Beispiel dem Spital übergeben wurde.

23 Rolf erwähnt Anfang Juni 16 und am 16. 6. 16 wieder den Bildhauer. Allerdings schreibt er dann »Mühlegger«. Möglicherweise handelt es sich um den Bildhauer Karl Mühlegger, der ebenfalls in Sibirien inhaftiert war und im Jahr 1923 in St. Johann in Tirol ein Kriegerdenkmal errichtete.

24 = Schaben bzw. Kakerlaken. Für die Benennung dieser lästigen Insekten wurde häufig auf unbeliebte nationalistisch herabgewürdigte Volksgruppen zurückgegriffen. So finden sich auch die Bezeichnungen: Franzosen, Schwaben, Preußen.

27. Nov. Nachmittags Offizierskor und Gesangs, Violin- und Lautenvorträge zu Gunsten des Spitals hier, dem es an Alles, selbst den einfachsten Mitteln fehlt. Ganz ausgezeichnete Leistungen, geleitet von Oblt. Griebmann. Es ergreift mich tief diese Musik wieder einmal zu hören nach diesen langen rohen und öden Monaten. Zirka 32 Rubel sollen eingekommen sein.

Auch in Dauria befassten sich die meisten Offiziere mit dem Erwerb bzw. der Vertiefung von Fremdsprachen. Rolf studierte neben Russisch, Französisch und Englisch auch Rumänisch, nicht ahnend, dass Rumänien in den Krieg eintreten und eine Rückkehr in seine Wahlheimat deshalb nicht mehr wahrscheinlich sein würde.

Einen wesentlichen Fixpunkt im Lagerleben bildeten zudem die Fachkurse, die von Offizieren angeboten wurden, um die Zeit bis zur Rückkehr ins Zivilleben unter den Mitgefangenen bestmöglich zu nutzen. Für viele, vor allem jüngere Gefangene, die vom Krieg mitten aus ihrer Ausbildung herausgerissen worden waren, bedeuteten diese Fachkurse eine wertvolle Gelegenheit, Abschlussarbeiten zu verfassen. Es entstanden, um nur einige Beispiele zu nennen, juristische, technische und kaufmännische »Vereine«, in deren Rahmen Vorlesungen abgehalten und fachspezifische Diskussionen veranstaltet wurden. Von Rolf wissen wir, dass er »Architekturkurse« abhielt, auch wenn er diese Tätigkeit nur ein einziges Mal, und zwar in einer Tagebucheintragung vom September 1917, erwähnt. Dort heißt es lapidar: »Die Vorlesungen beginnen wieder, für den Winter ist Beschäftigung geschaffen.«

Wie umfangreich seine Tätigkeit als Lehrender jedoch tatsächlich war, erfährt man erst in einer »Bestätigung«, die von einem ehemaligen Kameraden im Jahr 1929 verfasst wurde:

Bestätigung

Herr Oberleutnant und Architekt

Rolf Geyling

hat sich während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes im Kriegsgefangenenlager Dauria in Sibirien im Interesse und zum Wohle der Allgemeinheit beruflich betätigt, indem er:

Von 1915 bis 1918 Vorlesungen über Geometrie, Darstellende Geometrie, Perspektive, Baukonstruktionslehre, landwirtschaftliche Bauweise und Kunstgeschichte abhielt;

In denselben Jahren sich mit der Abhaltung von Spezialkursen mit Abschlussprüfungen für eine Gruppe junger Lehrer, die ihre Seminarstudien nicht vollendet hatten, außerordentliche Mühe gegeben und außerdem noch Entwurf und die Ausführungsleitung einer Anzahl Einzelgrabmale für im Kriegsgefangenenlager verstorbener Offiziere, Mediziner und freiwilliger Krankenpfleger übernahm, sowie gemeinsam mit Leutnant Kimm die Friedhofspflege führte.

Diese freiwillige und selbstlos mit außerordentlichem Fleiß, Mühe und größtem Erfolg geleistete berufliche Betätigung des genannten Herrn Architekten war für alle kriegsgefangenen Offiziere und Aspiranten und sonstigen Intellektuellen eine tiefempfundene Wohltat, welche seine unzähligen Hörer zu immerwährendem Dank verpflichten.

Linz, am 20. November 1929

Coelestin Kahler

Oberstlt. d.R.

Ehem. rangältester Offizier im Kriegsgefangenenlager Dauria²⁵

Im Lager Dauria schreibt Rolf auch erstmals etwas über die Lagerbedingungen der einfachen Soldaten. Prinzipiell war den Offizieren jeder Kontakt mit der Mannschaft verboten, und durch die unterschiedlichen Haftbedingungen ergaben sich auch kaum Berührungspunkte. Allerdings wurde Rolf mit der Not der Soldaten allein dadurch konfrontiert, dass er die vielen Toten sah, die aus dem Lager zum Friedhof gebracht wurden. Viele erfroren, da sie kaum brauchbare Kleidung besaßen, und ebenso viele starben an Krankheiten oder aus Hunger.

22. Nov. Täglich trägt man eine Leiche früh aus unserem Haus vorüber nach dem Friedhof dort drüben auf einem öden Hügel. Es nimmt auch nicht Wunder, die armen Leute hier bekommen fast nichts zu essen, haben großen Teiles keine Kleider mehr. Ihre alten sind zerfallen und Neues bekommen sie, außer den Arbeitsmannschaften nicht, so können sie aus den riesigen finsternen Baracken nicht heraus, bis sie ins Spital kommen. Zum Heitzen bekommen sie ein Minimum an Kohle, aber seit letzter Zeit gar kein Holz mehr. Da sie zum Anzünden haben müßen stehen sie in der Nacht. Vom Bau der Kirche und von verschiedenen Holzhütten verschwinden so Brett um Brett. Dafür sind hohe Strafen ausgesetzt und mancher sitzt so für 30 Tage im Arrest, der zwischen Kälte und Arrest zu wählen hatte.

Im Prinzip bestand in Russland während der ersten zwei Kriegsjahre keine Lebensmittelknappheit, und zu Kriegsbeginn wurde von den Behörden eine Verpflegungsration für die gefangenen Mannschaften bestimmt, wie sie auch die russischen Soldaten erhielten. Doch als in Deutschland wegen der sich abzeichnenden Versorgungsengpässe die Brotrationen für die Gefangenen herabgesetzt wurden, schränkte man in Russland die Essensrationen ebenfalls ein. Auch die steigenden Nahrungsmittelpreise bewirkten eine

25 Unveröffentlichtes Schreiben im Nachlass Rolf Geylings

Reduzierung der Verpflegung. Reinhard Nachtigal²⁶ weist darauf hin, dass auch Transportengpässe entscheidend für die prekären Versorgungslage in Sibirien waren, da die Eisenbahn allein durch den Transport der Gefangenen mit größten Kapazitätsproblemen zu kämpfen hatte. Ein wesentlicher Grund für die Unterversorgung der Lagerinsassen speziell in Gebieten, die fern der Hauptstadt und der militärischen Zentralverwaltung lagen, ergab sich schließlich aus der korrupten Verwaltungsstruktur: Da die Lagerkommandanten das Geld verwalteten, mit dem die benötigten Lebensmittel vor Ort angeschafft wurden, kam es immer wieder zu Unterschlagungen, durch die sich die schlecht bezahlten Lagerkommandanten einen Nebenverdienst sicherten.

Den Offizieren ging es deshalb deutlich besser, indem sie mit dem ausgehändigten Geld wesentlich unabhängiger in der Nahrungsbeschaffung waren und die Möglichkeit erhielten, sich selbst in den nahe gelegenen Lebensmittelgeschäften zu verköstigen. Engpässe ergaben sich hier vor allem dann, wenn das Geld nicht rechtzeitig ausbezahlt wurde. Rolf berichtet in den ersten zwei Jahren jedoch von keinen gravierenden Versorgungsproblemen unter den Offizieren, da der Kaufmann sogar Kredit gewährte – während die Mannschaft selbst Hunde aß.

24. Nov. Wir haben alle 47 Offiziere die wir zuletzt gekommen sind keinen Kopeken mehr. Am letzten Zahltag waren wir auf der Reise; haben also nichts bekommen; hier gibt man vor keine Dokumente zu haben, so müssen wir bis wer weiß wann noch warten. Die hiesigen Kameraden haben für uns 200 Rubel gesammelt, dank welcher unsere Menage mit viel Kredit beim Kaufmann weiterwurschtelt.

In Anbetracht des allgemeinen strengen Alkoholverbotes ist bemerkenswert, dass gerade der Alkohol immer wieder zu äußerst unerfreulichen Szenen mit den Wachmannschaften führte. Dauria lag sehr nahe an der Grenze zur Mandschurei, die zu der Zeit Teil der Volksrepublik China war und von wo Schmugglerbanden die alkoholischen Getränke bezogen. Diese illegalen Versorgungsmöglichkeiten führten unter der russischen Besatzung – und zwar in allen Dienstgraden – immer wieder zu Alkoholexzessen, wobei die große Entfernung von St. Petersburg auch diesbezüglich dienstrechtliche Verfehlungen begünstigte. Allerdings muss angemerkt werden, dass sich auch gefangene Offiziere mit Alkohol versorgten, wann immer sie die Möglichkeit dazu erhielten. Unter diesen »Herren«, wie die Mitgefangenen von Rolf stets bezeichnet wurden, kam es laut Rolf jedoch

26 R. Nachtigal: Kriegsgefangenschaft an der Ostfront 1914–1918. Frankfurt am Main; Wien [u. a.] 2005

nie zu solch drastischen Ausschweifungen, wie sie aufseiten der Wachmannschaften auf der Tagesordnung waren und unter denen die Gefangenen wiederholt zu leiden hatten.

Die zermürbende Monotonie von Rolf's Gefangenenalltag in Dauria spiegelt sich vor allem darin wider, dass es nun zu großen zeitlichen Unterbrechungen in seinen Tagebucheintragungen kommt. Im November 1915 erstrecken sich die Berichtslücken zum Teil bereits über eine ganze Woche, im Jänner 1916 wird sodann fast die gesamte zweite Monatshälfte ausgeblendet. Nach fast krampfhaft positiv gestimmt wirkenden Einträgen unmittelbar nach dem Jahreswechsel, die von der Hoffnung getragen scheinen, dass nun zumindest die Kommunikation mit der Familie leichter wird, erfolgte offenbar eine Ernüchterung, der sich Rolf mehr und mehr mit einer selbstgewählten Studier- und Arbeitswut zu entziehen versucht.

Vorerst jedoch verläuft der Alltag im Lager noch fast gänzlich ohne Höhen und Tiefen, wenngleich Rolf zusehends die Betrunketheit der Wachmannschaften und die Zustände bei den einfachen Soldaten thematisiert:

28. Nov. Nachmittags Violin- Laute und Gesangsvorträge zu Gunsten der Tiroler Kaiserjäger. Sehr besucht und sehr nette Leistungen. Über 40 Rubel eingegangen. Wir sind nur drei T.K.J. Offiziere hier, Hauptmann Rosanelli, Lt. Milegger und ich.

2. Dez. Nachmittags hatte ich Besuch von Oblt. Gießmann und Lt. Milegger 2.T.K.J. – Professor, Bildhauer. Er hatte für die verstorbenen Österreicher am hießigen Friedhof ein Denkmal geschaffen, das aber die Russen schon wenige Tage nach der Fertigstellung beschädigten, indem sie einer Maske die Nase abschlugen (Man sagt es könnten auch Ungarn gewesen sein, die sich ärgerten, dass keine ungarische Inschrift darauf ist!?!)

3. Dez. Bisher war ich täglich mindestens zwei Stunden draußen, ging den ungeheuren Kasernenplatz einige male herum und lernte recht laut Rumänisch; war es zu windig so stand ich, von einem kleinen Haus geschützt.

4. Dez. Die Tage sind bedeutend kälter geworden. Durchschnittlich -30°C . Tagsüber unausgesetzt schneidender Wind, nur die Nächte ruhig. Dabei scheint die Sonne unausgesetzt und rechtfertigt uns den Namen unseres Ortes Dauria d. h. Sonnenland. Seit ich hier, war die Sonne höchstens 5 mal für mehr als eine Stunde verdeckt. Nachmittags bei Oblt. Griesmann zu Besuch.

5. Dez. Vormittags Messe im Saal; Offizierskor singt die Schubertmesse. Nachmittags Vorträge des reichsdeutschen und des österreichischen Mannschaftskores. Besonders

unser Kor sehr gut, und sein Leiter, Lehrer aus Teplitz hat ein Kriegslied vorzüglich vertont. Früh morgens fiel der erste wirkliche Schnee. 30 cm hohes Schneepulver, daß aber vom Wind unausgesetzt getrieben wird, so daß nachmittags schon nurmehr Wechten und Anwehungen, große Stellen aber bloß sind.

6. Dez. Mein Zimmergenosse Siegl hat gegen Morgen einen furchtbaren Herzkrampf der über eine Stunde dauert und entsetzlich aussieht. Leider hält er, wie alle solche Kranke, die Weisungen des Arztes für dumm und bringt nicht den Willen auf das Schädliche zu lassen. So trinkt er den ganzen Tag Thee und raucht Zigaretten. – So kalt, daß man nicht länger als eine halbe Stunde wo in Sonne und Windschatten aushält. Einige Herren haben sich schon weiße Nasen geholt, die sie dann lange mit Schnee reiben müssen. Bereits unter 40 °C.

8. Dez. Nachmittags Kabaret in unserem Sobranje-Saal²⁷, Mannschaft leistet sehr gutes. 4 American-Girls – Nationaltänze – Tangopaar, polnische Sänger – ungarische Schauspieler – Violinvortrag – Heurigensänger – Kapelle. Ein Offizierdiener als Dame ganz einziger gut. Nach der Vorstellung tanzen noch einige Herren ein paar Runden. War recht froh und gelungen als Abwechslung in unserer Öde. War vormittags, bei starker Kälte länger draußen und habe mir das linke Ohr erfroren, ohne Schmerzen verspürt zu haben.

9. Dez. Die Wachmannschaft in unserem Haus muß wieder einmal aus der Mandschurei Alkohol bekommen haben, denn die Nacht durch machen sie großen Lärm und sind morgens noch betrunken. Der Starschi hat besonders schwer geladen, sein Zimmer, das meinem anschließt ganz beschmutzt, und gefährdet in der anstoßenden Küche unser Geschirr. Diese Leute trinken schon lediglich um des Alkohols und des Rausches selbst.

11. Dez. Es soll ein General inspizieren gekommen sein. Vormittags kommt ein Kapitän sich alles bei uns ansehen, ist recht freundlich und verspricht uns besonders behilflich zu sein, daß wir wenigstens einen Vorschub bekommen, nachdem wir schon zwei Monate keine Gage bekamen. Leider ist er so schwer geladen, daß wir nicht viel auf sein Versprechen hoffen können.

27 Die Sobranje Wien ist eine 1883 gegründete Vereinigung der Wiener Rechtsanwälte zur Nominierung der Kandidaten für die Kammerwahlen. Als Name für diese informelle Einrichtung wählten die damaligen Advokaten die Bezeichnung des Bulgarischen Parlaments, das seit 1879 aufgrund eines direkten und allgemeinen Wahlrechtes gewählt wurde. Auf der anderen Seite war »Sobranie« eine bekannte russische Zigarettenart. In welchem Zusammenhang die Bezeichnung des Saales gewählt wurde, konnte nicht eruiert werden.

12. Dez. Evang. Gottesdienst in einer Mannschaftskaserne. Alle Anwesenden singen mit und der Pastor spricht recht treffend. Ein recht angenehmer und erbauender Eindruck.

14. Dez. Die Mannschaft hat furchtbar wenig zu essen, gerade nur um nicht zu verhungern. Wir unterstützen sie womöglich, es sind aber allzu viele um wirken zu können. So hat die Mannschaft schon den größten Teil der vielen wild umherlaufenden Hunde verspeist, so daß die Russen jetzt streng darauf acht geben. Auch einige Schweine sind schon verschwunden. Aber in diesen Tagen haben sie eine Kuh, wie alle Tiere hier herumlaufen und die Abfallgruben täglich inspizieren, in einer Baracke geschlagen. Wurden aber erwischt und die $\frac{3}{4}$ noch vorhandene Kuh als corpus delicti auf die Kommandantur geschleppt.

15. Dez. Untersuchung bei der Mannschaft; alle Werkzeuge, die sie sich mühsam selbst gemacht werden ihnen genommen. Aller Alkohol wird weggenommen. Ein Offizier findet an einer Stelle 10 Flaschen Schnaps (die Mannschaft macht daraus Liköre und verkauft sie weiter um einige Kopeken zu verdienen), der Offizier lässt die Flaschen wegtragen, aber der Starschi stiehlt 3 Flaschen, gegen kleines Trinkgeld der Mannschaft wieder zurück.

16. Dez. 1200 Mann sind angekommen, meist Ungarn und Reichsdeutsche! Bisher waren 270 Offiziere und 8000 Mann hier im Lager.

17. Dez. Mittags ist plötzlich das Haus von Soldaten umstellt, und an jeder Zimmertüre steht einer. Aber der Starschi, der im Haus wohnt hat uns doch noch einige Minuten vorher verständigt und die wenigen Briefe, um die mir sehr leid täte, sind sogleich, wie schon immer vorbereitet versorgt. Ein Offizier geht von Zimmer zu Zimmer und Unteroffizier durchsucht alles, Bett, Ofen u.s.w. Nimmt aber bei mir und in unserem Haus gar nichts. In anderen Häusern nehmen sie die von Gefangenen vervielfältigten Kriegsberichte und allen Alkohol. Dabei lustige Szenen. Ein Unteroffizier kommt in ein Zimmer, am Tisch steht gerade große Flasche Schnaps, ein Herr gibt dem Starschi rasch ein Stamperl voll, der trinkt, deutet verstecken und lenkt die Untersuchung vorüber. In einem anderen Zimmer kommt ein schwer geladener Kapitän und findet im Koffer eines Herren, der erst aus Tschita kam, mehrere Flaschen Wein. Er übersieht sie und verbietet den Soldaten weiter zu suchen, es sei nichts hier!

19. Dez. Nachmittags Kor- und Einzelgesänge. Nach vielen Bemühungen ist es gelungen, daß wir ein russisches Dampfbad im Lager benützen dürfen. Man kommt wöchentlich einmal an die Reihe. Am Ende des Monats wollte unser Major dem Kommandanten

des Lagers bezahlen und dieser forderte 160 Rubel, 100 wollte er nehmen und 60 könne sich der Major behalten! Schließlich 20 Kopeken pro Bad.

20. Dez. Alle möglichen Geschichten von der Durchsuchung werden bekannt. – Abend kommt ein russischer Soldat mit einer Flasche Schnaps um sie in einem Zimmer zu verkaufen! Weil sich die Herren zu lange überlegen wird er ängstlich und meint rasch, denn der Zivilist steht mit dem Gewehr statt ihm am Posten. – Im Ganzen sind die russischen Soldaten hier meist alte Landsturmeute, ehrlich und recht gutmütig. Gegen einige Kopeken kann man alles von ihnen haben, auch ihr eigenes Vaterland!

21. Dez. Große Schwierigkeiten bei allen Geldauszahlungen. Gage soll am russischen 20. überall ausbezahlt werden, das Geld langt auch immer bei der Post ein, aber die Zahlung wird trotz aller Vorstellungen unsererseits mit allen erdenklichen Ausflüchten hinausgezogen, oft 14 Tage. Mit Geldern die per Post für die Gefangenen ankommen ist es noch viel schlimmer.

23. Dez. Abend gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr werden wir plötzlich zum Kommandanten ins Postgebäude gerufen und uns, wie schon lange versprochen und äußerst notwendig 50 Rubel Vorschuß (?) ausbezahlt. Bisher war die Menage dem Kaufmann alles schuldig geblieben.

24. Dez. Tagsüber ist Alles recht nervös und vertreibt sich lärmend die Zeit, gegen abend wird es aber immer ruhiger und nach dem Nachtmahl ists überall still. Nur im ungarischen Zimmer sucht man durch gewohntes Singen Stimmung zu erzeugen, aber selbst dort klingt es heute viel zamer als sonst. Mein Zimmergenosse Siegl, dem es besonders schwer zu fallen scheint ist in andere Gesellschaft gegangen. So bin ich alleine in meinem Zimmerchen und beschäftige mich am schönsten indem ich meiner Frau schreibe und so all die Weihnachten der letzten Jahre an mir vorüber ziehen lasse. So beschäftige ich mich bis gegen 3h nachm. um welche Zeit sie daheim wohl auch schon beim Kristbaum stehen müssten. Gott gebe es, daß sie ihnen so fröhlich und gut werde als nur immer möglich.

Bezeichnend für Rolf ist, dass sogar am Weihnachtstag, der wohl alle Gefangene mit Wehmut erfüllte, jegliche emotionale Regung abzuwehren versucht und sich von den Kameraden weitgehend isoliert. Auffallend ist aber auch noch ein anderes Detail: So wie schon seinerzeit bei seinem Einrückungstermin hat Rolf den Namen seiner Frau auch dieses Mal nicht niedergeschrieben, während er in anderen Tagebucheintragungen, in

denen er Briefe von und an seine Frau vermerkt, durchwegs ihren Beinamen »Mädy« verwendet.

26. Dez. Wundervoll schöne Kristtage. Still, sonnig, auch die Kälte hat etwas nachgegeben dürfte nicht viel über 20° sein.

27. Dez. Bei letztthin angekommenen Gefangenentransporten sieht es recht traurig aus. Die meisten haben nur mangelhafte Kleider alle sind ausgehungert und unterernährt! Am Tag nach der Ankunft mußten über 300 in die Spitalbaracke gebracht. Täglich sterben einige, einen dieser Tage wurden 9 Leichen zugleich hinausgetragen. Entsetzlich sind die Leichen, die buchstäblich verhungert waren. Nur Knochen und Haut, dabei haben viele durch Rheuma verstümmelte Glieder, so daß vielen der Sargdeckel nicht geschlossen werden kann, mit halb darüber gelegten werden sie hinausgetragen. Dieser Tage starb auch einer an schwarzen Blattern, doch scheint es bei dem Fall zu bleiben.

Die Russen halten fleißig Kontrolle nach Alkohol, in diesen Tagen ist ja auch zu finden. Aber in diesem einzigen Falle scheinen sie menschlich mitzufühlen denn sie nehmen es nicht genau und manchmal rein der Form halber. Merkwürdig ist das strenge russische Alkoholverbot das mit unglaublicher Anstrengung überall durchgeführt und kontrolliert wird. Und doch kann man von jedem russischen Soldaten, vom Sprit bis zum Kognak, alles und so viel kaufen als man nur will; freilich Zivilpersonen lassen sie nicht gerne zur Konkurrenz zu. Es muß sehr viel aus der Mandschurei eingeschmuggelt werden, auch Tabak, Zündhölzer u.s.w.

30. Dez. Man kann bei uns in der Silvesternacht nicht so viele Betrunkene sehen als hier täglich, trotz des Alkoholverbotes. Unsere Wachmannschaft im Hause ist jeden zweiten Tag betrunken, und ihr Starschi, im Zimmer neben mir ist auch darin der Führer.

31. Dez. Nachmittags gehen einige Gefangene vor mir an einem schönen Hund vorbei; da fange ich gerade die Worte auf: »Dos war wieder a feina Rehrucken!«²⁸

Abend bin ich alleine zuhause. Lese und warte bis es 12 Uhr wird. Schreibe dann eine Sylvesterkarte an Mädi und trink ein Glas Csai auf ihr Wohl, dann gehe ich schlafen. – Aber im zweitanschließendem Zimmer bei den Magyaren werden schwere Alkoholgien gefeiert und ist ein wüster, endloser Lärm. Gegen 2 Uhr kommt auch mein Zimmergenosse heim.

28 »Das wäre wieder ein feiner Rehrücken« = Rehbraten

1916

1. *Jänn.* Viel Glück muß ich mir selber wünschen fürs neue Jahr, daß uns endlich Alles werde, was wir im Alten missen mußten!

2. *Jänn.* Nachmittags recht schöne Einzel- und Korvorträge für die Unterstützung des letzten Gefängnistransportes. Über 100 Rubel Reinerträgnis. Ich warte jetzt schon täglich auf die erste Nachricht von zuhause! Schreibe täglich Karten an Mädi und Mama und schicke sie jeden Tag über einen anderen Vermittlungsweg, meist auch eine Karte den gewöhnlichen Weg.

9.–14. *Jänn.* Die Russen haben jetzt Weihnachtsfeiertage. Unsere Wachmannschaft kommt daher aus dem Rausch und Lärmen gar nicht mehr heraus. Morgens schon sind sie voll und brüllen und abend wird erst Ruhe bis der letzte ausser Stande ist das Maul aufzumachen. Häufig kann man sehen wie ein stocksteifer Russe an Händen und Füßen von anderen über die Schneefläche geschleift wird, hin zum Spital, um die Alkoholvergiftung dort zu heilen.

Kürzlich ist ein kleiner Transport angekommen, sind im ungeheiztem Stallgebäude untergebracht! Entsetzliche Zustände. Täglich gehen jetzt über 10 Leichen hinaus.

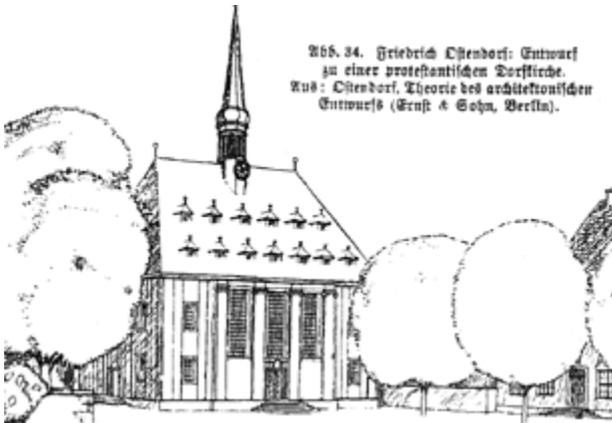
Die Zustände werden immer schlechter, heute wurden 62 Leichen zur gleichen Zeit hinaus befördert, man gibt ihnen nichtmals mehr die einfachen Särge von früher, man führt sie auf Wagen gehäuft weg.

Recht seltsame Himmelserscheinungen sind zu sehen. Einmal war das Kältekreuz zu sehen, soll nur bei sehr großer Kälte sichtbar sein. Öfters sind zwei Sonnen, eine im rechten Winkel zur wirklichen, manchmal sogar 4 Sonnen quadratisch, die Bilder an Helle vom Urbild nicht zu unterscheiden. Von vielen anderen Erscheinungen erzählen noch Kameraden.

15. *Jänn.* Endlich kam eine so lange ersehnte Nachricht, Mädi telegraphiert aus Bukarest »*Nous sommes tous bien – Mädy*« – so kurz die Nachricht lautet kann ich sie nicht oft genug lesen und freut sie mich ungemein. Die letzte Zeit war ich durch das lange Schweigen schon recht besorgt gewesen. Nun weiß ich doch fürs erste und sollen mir wohl auch bald Briefe Näheres berichten. Ich schreibe fast täglich, und nun wird wohl noch mehr werden.

In der letzten Zeit konnte ich mir leihweise eine Kunstgeschichte, wenn auch eine recht minderwertige, beschaffen und beschäftige mich darin mit großer Freude. Mache mir meine Gedanken und Notizen und versuche dies und jenes und glaube schon in einigen Punkten einen Schritt weiter gekommen zu sein.

Alles deutet darauf hin, dass es sich bei der von Rolf erwähnten »Kunstgeschichte« um das Werk von A. Matthaei: »Deutsche Baukunst im 19. Jahrhundert« handelte, die im Jahr 1914 in Leipzig erschienen war. In dieser Publikation fand Rolf beispielsweise einen Entwurf für eine protestantische Dorfkirche von Friedrich Ostendorf, an dem er gezielte architekturkritische Studien betrieb. Seine Skizze zeigt, dass ihm nicht daran gelegen war, eine möglichst getreue Nachzeichnung herzustellen, sondern dass er durchaus eigenständige Modifikationen einbrachte, indem er etwa die Pilaster im Eingangsbereich zu einfachen Mauervorlagen umwandelte, diese dafür aber mit Figuren bestückt sehen wollte. Darüber hinaus wandelte er den hohen, schlanken Dachreiter in einen niederen, gedrungenen um und bildete einen niederen Tambour mit einer kleinen Kuppel aus. Ob diese Idee vorwiegend dem Platzmangel auf dem verfügbaren Papier geschuldet war oder ob Rolf damit das Motiv des Kuppelbaus erproben wollte, muss leider ungeklärt bleiben. (Abb. 56 und 57)



56 F. Ostendorf, Protestantische Dorfkirche, Entwurf



57 Paraphrase der Protestantischen Kirche

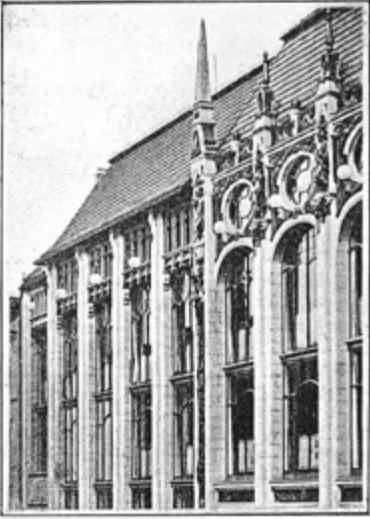
Bei einer weiteren kritisch-reflexiven Auseinandersetzung, die in einen Entwurf für ein Kaufhaus mündete, ließ sich Rolf offenkundig vom Berliner »Warenhaus Wertheim« inspirieren, von dem ebenfalls ein Detail in dem erwähnten Büchlein zur deutschen Baukunst abgebildet ist. Das an der Kreuzung Leipzigerstraße/Voßstraße situierte »Warenhaus Wertheim« wurde im Jahr 1896 von Alfred Messel begonnen, in mehreren Bauphasen weitergeführt und 1906 vollendet. Mit der Errichtung dieses Warenhauses war eine regelrechte Pionierleistung erbracht worden, da Geschäfte bislang in Wohnhäusern un-

tergebracht waren und die entsprechenden Gebäude sich nur geringfügig von den anschließenden Wohnhäusern unterschieden. Das Kaufhaus Wertheim hingegen war über alle Etagen auf den Geschäftszweck hin konzipiert, weshalb es nicht nur wegen seiner Größe, sondern auch aufgrund der völlig neuen Gestaltungsweise weit über die Grenzen Deutschlands bekannt geworden war. Die langgestreckte Fassade an der Leipzigerstraße war in Pfeiler aufgelöst, die in einem Zug vom Bürgersteig bis unters Dach emporstrebten, während die Zwischenräume mit Verglasungen versehen waren, die in allen Stockwerken raumhohe Fenster entstehen ließen. Dieses Prinzip der Mauerauflösung war in dieser Konsequenz bislang nur in der Gotik zu beobachten gewesen, und Messel verstand es meisterhaft, den beeindruckenden Habitus einer gotischen Kathedrale für die Inszenierung neuer »Werte« – nämlich der Warenwelt – zu verarbeiten. Die Bezeichnung »Kathedrale des Konsums« wurde in der Folge zum gebräuchlichen Schlagwort nicht nur angesichts dieses Kaufhauses, sondern auch im Hinblick auf die zunehmende Anzahl weiterer Warenhäuser, die das Käuferlebnis durch ihre Gestaltungsweise zu einer feierlichen, in ihrer Noblesse geradezu ritualisierten Handlung emporstilisierten. Bemerkenswert ist, dass Messel die Modifikation der Gotik ebenso plakativ wie spielerisch vortrug, indem er gotisches Maßwerk und Fialen umformulierte und gekonnt in die monumentale Fassade integrierte.

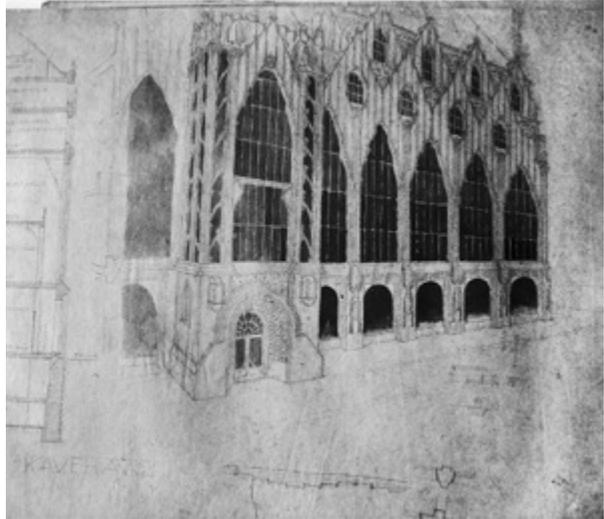
Wenngleich Rolf bei seinem Kaufhausentwurf anders als bei der Protestantischen Kirche auf den ersten Blick wenig von seiner Vorlage übernahm, so ist doch auffallend, dass er ebenfalls gotische Konstruktionsprinzipien zur Durchfensterung der Außenwand anwandte und wie Messel modifiziertes gotisches Formenvokabular in die formale Gestaltung einfließen ließ. (Abb. 58 und 59) Dieses Faktum ist umso bemerkenswerter, als Rolf als ehemaligem Studenten der Technischen Hochschule und Wagner-Schüler die Kontroverse zwischen Historisten und Modernen geläufig war, als deren Ergebnis der gotische Stil im Profanbau für obsolet erklärt wurde und die Neogotik selbst in konservativen Architektenkreisen nur mehr für den Kirchenbau empfohlen wurde.

Rolfs Skizze für das Kaufhaus, die er zwischen 1916 und 1918 erstellte, ist denn auch keineswegs als Studie in Richtung einer Realisierung zu verstehen, sondern trägt vielmehr den Charakter einer reflexiven Auseinandersetzung mit jenem ästhetischen Spannungsfeld, das sich zwischen Moderne und Historismus aufgetan hatte und das die europäische Architektur nach wie vor maßgeblich prägte. Die Skizze ist aber sicher ebenso sehr als zeichnerische »Fingerübung« zu sehen, mit der Rolf seine grafischen Fertigkeiten als Architekt trainierte, um sich für die Zeit nach der Gefangenschaft vorzubereiten.

Allerdings konnte sich Rolf stets nur vorübergehend und nie ausschließlich seinen Studien widmen, wurde er doch fortwährend von den Unannehmlichkeiten des Lageralltags eingeholt, wie aus seinen weiteren Tagebucheintragungen hervorgeht:



58 A. Messel, Warenhaus
Wertheim, Berlin



59 Entwurf für ein Kaufhaus

16. Jänn. Im Sobranje-Saal war eine Bühne aufgestellt worden, das Holz dazu wurde uns auf Bewilligung des Kommandanten von der russischen Baukommission gegeben, da sie die Bühne später selbst brauchen konnten. Reichliche Dekorationen. Nachmittags nun war die erste Vorstellung, um aus dem Ertragnis dem Spital hier, das nicht das aller-nötigste bekommt etwas zu helfen. Als die Vorstellung halb abgelaufen und nachdem viele Störungen (Alkoholuntersuchung beim Kapellmeister, Geldauszahlung u.s.w.) vorbei, erscheinen zwei russische Offiziere. Ein recht sibirischer Lümmel geht auf die Bühne, schaut unter jedes Brett als ob er noch nie so etwas gesehen hätte. In aller Ruhe wird fortgesetzt, Offiziere schauen zu; später kommen Soldaten mit [...] herein und bald wird aufgelöst. In 10 Minuten muß Saal geräumt sein; Offizier auf der Bühne protzt mit dem blanken Säbel. Offizier demoliert alles was er irgendwie zerbrechen oder einstoßen kann. Später, nachdem er sich von den Soldaten auch einige Stühle und sonstige Kleinigkeiten hat wegschaffen lassen (Bronzene Tischglockenfigur!) geht er zum Starschi unseres Hauses und verprügelt den 45jährigen Landsturmmann mit dem flachen Säbel und der umgekehrten Pistole, daß der Arme bald ganz geschwellenen und blutunterlaufenen Kopf hat und aus den Augen kaum heraussehen kann. Andern tags sollen die zwei ältesten Offiziere unseres Hauses für 5 Tage eingesperrt werden, kommen aber wieder zurück, die Sache soll noch untersucht werden. Fort kommen russische Offiziere schauen

in jedes Zimmer unter allen erdenklichen Vorwänden, endlich wird die Bühne von russischen Soldaten abgerißen und das Holz fortgetragen, wobei aber wieder die Hälfte in unsere Holzkammer wandert. – Es kommt auch immer mehr der Grund hervor: Erstens scheinen die russischen Offiziere beleidigt gewesen zu sein, weil man unterließ sie einzuladen; zweitens müßen sie an der Front oder sonst politisch eine Schlappe erlitten haben, denn das haben sie immer durch Maßnahmen an den Gefangenen wettzumachen gesucht. – Gott strafe sie! Heißt es bei uns immer.

Mit den hier gemachten Andeutungen über eine mögliche »Schlappe« der russischen Offiziere dürfte Rolf auf die »Neujahrsschlacht in Galizien« anspielen: Mitte Dezember 1915 hatten die russischen Truppen zwischen Czernowitz und dem unteren Dnjestr auf einer Breite von 130 Kilometern einen Vorstoß auf die österreichisch-ungarische Front begonnen. In heftigen Kämpfen wurde die russische Offensive von den Mittelmächten jedoch abgewehrt, und am 15. Jänner 1916 erfolgte der Rückzug der russischen Einheiten.

Erst mehr als drei Wochen nach diesem Zwischenfall fährt Rolf mit seinen Tagebuchaufzeichnungen fort:

8. Feb. Wir hatten einige Herren ausgesucht, um nach Tschita zur Zahnärztin fahren zu dürfen. Heute um ½ 8h früh schickt man nach uns, um 8h müssen wir beim Kommandanten sein, um wegzufahren. Hier geht Alles nötige außerordentlich langsam, aber unnötiges oft plötzlich. Wir fahren 7 Herren mit 2 Konvois mit Personenzug II. Klasse. Sehr interessant, wie es Tolstoi beschreibt. Fast alle Mitfahrenden schon eingezogen, aber jeder nur durch irgendein Kleidungsstück, das eben an ihm schon zu schlecht gewesen war, und durch ein soletes, militärisches ersetzt worden war, erkennbar. In unserem Wagon lag ein bewusstlos betrunkenener Mann steif am Boden in einer großen Lache alle Durchgehenden mussten über seine Füße steigen, er selbst aber war erst gegen Abend im Stande auf die Füße gebracht zu werden. In unserem Abteil ist einer im Säuferdelirium, gutmütig, aber lästig und die nebensitzenden müssen ihn immer abfangen damit er nicht den Wagen verlässt. Einige Andere besonders ein Matrose, scheinen auch schwer getrunken zu haben, aber darauf geacht zu sein. So sieht das Alkoholverbot aus! Nach 24stündiger Fahrt sind wir in Tschita, unserer nächstgelegenen Stadt.

9. Feb. 8 Uhr morgens angekommen. Man führt uns ins russische Spital. Nach stundenlangem Warten erklärt ein Arzt, daß im Spital kein Zahnarzt, und man auch nicht hinaus kann. Er weiß nicht, was er mit uns machen soll. So führt man uns zum Stadtkomman-

danten. Und nach wieder stundenlangem Warten endlich, es ist $\frac{1}{2}$ 1 Uhr geworden, in das Quartier der österreichischen Offiziere. Es sind meist Ungarn und viele Przemesliden²⁹.

10. Feb. Vom Stadtkommandant kommt der Erlaubnisschein und wir können zu einer Zahnärztin, eine Verwandte von ihm! geführt werden. Da diese jedoch keine Brücken machen kann, setzen wir durch, zu einer anderen zu kommen. Es mutet ganz sonderbar an, in einem menschlichen Zimmer und wieder unter Leuten. Die Zahnärztin scheint recht gut zu arbeiten, aber auch noch aus anderen Gründen von dem Kommandanten bevorzugt zu sein. Sie will viel Verständnis für die Entbehrungen der gefangenen Offiziere haben und scheint auch Damen aus der Stadtgesellschaft dafür zu interessieren! Die Tage gehen mit den vielen Besorgungen die mir die Kameraden auftrugen hin. Stadt weitläufig aber wenig sauber. Einige große Warenhäuser wie ich sie nicht hier vermutet hätte. Doch man bekommt wenig zu kaufen, und dies wahnsinnig teuer. Alle Fabrikate sind deutschen Ursprungs und daher bekommt man nichts mehr nach, was einmal ausgegangen ist. Die Leute meist gutmütig, nur einige sehen mit Hass auf uns. Apotheke und Drogerie wurden uns verboten, man fürchtet, dass wir Medikamente den Russen wegkaufen! Einmal wieder in einem Wannenbad gewesen.

15. Feb. Ich gehe auf die Post und hier läuft auch die Dauria-Post durch. Richtig kann ich mir die erste Nachricht herausuchen. Eine Karte von 6. XII. und eine von 9. XII. meiner Mutter. Endlich weiß ich, daß sie wohl sind.

17. Feb. 4h morgens mußten wir aufstehen, um auf den 10 Minuten entfernten Bahnhof zu fahren, um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr kommt der Zug. Fahrt recht angenehm, alleine 7 unserer Offiziere mit 4 Konvois. Es begegnen uns einige Züge mit Kriegsmaterial, es sollen die amerikanischen Lieferungen³⁰ beginnen.

18. Feb. 7h morgens kommen wir in Dauria an. Ein dänischer Arzt von der roten Kreuz-Kommission ist auch mitgekommen. Die arme Mannschaft soll wenigstens teilweise Kleider bekommen. Endlich wieder daheim im Zimmer zu Dauria und ich kann wieder mit der

29 Bezeichnung für Offiziere, die am 22. 3. 1915 bei der Kapitulation der Festung Przemysl mit 120.000 Mann in Gefangenschaft geraten waren.

30 Da die Munitionsversorgung durch die eigenen Betriebe äußerst mangelhaft war, wurde Anfang 1916 versucht, den Bedarf durch Lieferungen aus den USA und Großbritannien zu decken, was allerdings nie ausreichend funktionierte.

Architektur beginnen, was mir die letzten Tage schon recht abging. – Hier ist Dr. Weiß aus Wien an Flecktyfus erkrankt.

19. Feb. Bekomme einige Karten von Mutter, Herrn Todt [ein befreundeter Priester], und endlich eine rekommandierte von Ernst. Nun weiß ich was das lange Schweigen wieder bedeutet hat, aber Mädi und auch die Kleine sind krank. Die Armen, daß sie sich gar nicht ganz erholen können, ich bin wieder recht traurig darüber. Ich hatte so sehr Nachrichten erwünscht und mich so darauf gefreut und nun bin ich recht betrübt.

20. Feb. Nachmittags endlich die erste Zeile von Mädi selbst. (Rekommandierter Brief vom 27. Jänn. 16) Also sie ist wieder auf und etwas erholt, auch die Kleine ist wieder besser. Wie bin ich froh nach 4 Monaten wieder ein Zeichen von der teuren Hand zu sehen. Hoffentlich kommen sie jetzt häufiger und mit besseren Nachrichten.

21. Feb. Schreibe sogleich einen glücklichen Brief an Mädi, sie wird nicht wenig staunen über den raschen Wechsel von Jammer in Freude.

Die schwedische Rote Kreuz-Kommission ist hier und verteilt ihre Gaben – schöne Decken und Stiefel und Schachteln mit Kälteschutzmittel. Je drei Österreicher und je zwei Deutsche erhalten immer eine Schachtel. Trotzdem sind die Deutschen unzufrieden und verlangen für jeden Mann eine Schachtel. Abend überfallen sie sogar Österreicher und verprügeln sie, bis nach einigen Verwundungen russische Polizei Ordnung schaffen muss. Allgemein wird zwar diese schmäbliche Art, vor unserem Feinde, recht bedauert, aber leider ist sie nicht zu ändern. Wir hatten den deutschen Offizieren in Tetjuschin sofort von unserer Gage gegeben bis sie gleich viel wie wir hatten, auch sonst gab es für uns nie einen Unterschied, aber der norddeutsche Egoismus kommt eben doch manchmal grob zu Tage.

Auch dieses Ereignis im Lager Dauria muss kurz mit den historischen Fakten erläutert werden: Auf mehreren Konferenzen, an denen Delegierte des Schwedischen, Russischen, Deutschen und Österreich-Ungarischen Roten Kreuzes sowie des Türkischen Roten Halbmondes teilnahmen, wurden ab dem Jahr 1915 eine Reihe von Vereinbarungen getroffen, die die Lage der Gefangenen wesentlich verbessern sollten. Unter anderem wurde bestimmt, dass die Gefangenen Bücher erhalten durften, Offizieren mussten auch längere Spaziergänge erlaubt sein, und insbesondere musste die Pflege und Betreuung von Kranken und Invaliden sichergestellt werden. Als eine der wichtigsten Maßnahmen in diesem Zusammenhang erwies sich die Installierung der Delegierten-Reisen – der sogenannten Schwesternreisen –, in deren Rahmen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

des Roten Kreuzes ab 1915 der Zutritt zu sämtlichen Lagern in Russland und Sibirien gewährt werden musste. Die Delegationen wurden vor allem vom Schwedischen Roten Kreuz entsandt, das zumeist in Begleitung deutscher und österreichisch-ungarischer Schwestern sowie unter Aufsicht eines oder mehrerer russischer Offiziere die Gefangenenerlager besuchte. Im Zuge dieser Besuche war es den Insassen erlaubt, ohne Beaufsichtigung mit den Delegationsmitgliedern zu sprechen. Fallweise war es möglich, schon vor Ort Missstände zu beseitigen, gravierende Übelstände wurden hingegen nach Petersburg gemeldet. Die »Schwesternreisen« wurden natürlich auch in den Lagern der Mittelmächte durchgeführt und trugen somit wesentlich zu einer ausgewogeneren Berichterstattung bei. Die – vor allem durch die Presse verbreitete – Meinung etwa, dass die russischen Kriegsgefangenen sehr schlecht behandelt wurden und zu Tausenden durch Hunger und Epidemien starben, während die Gefangenen in den russischen Lagern unter weitaus besseren Bedingungen lebten, konnte erst im Laufe des Jahres 1916 durch die Besuche der Delegierten revidiert werden.

Die Delegationen des Schwedischen Roten Kreuzes wurden auch mit der Verteilung von »Liebesgaben« und später mit dem Invalidenaustausch betraut. Diese »Liebesgaben« waren insbesondere für die Mannschaften von unschätzbarem Wert und retteten unzähligen einfachen Soldaten das Leben, da es ihnen oft an den grundlegendsten Versorgungsgütern mangelte. So wurden laut Brändström in den Lagern in Russland und Sibirien in den Jahren 1915–1918 insgesamt 1.016 Eisenbahnwaggons mit Kleidung, Schuhen, Decken, Medikamenten, medizinischen Instrumenten, Lebensmitteln etc. verteilt.

Dabei darf auch die psychologische Komponente nicht außer Acht gelassen werden: Die Gefangenen, die zum Teil Jahre unter erbärmlichsten Zuständen in den Lagern dahinvegetierten und die von ihren Angehörigen nur selten oder gar keine Briefe und Paketsendungen bekamen, erhielten auf diese Weise eine deutliche moralische Unterstützung und sahen in den »Liebesgaben« den Beweis, dass sie von der Heimat nicht vergessen wurden. Auch Rolf betont, wie positiv er die Anwesenheit der Delegierten des Roten Kreuzes erlebte. Allerdings wird anhand von Rolfs Aufzeichnungen ebenso deutlich, wie wenig nachhaltig die Besuche des Roten Kreuzes fallweise wirkten. Nach erfolgter Abreise der Delegationen gingen die russischen Wachmannschaften häufig geradezu repressiv vor, um die eingeräumten Vergünstigungen wieder einzuschränken oder gar rückgängig zu machen, wie der Eintrag vom 25. 6. 1916 belegt.

28. Feb. Brand in unserem Haus. Durch schlechte Ausführung müssen Deckenbalken in die Schornsteine des Saales gegangen sein. Einige Tage schon war brandiger Geruch verspürt, früh morgens brennt es im Saal heraus und bald durchs Dach. Große Aufre-

gung. Hier muß man überall von außen auf die Dächer steigen, aber keine Leiter hier. Endlich werden Pumpe und Leitern gebracht, später kommt auch Wasser, das in Fässern auf Schlitten zugeführt werden muß. Bis Mittag ist der Brand im Großen gelöscht, raucht und glimmt nur noch zwei Tage. Decken und Wände sind voll vereistem Wasser, das große Loch in der Decke wird mit Kistendeckeln belegt. Dach ganz offen, so müßen wir bei 40 Grad Kälte bleiben. Die Russen kümmern sich nicht darum, wohl aber suchen sie den Mann, der eingeheizt hat, und wollen ihn und auch den ältesten Offizier des Hauses einsperren!

Den Platz um unsere Häuser hat man umzäunt mit zwei Drähten, zweimal schon sind russische Ordonanzreiter hinein galoppiert, der letzte war nicht zur Besinnung zu bringen. Man schikaniert uns nach Möglichkeit, täglich andere Bestimmungen, wo und wann man spazieren gehen kann, aber immer widersprechende Befehle. Und wenn der Arrest unserer Offiziere wieder Platz bekommt ist sogleich wieder Gelegenheit gefunden um ihn auszufüllen. Die Anordnungen und das Gehabe der Russen wäre wohl recht lustig zu beobachten, wenn man den Humor aufbringen kann sich darüber zu freuen. Die schwedische Rote Kreuz-Kommission arbeitet im Saal, auch dabei gibt es viele Vorfälle und die Russen sehen mit Ärger, daß sie sich gerne in unsere Gesellschaft begeben, aber auch dabei muß immer ein russischer Starschi sein. Schließlich wird es den schwedischen Herren auch ganz verboten.

19. März Endlich ist Nachricht von zuhause gekommen, ein Brief von Mädi und gleichzeitig einer von Mutter. Gottlob ist alles so weit wenigst wohl. Nur meine arme Großmutter ist gestorben. Hätte sie so gerne nochmals gesehen.

23. März Karte von Mutter und eine von Greta. Vor einigen Tagen war eine deutsche rote Kreuz Schwester hier (Gräfin Ixkühl³¹). Die häufigen Besuche der letzten Zeit haben das Gute, daß bedeutend mehr Ordnung ist, plötzlich vieles gereinigt wird, Aborte und Mistgruben, die schon längst in Hügel verwandelt waren wurden endlich weggeräumt. Auch schikaniert man uns nicht. Gestern wurden sogar eine Unzahl von Paketen endlich ausgegeben und auch zweimal wurden schon Geldsendungen ausgezahlt!

28. März Es heißt der größte Teil der Mannschaft soll abtransportiert werden, wohl auf Feldarbeit nach europ. Russland. Viele Leute kommen bitten man möge ihnen Geld vorstrecken auf ihre Sendungen die unterwegs sind. Viele Offiziere übernehmen einige, ich

31 Gräfin Üxhüll war Oberin des Deutschen Roten Kreuzes. Sie arbeitete teilweise mit Elsa Brändström zusammen.

zahle auch an drei Leute (Tiroler) 38 Rubel aus. Vollmachten unterschreibt der russische Kommandant, damit wir das Geld bekommen wenn es einlangt.

29. März Österreichische rote Kreuz Schwester Gräfin Reverterra³² besucht uns. Starke Equinoktialsstürme [Äquinoktium = Tagundnachtgleiche] sonst wäre die Sonne schon warm. Unter Mittag taut es stellenweise.

16. April Mannschaft die schon lange fort auf Arbeit gehen sollte ist fort unter Beobachtung und immer neu tritt Tifus auf. Letzte Tage starke Stürme, Schnee schmilzt untertags durch die starke Sonne rasch, aber nachts friert Alles stocksteif.

25. April Die Osterfeiertage sind vorbei. Schon vor den Feiertagen waren bei der Mannschaft, besonders bei der russischen Alkoholdurchsuchung. Große Mengen wurden von den Polizisten fortgeschleppt, um von den Polizisten selbst bei uns angeboten zu werden. Böse Zungen behaupten auch die russischen Offiziere behalten den Schnaps für ihren Bedarf. Aber merkwürdig, daß man die ganzen Tage doch nur schwer betrunkene Russen ob Offiziere oder Soldaten sieht. Vor einigen Tagen war ein Lobartikel über die nationale Tat des Alkoholverbotes in der russischen Zeitung, aber gestern berichtet ein anderer Artikel, daß der derzeitige Alkoholverbrauch in Moskau viel größer sei als vor dem Krieg! Unsere Mannschaft ist jetzt in ihren Baracken schon seit langer Zeit so eingesperrt, daß sie die Räume, in denen sie zu zirka 500 liegen, nur verlassen dürfen um daneben auf die Latrine zu gehen. Dies soll sein, damit sie sich nicht anstecken können, denn in einer Woche sollen sie endgültig alle fortkommen.

27. April Ein deutscher Soldat hat einen Russen mit dem Taschenmesser schwer in den Bauch gestoßen. Alle möglichen Gerüchte über Abtransport nach Russland gehen herum, woran leicht gläubige Seelen schon wieder Friedensgedanken hängen. In den letzten Tagen gingen mehrere Mannschaftstransporte durch, soll nach Pensa, auf Arbeit gehen. Abends und nachts in einigen Werst Entfernung ziemlich großer Steppenbrand. – Karte von Mädi, dritte Nachricht erhalten; arme Kleine ist operiert worden.

32 Gräfin Revertera publizierte ein sehr emotional verfasstes Tagebuch ihrer Sibirienreise 1915/16, das die katastrophalen Zustände in den Lagern beschreibt.
 »Als Österreichische Rotkreuzschwester in Russland. Tagebuch von Gräfin Anna Revertera.« In: Süddeutsche Monatshefte. Sept. 1923, S, 252–281

3. *Mai* Die ersten warmen Tage. Nur nachts noch starker Frost. Einige Grasspitzen zu sehen. Letzte Zeit ist wieder Alkohol aus der Mandschurei so viel zu haben als man will. Die russischen Polizisten verkaufen ihn und bieten sich überall an. Im Dienst nehmen sie ihn weg und außer Dienst verkaufen sie ihn wieder. Letzter Zeit einige Nachrichten von zuhause, auch das Paket (8. 12. aufgegeben) von Greta ist angekommen.

Und dem folgt der ebenso kurze wie erschütternde Eintrag:

8. *Mai + Maria Margarete +*

Rolf hat diesen Hinweis nachträglich an dieser Stelle eingefügt, denn er erhielt die Botschaft vom Tod seiner Tochter erst am 17. Juni, wie der entsprechende Tagebucheintrag belegt. Die tragischen Begleitumstände des Todes von Rolfs Tochter, die zugleich die unglaublichen Zustände im Kriegsjahr 1916 auch im Hinterland offenbaren, sind anhand der Erinnerungen bzw. Briefe von Rolfs Frau Hermine minutiös nachvollziehbar:

Maria Margarete, zumeist »Maja«, von Rolf jedoch stets »die Kleine« genannt, wurde am 4. Februar 1914 als gesundes Kind geboren. Nach rund einem Jahr bekam das Kind plötzlich hohes Fieber, aber der Arzt konstatierte nur eine Grippe. Nachdem sich nach einer leichten Besserung erneuert Fieber eingestellt hatte und das Kind äußerst schwach war, zog die Mutter einen anderen Arzt zu, der eine Lungenentzündung feststellte. Bei einer Röntgenuntersuchung wurde ein Eiterherd auf der Lunge in der Nähe des Herzens entdeckt und für eine eventuelle Operation eine Punktion durchgeführt, bei der jedoch keine Eiterflüssigkeit festgestellt wurde. Erstaunlicherweise erholte sich die Tochter auch wieder, nur um bald darauf erneut schwächer zu werden. Wiederrum vermuteten die Ärzte eine Eiterherdbildung und ordneten eine neuerliche Röntgenuntersuchung an.

Da die Mutter, Hermine, zu diesem Zeitpunkt an einer fiebrigen Angina litt, übernahmen ihre Mutter und ihr Bruder die Aufgabe, das Kind ins Spital zu bringen. Dort wurde es geröntgt und anschließend der Großmutter übergeben. Hermine's Bruder Ernst wollte gerade das Kind übernehmen, als er mit den Haaren in blank liegende Drähte geriet, die von der an der Decke angebrachten Stromleitung herabgingen. Er stürzte mit konvulsivischen Zuckungen des ganzen Körpers zu Boden, und alle Aufmerksamkeit des medizinischen Personals konzentrierte sich sofort auf ihn. Als der Arzt sich wieder Maria Margarete zuwandte, musste er feststellen, dass das Kind während dieses Vorfalls verstorben war. Die Großmutter wurde sofort mit der Kleinen aus dem Haus gewiesen, um, wie Hermine vermutete, nicht eine Autopsie durchführen zu müssen. Auch Ernst wurde umgehend entlassen, kaum dass er sich wieder auf den Füßen halten konnte, und er so-

wie die Großmutter Maria Margaretes mussten der Mutter mit dem toten kleinen Körper in den Armen gegenübertreten.

Wiederum findet sich in Rolfs Tagebuch keinerlei Hinweis auf die Gefühle und die Trauer, die ihn angesichts dieser Nachricht bewegt haben müssen. Als erratischer Einschub verfügt der Nachtrag vom 8. Mai dennoch über eine herausragende Stellung, auch wenn das Lagerleben seinen ebenso monotonen wie tristen Gang ungebrochen weiterzugehen scheint. In seinen chronologischen Tagebuchaufzeichnungen ist Rolf vorerst aber noch gänzlich ahnungslos:

6. Juni Abwechselnd ein warmer Tag mit mehreren recht kalten und stürmischen. Selten noch Frost, aber in den Gruben noch viel Eis. Boden höchstens 30–40 cm aufgetaut. Einige Schwalben, viele Raubvögel und Wildgänse und Enten. An Blumen recht spärlich Küchenschelle, Vergissmeinnicht, Wicke, alle ganz klein und kurzstielig und eine ganz verkümmerte Art von Schwertlilien. Es sind sehr viele Hunde im Lager, die an uns recht hängen, während sie alle Russen direkt angehen, das ist höchst sonderbar. Und weil sie schon einige russische Soldaten gebissen und ihre Mäntel zerrißen ist schon wiederholt der Befehl gekommen, alle Hunde zu vertilgen, dann werden jedes mal einige mit einem Strick erwürgt und gleich liegen gelassen wo es eben war.

Von Mädi häufiger Nachricht leider scheint es um die Kleine noch immer schlecht zu stehen. – Ich treibe mich jetzt so viel das Wetter günstig ist im Freien herum und spiele überall mit, Schlag-, Faust-, Fußball, Tennis, Kegel. Ich will den Sommer recht für die Gesundheit und die Erinnerung an daheim nützen; ich bin überzeugt, dass wir den kommenden langen Winter doch noch hier sind, wenn auch die letzten Nachrichten recht günstige Erfolge melden. Seit langer Zeit sind schon viele Gefangenentransporte zurück nach Europa durchgefahren, sie sollen alle auf Arbeit, aber natürlich schließen sich daran alle möglichen Mutmaßungen und Wünsche. Nun ist unser Lager an der Reihe und

60 Grabsteine am
Lagerfriedhof von
Dauria



schon einige Transporte abgefahren. Wir werden zu solchen Zeiten immer sehr streng bewacht und überprüft. Gestern sagte mir der russische Kommandant, es sei ein Flüchtiger = Oberhuber, Inf. Reg. 84, wo drausen von den Buriatten erschossen worden [Buriaten = ethnische Gruppe in der Nordmongolei]; ob es war ist? – Ich habe Grabsteine für die verstorbenen Mediziner, Einjährigen u.s.w. entworfen, Bildhauer Mühlegger führt sie jetzt aus und in einigen Wochen hoffen wir sie auf den Friedhof zu bringen. (Abb. 60) – Nachmittags: man bringt richtig die Leiche Oberhubers auf einem Wagen mit zwei Konvois und zwei Mann von uns ein. Er war etwa 20 Werst entfernt. Hatte Kopf- und Brustschuß, angeblich von Kosaken, da er sich mit Messer zur Wehr gesetzt haben soll.

17. Juni. Mittags ein Brief von Ernst, abend einer von Mädi und einer vom Vater. Und alle dreie bringen mir nur das selbe Unglück: Unsere arme Kleine: Maria Margareta ist verstorben; und die arme Mädi nach all den langen Sorgen nun gar noch ganz alleine. Wie lange wird dies noch dauern bis ich sie selber werde trösten können?

Wie gesagt, verliert Rolf weiter kein Wort zum Tod seiner Tochter. Die Nachricht muss wie ein Schock auf ihn gewirkt haben, und sein Schweigen ist deshalb nur ein weiterer Beleg dafür, dass er sich in Gefühlsdingen in keinsten Weise mitteilen konnte – weder in seinem Tagebuch noch gegenüber seiner Frau oder anderen Menschen, die ihm nahestanden. Der Krieg und die nun schon über ein Jahr dauernde Gefangenschaft machten den Umgang mit seinen eigenen Gefühlen für Rolf nicht leichter. Wie die zeitgenössischen Quellen belegen, haben viele Gefangene nicht nur physisch unter den Lagerbedingungen, sondern vor allem auch unter dem Abbruch der Kontakte bzw. der Trennung von ihrer Familie gelitten und längere Gefangenschaft häufig nur als psychische Wracks überlebt.

19. Juni Es sind recht traurige Zeiten. Die Nachrichten von der galizischen Front sind recht drückend für uns, wenn wir auch alle Zuversicht haben und wissen, daß die Russen bald wieder zurückgetrieben sein werden.

Unsere Verhältnisse hier werden auch täglich schlechter. Alles ist ungemein teuer geworden und wir können nur in der Lafka [Kantine] des russischen Oberst kaufen sind also ausgeliefert. Einmal gibt es keinen Zucker; lange war kein Salz und musste mit Glaubersalz gekocht werden was viele nicht vertrugen [Glaubersalz = leichtes Abführmittel]. Mehl ist häufig gar keines. Fleisch kommt für alle Offiziere, russische und gefangene nur ein bestimmtes Quantum, die Russen erhalten davon das beste und genügend und für uns bleibt dann nur etwas Knochenzeug. So muß das Fleisch auf einzelne Mahlzeiten gespart werden sonst ist nichts daraus zu machen. Gemüse gibt es überhaupt keines.

Mit zunehmender Dauer der Gefangenschaft erlebte Rolf auch unter den gefangenen Offizieren Korruption und Verrohung, wobei ihn insbesondere die damit verbundene Verletzung der Standesehre empörte. Rolf vermag die Enttäuschung über das Verhalten der »Herren« nunmehr kaum zu verbergen und wirkt im Vergleich zum ansonsten sachlichen Sprachstil des Tagebuchs geradezu sarkastisch und verbittert, wenn er schreibt:

Die Gebahrung unserer eigenen Herren ist schändlich und ist die Korruption und Egoismus noch weit ärger als beim Feind. Weil sie weit vom Schuß sind steigt wieder der Kamm und durch Verschlagenheit und dienstliches Großtuen wollen sie die verlorene Stellung wieder erringen. Wo es möglich ist werden die R. Herren [Offiz. in Reserve?] benachteiligt und konstruiert man einen eigenen Vorteil heraus. Es hat schon manchen haarsträubenden Vorfall gegeben und scheint sich nur zu verschärfen. Der Major Kahler als Kommandant wäre ganz wohlwollend, aber einige Hauptleute als Ohrenbläser können der Rücksichtslosigkeiten nicht genug ausfindig machen und verstoßen dabei gröblichst gegen Reglement. Was ihr böses Beispiel an Trunkenheit und die unverschämte Aneignung von Rote-Kreuz-Geschenken anbelangt wären Bücher zu schreiben.

25. Juni Die schwedische Rote-Kreuz-Kommission ist vorgestern endgültig abgereist, bisher war sie 4 mal hier und hat uns Sicherheit gegeben. Heute war auch gleich hochnotpeinliche Hausdurchsuchung und hat man uns alle Metallgegenstände (Gold, Silber, Aluminium, Kupfer etc.) abgenommen und auch alle Papiere auf denen irgend geschrieben war, und alle Bücher. Das Spaziergehen wurde eingeschränkt auf 9–1h und 6–8h. Unser Gebäude Sobranje, weil es mit einer Zivilperson in Berührung getreten war, wurde von eigenen Posten umstellt und darf 5 Tage niemand von uns heraus und sonst niemand hinein! Wir trösten uns aber, denn solche Maßregeln treffen die Russen immer wenn es ihnen an der Front nicht nach Wunsch geht. Ihr Durchbruch an der galizischen Front, von dem sie ungeheuren Lärm machten, hatte eben doch wenig Erfolg. Lord Kitchener, der in Petersburg erwartet wurde, mag selig am Meeresgrunde ruhen.³³

Rolle mit 29 Architekturskizzenblättern – Wiener Adresse. Schwedische Rote Kreuz Kommission Dr. Halström, Stockholm 15.

Mit dem »Durchbruch [der Russen] an der galizischen Front« spielt Rolf auf die sogenannte Brussilow-Offensive an. Nachdem Frankreich und Italien im Kriegsjahr 1916 durch

33 Lord Kitchener, englischer Kriegsminister, befand sich an Bord des Panzerkreuzers HMS Hampshire, der auf eine Mine auf lief, die vermutlich von einem deutschen U-Boot gelegt worden war.

die Mittelmächte in arge Bedrängnis geraten waren, forderten diese Länder ihren Verbündeten Russland auf, mittels einer Entlastungsoffensive an der Ostfront zu Hilfe zu kommen. General Alexei Alexejewitsch Brussilow plante in Folge die nach ihm benannte Offensive, die am 4. Juni begann und bis August 1916 dauerte. Diese Offensive war zwar der größte militärische Erfolg Russlands im Ersten Weltkrieg, brachte jedoch ungeheure Verluste auf beiden Seiten mit sich. Österreich–Ungarn und Deutschland hatten rund 770.000 Tote, Verwundete und Gefangene zu beklagen, in Russland betrug die Zahl der Verluste rund 1 Million. Die hinzutretende wirtschaftliche Notlage im Hinterland verstärkte den Unmut der Bevölkerung, und beide Faktoren trugen schließlich wesentlich zum Kollaps des Zarenreiches im März 1917 bei.

Der anfängliche Erfolg der Brussilow-Offensive bewog schließlich auch Rumänien, auf der Seite Russlands in den Krieg einzutreten. Die schlecht ausgerüstete Armee musste allerdings von Anfang an von Russland unterstützt werden, und schon aus den ersten direkten Kämpfen mit der rumänischen Armee gingen die Mittelmächte siegreich hervor.

Für Rolf's Frau, die kurz vor dem Kriegseintritt Rumäniens von Bukarest aus zu einer Kur in Goisern bei Bad Ischl aufgebrochen war, brachte die veränderte Situation weitere Unsicherheiten mit sich. Ihre Wohnung lag nunmehr im »Feindesland«, und sowohl sie als auch Rolf konnten damit immer weniger auf eine positive Wende in den privaten Verhältnissen bzw. eine Wiederaufnahme des abrupt beendeten Familienlebens in Bukarest hoffen.

Architekturentwürfe in der Gefangenschaft

Die »29 Architekturskizzenblätter«, die Rolf in seinem Tagebucheintrag vom 25. Juni erwähnt, belegen indessen klar Rolf's Hoffnung, nach Kriegsende zumindest seine Architektenlaufbahn möglichst rasch wieder aufnehmen zu können. Von Rolf selbst erfährt man jedoch nur einmal etwas über seine diesbezügliche Tätigkeit, und zwar, als er am 17. März 1916 an seine Mutter schreibt, dass er »fleißig an Architekturskizzen arbeitet«, und er gleichzeitig um die Zusendung neuer Architekturzeitschriften bittet, um über die aktuellen Strömungen informiert zu sein. »Ich hoffe so von der unglücklichen Zeit doch wenigstens einen kleinen Nutzen retten zu können. [...] Außerdem muß man sich hier gerade fest beschäftigen sonst ist man recht böse daran, wie einige Beispiele uns hier zeigen.« Immer wieder mit den psychischen Problemen der Mitgefangenen konfrontiert, entwickelt Rolf offenbar erfolgreich eine Strategie, um sich mit konkreten Aufgabenstellungen der Einförmigkeit der Gefangenschaft zu entziehen. Die Ziele, die sich Rolf dabei setzte, ließen ihn zeitweise geradezu zum »Workaholic« werden, wie sein Schriftverkehr belegt. »Ich muß auch sagen, daß mir die Zeit noch nie zu lange wurde und unglaub-

lich rasch vergeht. [...] Ich muß auch am Morgen verhältnismäßig zeitlich aufstehen, das ist 6 oder $\frac{1}{2}$ 7 Uhr sonst komme ich mit der Zeiteinteilung gar nicht zurecht und mache mir am Abend noch Vorwürfe über zuwenig Getanenes.«

Die 29 Architekturskizzenblätter, die Rolf dem Schwedischen Roten Kreuz übergab, haben ihr Ziel tatsächlich erreicht und befinden sich heute ebenso im Privatarchiv des Sohnes Franz Geyling in den USA wie weitere Skizzen, die wahrscheinlich auf dem gleichen Weg Sibirien verlassen haben. Bemerkenswert ist, dass ein Teil von Rolfs Skizzen sogar in einer Ausstellung gezeigt wurde, die in den Geschäftsräumen der Daimler-Werke am Kärntner Ring in Wien stattfand, wie das »Neue Wiener Journal« am 4. März 1917 berichtete. Demzufolge wurden »künstlerische und kunstgewerbliche Arbeiten der österreichisch-ungarischen und deutschen Kriegsgefangenen« gezeigt, die in verschiedenen Lagern in Sibirien von den Lagerinsassen hergestellt wurden. »Der Sammler war Dr. Gustav Hallström, der Begleiter der schwedischen Liebesgaben.« Zu den ausgestellten Arbeiten von Rolf heißt es in der Rezension des »Neuen Wiener Journals«: »Vom Architekten Professor Rolf Geyling sind sehr interessante Entwürfe zu Architekturen und Monumenten ausgestellt, die gleichfalls in Sibirien entstanden sind. Sie sprechen von einer originellen, schöpferischen Phantasie, auch wie gerade die barbarische Umgebung befruchtend einzuwirken schien«.

Die erhaltenen Skizzenblätter stellen das wichtigste Zeugnis von Rolfs Beschäftigung mit Architektur während seiner Gefangenschaft dar, indem sie sein ungebrochenes Interesse an der Bewältigung der unterschiedlichen Bauaufgaben dokumentieren. Drüber hinaus erlaubt die zeichnerische Gestaltung von Villen, Landhäusern oder etwa einem BEAMTENWOHNHAUS IN TROPPEAU (Farbabb. 12) sowie von Kaufhäusern und Denkmälern einen aufschlussreichen Einblick in die nach Individualität suchende Handschrift des jungen Architekten. Der Großteil der Entwürfe entstand in den Jahren 1916–1918 im Lager Dauria, einige wenige Skizzen jedoch auch im Lager Antipicha, in dem Rolf im Jahr 1918 für rund sieben Monate interniert war, bevor er nach Wladiwostok verlegt wurde.

Damit Rolf überhaupt beginnen konnte, war die große Herausforderung zu bewältigen, halbwegs geeignetes Papier und Zeichenmaterial zu beschaffen. Zum Teil konnte Rolf gewöhnliche Schulhefte kaufen (Farbabb. 13), zum Teil aber verwendete er dünnes Papier, mit dem der kleine Kaufmann im nahe gelegenen Ort seine Ware einpackte.

In seinen Studien befasst sich Rolf nicht nur mit den verschiedensten Bauaufgaben, sondern auch mit diversen Stilen der Vergangenheit, wie Barock und Gotik, in die er während seines Studiums an der Technischen Hochschule eingeführt worden war. Ihn dürfte nicht zuletzt die Konstruktions- und Ausdrucksweise dieser Stile fasziniert haben, die er nun zu eigenen Kreationen verarbeitete. Darüber hinaus finden sich in Rolfs Skizzen-

blättern natürlich auch die Impulse der Wagner-Schule, die er während seines Studiums an der Akademie empfangen hatte.

Vergleicht man die Entwürfe verschiedenster Architekten, die in den Kriegsjahren entstanden waren und in diversen Fachzeitschriften publiziert wurden, so zeigt sich, dass am Beginn des 20. Jahrhunderts scheinbar alles erlaubt war. Fast hat es den Anschein, dass die Architekten das Ende der Epoche ahnten und noch einmal ihr ganzes Können und Wissen, das sie sich anhand der Stile der Vergangenheit angeeignet hatten, erproben wollten. Zum Teil zeigen sich die Gebäude bizarr mit Ornamentik überwuchert und die Baukörper romantisch aufgegliedert, zum Teil bricht sich auch schon der nüchterne Funktionalismus der Moderne Bahn. Ab Anfang des 20. Jahrhunderts setzte sich in den emotional geführten Architekturdebatten, die sich um die »richtige« Stilwahl drehen, nämlich immer öfter der Standpunkt durch, dass sich die »Stilarchitektur« überlebt habe bzw. eine zeitgemäße Weiterentwicklung der diversen Stile ausgeschlossen sei. Der historisierenden Redundanz und »Wiederkehr des Immergleichen« wurde eine »Neue Sachlichkeit« entgegengestellt, die kurze Zeit später, nämlich in den 20er- und 30er-Jahren, ihren Höhepunkt erreichte und die – auf jegliche Ornamentik verzichtend – in kubischen, zumeist flach gedeckten Baukörpern ihren Idealtypus fand.

Für Rolf bedeuteten die in der Gefangenschaft erstellten Skizzen gleichfalls den Abschied von der »Stilarchitektur«, und auch er ging in der Folge weitgehend neue Wege. Viele seiner Entwürfe bestehen aus nur flüchtig hingeworfenen Bleistiftskizzen, doch finden sich ebenso sorgfältige, mit Tusche oder Malfarben ausgearbeitete Blätter. Sämtliche Arbeiten demonstrieren jedoch Rolfs Zeichentalent, das schon während seines Studiums gelobt worden war und nun auch anhand anderer Themen, wie zum Beispiel in der Skizze »STADT AN EINEM FLUSS«, zutage kommt. (Abb. 61)

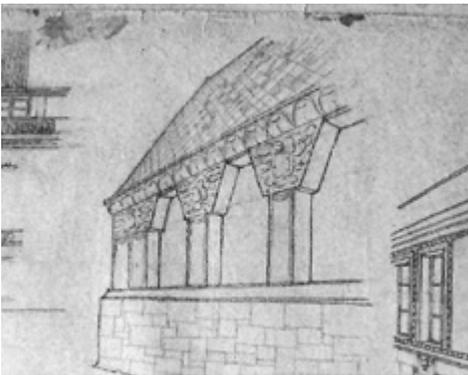
Rolfs vielseitiges grafisches Talent wird aber auch an der sorgfältig ausgearbeiteten Studie »HAUS UND GARTEN« augenfällig, die wahrscheinlich von Anfang an als Deckblatt einer Zeitschrift vorgesehen war. Der Garten als wichtige Erweiterung des Hauses war um die Jahrhundertwende durch die Jugendstilbewegung zu einem architektonischen Topos geworden. So dürfte es denn auch mehr als ein Zufall sein, dass Rolfs bereits erwähnter ehemaliger Studienkollege Josef Frank im



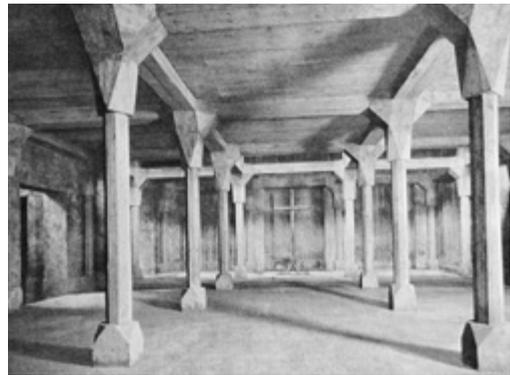
61 Stadt an einem Fluss

Jahr 1925 ein renommiertes Einrichtungshaus unter der gleichen Bezeichnung gründete: »Haus und Garten«. Auffallend ist das konventionelle Schriftbild, das Rolf bei seiner Skizze wählte, hatte er bei seinen Entwürfen vor dem Krieg doch stets eine moderne, secessionistische Type bevorzugt. (Farbabb. 14)

In einigen Blättern zeigt Rolf Variationen bestimmter architektonischer Details. So variiert er etwa mehrmals die Anordnung von Fenstern innerhalb unterschiedlicher Fassaden oder er stellt verschiedene Überlegungen zur Formulierung einer immer gleichen Haus-ecke an. Auch die Gestaltung von verschiedenen Arkadengängen interessierte ihn. In einer Skizze konzipierte Rolf etwa mächtige KAPITELLE, die ihre Form allem Anschein nach durch die Schalung von Eisenbeton erhalten sollten. Diese Idee, eine klassische Formulierung im wahrsten Sinn des Wortes in eine neue Form »zu gießen«, hat Josef Plecnik bei der Krypta der Hl.-Geist-Kirche in Wien 16 bereits in den Jahren 1911–1913 erprobt, indem er den Stahlbeton dort in einen gänzlich neuen und für viele Zeitgenossen schockierenden Gestaltungszusammenhang einbettete. Möglicherweise lernte Rolf den etwas jüngeren Kollegen Plecnik im Atelier Otto Wagners kennen, wo dieser auch am Stadtbahnprojekt beteiligt war. Da Rolf an der Verarbeitung von Stahlbeton schon früh großes Interesse zeigte und Plecniks Kirche als erster Kirchenbau Wiens, der in diesem neuen Material ausgeführt wurde, viel Aufsehen erregt hatte, kann jedenfalls davon ausgegangen werden, dass Rolf die Kirche kannte und noch vor dem Krieg besichtigt hatte. (Abb. 62 und 63)



62 Kapitelle aus Eisenbeton



63 J. Plecnik, Hl.-Geist-Kirche, 1911–1913, Krypta

Nicht nur die Arbeit mit Stahlbeton, sondern auch der Sichtziegel fand Rolfs besonderes Interesse. Insbesondere die Kombination dieser beiden Materialien sollte ihn während seiner ganzen Architektentätigkeit beschäftigen, während der im ausgehenden 19. Jahr-

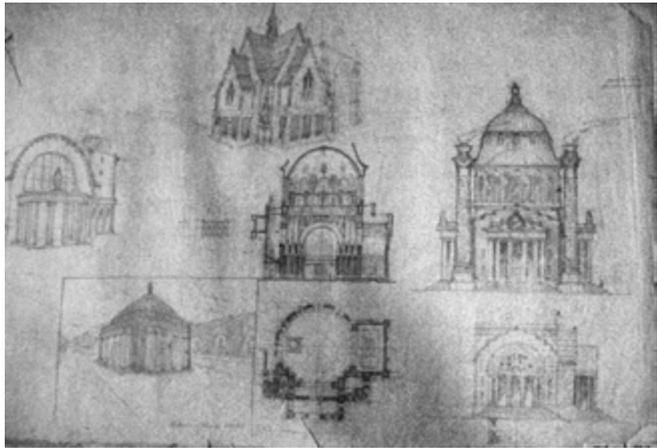
hundert hauptsächlich im Kirchen- und Fabrikbau verwendete Sichtziegel ansonsten für viele von Rolfs Architektenkollegen an Bedeutung verlor. Bei einer ARBEITERSIEDLUNG sieht Rolf beispielsweise die Kombination von Putz- und Ziegelbau vor. (Farbabb. 15)

Ausschließlich den Sichtziegel wählte er bei einem größeren, einstöckigen WOHNHAUS, für das er auch einen passenden Arkadengang entwirft. Rolfs Liebe zum Detail – oder seine Lust am Zeichnen – zeigt sich an der Dachgaube, die an der Spitze der steilen Überdachung einen Vogel aufgesetzt erhielt. (Farbabb. 16)

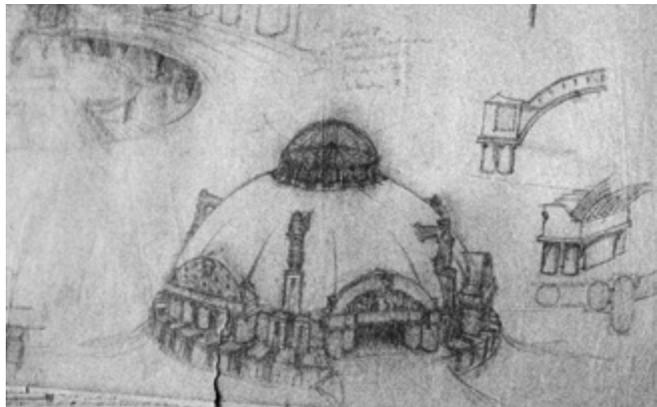
Und vielleicht dachte Rolf an die Ziegelfabrik, die sein Schwiegervater mit Erfolg in Bukarest betrieb, als er bei einem Plakatentwurf für eine anonyme Baufirma »SOCIETATEA ANONIMĂ DE CONSTRUCTII«, die Bedeutung des altbewährten Ziegelmaterials deutlich demonstrierte. (Farbabb. 17)

Seit sich die Architekten die Stile der Vergangenheit für neue Kreationen nutzbar gemacht hatten, stellten sie sich der Herausforderung, ein und dieselbe Bauaufgabe in verschiedenen Stilen »durchzuspielen«. Das ist bei Friedrich Schinkel Anfang des 19. Jahrhunderts ebenso zu beobachten wie etwa bei Friedrich Schmidt in der zweiten Jahrhunderthälfte, um nur zwei herausragende Baukünstler zu nennen. Auch Rolf wendet diese Möglichkeit bei der Variation eines ZENTRALBAUS an, doch zeigt er dabei deutlich, dass er der Generation der Eklektiker entstammt, indem er unbekümmert auch durchaus gewagte Stilmischungen riskiert. Eine der Skizzen präsentiert mit ihren spitzgiebeligen Dächern eine Art Heimatstilvariation, wobei in die Gestaltung der Fenster auch stilisierte gotische Elemente einfließen. Eine weitere kleine Zeichnung lässt als Variation einen mit einer flachen Kuppel gedeckten, modern anmutenden Rundbau erkennen, bei dessen Baukörper mittels Säulenkompartimenten klassifizierendes Vokabular einfließt. Schließlich gibt es auch eine Variante mit einer modernisierten Kuppel auf einem hohen Tambour und einem Säulenportikus, der anscheinend an allen vier Seiten vorgesehen war. Insbesondere durch die Darstellung der zusätzlichen zwei Trajansäulen verweist dieser Entwurf direkt auf die barocke Karlskirche. An der Spitze der zwei kolossalen Triumphsäulen deutet Rolf jedoch Rauchfahnen an – ein zeichnerisches Mittel, das üblicherweise dazu diente, auf eine Gedächtnisstätte hinzuweisen. Eine weitere Abwandlung des KUPPELRUNDBAUS erzeugt den Eindruck, dass hier eine modifizierte barocke Kuppel gleichsam abgeschnitten und auf den Boden gestellt wurde. Stufenartig ausgebildete »Strebepfeiler« verweisen wiederum auf Konstruktionstechniken der mittelalterlichen Baukunst. (Abb. 64 und 65)

Bereits im Jahr 1915 hatte das österreichische Ministerium für Kunst und Unterricht einen Wettbewerb für ein Kriegerdenkmal ausgeschrieben. Die besten Ergebnisse wurden in einem Supplementheft der Zeitschrift »Der Architekt« im Jahr 1916 publiziert, und auch in anderen Fachzeitschriften wurden wiederholt Entwürfe für Krieger- bzw. Heldendenkmäler veröffentlicht. Auch Rolf hat sich mit diesem Thema mehrmals beschäf-

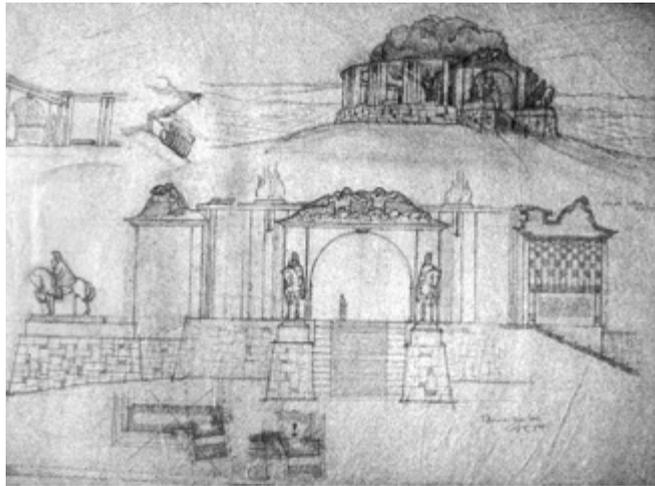
64 Zentralbau-
Variationen

65 Kuppelrundbau



tigt, und die oben erwähnte »Karlskirchenvariante« scheint eines der Ergebnisse davon zu sein. Auf einem anderen Blatt skizziert er hingegen einen auf einer Anhöhe gelegenen offenen RINGBAU, der aus gebündelten Pfeilern gebildet ist. Wie eine Persiflage des Doppeladlers wirkt allerdings die Darstellung über dem mächtigen Portal: Die zwei Adler scheinen sich nämlich – abweichend von der üblichen Darstellungsweise – an den Schultern umfassen zu halten. (Abb. 66)

Rolf hatte wohl seinen Zweifel am Sieg der Doppelmonarchie bzw. generell an der Sinnhaftigkeit des Krieges, der mittlerweile unvorstellbare Ausmaße angenommen hatte. Möglicherweise entsprang die beinahe manische »Zeichenwut« seiner speziellen Strategie, mit der Unfassbarkeit der persönlichen Situation fertigzuwerden und damit den kriegerischen Flächenbrand insgesamt zu ertragen. Die Ironie in der Darstellung des



66 Ringdenkmal

Doppeladlers unterstreicht diese zeichnerische Bewältigungsstrategie durch die Relativierung des täglichen Schreckens ebenso wie die persiflierenden Details einer weiteren Skizze, die auf den ersten Blick der ungebrochenen Verherrlichung des Heldentodes dient. Auf einem Sockel, auf dem Wappen angedeutet sind, was ein unverkennbares Attribut eines Helden- oder Kriegerdenkmals darstellt, befinden sich mehrere ZENTAUREN, die mit mächtigen Keulen bewaffnet zu einer Prügelei bereit scheinen. (Abb. 67) Wohl kaum hat der Rezensent der Ausstellung von Kriegsgefangenenwerken in Wien jedoch auf dieses karikaturistische Detail angespielt, wenn er in anerkennendem Tonfall festhält, dass »die barbarische Umgebung befruchtend [auf Rolf Geyling] einzuwirken schien«. (Neues Wiener Journal, 4. März 1917)

67 Denkmal mit
Zentauren

Ein anderes Denkmal, das Rolf als GEDÄCHTNISSTÄTTE FÜR KAISER FRANZ JOSEF entworfen hat, zeigt einmal mehr seine Vorliebe, gotisches Vokabular frei modifiziert zu erproben. Der Entwurf sieht einen mächtigen Zentralbau vor, und um die gigantischen Dimensionen zu veranschaulichen, zeichnet Rolf sogar einen Betrachter daneben, was er in keinem der sonstigen Entwürfe für nötig hielt. Der Baukörper scheint ganz in große Spitzbogenfenster mit modernisiertem Maßwerk aufgelöst. Interessant ist, dass Rolf in einer daneben flüchtig hingeworfenen Skizze ein Detail eines gotischen Gebäudes andeutet, mit dem er seine genaue Kenntnis der mittelalterlichen Bauweise dokumentiert. Als Eklektiker erweist sich Rolf hingegen wieder in der – der Gotik widersprechenden – Überkuppelung des Gebäudes mit ziseliert aufgelösten Verstreungen. (Farbbabb. 18)

Auch in einer Reihe weiterer Denkmalentwürfe zeigt sich Rolfs Vielseitigkeit sowohl in stilistischer als auch konstruktiver Hinsicht. Noch in der Gefangenschaft konnte Rolf tatsächlich ein Kriegerdenkmal ausführen, obwohl sich die Ehrung nicht auf den Kaiser und nicht mehr allein auf die Truppen der Monarchie beziehen sollte, wie sich noch zeigen wird.

Besonders intensiv befasste sich Rolf in jener Zeit mit Entwürfen für Wohnhäuser, wengleich er in den wenigsten Fällen auch Grundrisse ausarbeitete. Zum Teil waren diese Projekte fiktiven Auftraggebern zgedacht, zum Teil fertigte er aber auch konkrete Entwürfe etwa für ein »Beamtenwohnhaus« oder für Kameraden an. Auf diese Weise projektierte Rolf während seiner Gefangenschaft kleinere Villen ebenso wie herrschaftliche Landhäuser, wobei er fast ausnahmslos einen Bauplatz außerhalb der Stadt annahm. Dadurch entzog er sich der Verpflichtung, gestalterisch auf schon bestehende Bauten Rücksicht zu nehmen, und die Aufgabe, die er sich stellte, zielte stattdessen darauf ab, die Gebäude in eine scheinbar unberührte Landschaft zu integrieren, ohne als störende Fremdkörper zu wirken. Diese Vorgangsweise entsprach einer durchaus programmatischen Forderung, die etwa auch für Architekten wie Alfred Loos und Josef Hoffmann charakteristisch war, wenn sie Villen außerhalb der Stadt errichteten.

Im ästhetischen Kanon des frühen 20. Jahrhunderts wurde die Harmonie mit der umgebenden Naturlandschaft etwa dadurch gewährleistet, dass die Gebäude auf Haussteinsockeln ruhten, mit Fensterläden sowie steilen Gaupendächern versehen waren und Holzschnitzwerk, Holzverkleidungen bzw. Bestandteile aus dem Fachwerkbau in die Fasadengestaltung aufgenommen wurden. Insgesamt wurden diese Elemente unter der Bezeichnung »Heimatstil« subsumiert. Mithilfe pittoresker Ausdrucksmittel wurde den Gebäuden jener Habitus verliehen, der letztlich mit »Naturnähe« und in weiterem Sinn sogar mit »Geborgenheit« gleichgesetzt worden war. Damit konnte das Malerische auch jener Entfremdung entgegengesetzt werden, die die Industrialisierung samt ihren gesellschaftspolitischen Umbrüchen hervorrief, sodass die malerisch-pittoreske Gestaltungsweise schließlich sogar in der Großstadt selbst Einzug hielt.

Auch Rolf orientierte sich mehr oder weniger umfassend an diesen Regeln, zeigt aber eine bemerkenswerte Bandbreite seiner Vorstellungen. So variationsreich er seine Einfamilienhäuser indessen konzipierte, haben doch alle eines gemeinsam: Sie strahlen durch ihre malerischen Attribute durchwegs jene Geborgenheit und familiäre Wohnlichkeit aus, welcher die Gefangenen in Sibirien besonders schmerzlich entbehrten.

Eines der Einfamilienhäuser, eine VILLA MIT GARTEN, fällt etwa durch ein hochgezogenes Dach mit verschiedenen großen Dachfenstern und einem extrem hohen Sockel auf. Das Bruchsteinmauerwerk des Sockels, eine Türe und Rundbogenfenster mit Bogenquaderung unterstreichen den malerischen Habitus des Gebäudes. Bemerkenswert ist, dass Rolf bei diesem Gebäude zwar jegliche Ornamentierung weglässt, aber bei einigen Fenstern im Obergeschoß die Sprossen jugendstilartig ornamental gestaltet und damit an die Gebäude erinnert, die er noch vor Kriegsausbruch entworfen hat. Auch damals ersetzten eigenwillige Sprossenteilungen bisweilen den sonstigen Bauschmuck zur Gänze. Das Haus scheint Rolf besonders beschäftigt zu haben, denn er vermerkt, dass er sich schon während seiner Inhaftierung in Kiew, in der Zeit zwischen 18. und 28. Juni 1915, erste Gedanken zu diesem Entwurf gemacht habe. Während seiner Gefangenschaft in Dauria arbeitete er die Skizze im April 1916 sodann besonders sorgfältig aus, und er projektierte im Unterschied zu den übrigen Entwürfen hier auch sorgfältig die Anlage eines Gartens. Bei fast allen sonstigen Wohnhäusern deutete Rolf demgegenüber umgebende Bäume oder Buschwerk zumeist nur an. (Farbabb. 19)

Auch beim WOHNHAUS »R« plant Rolf das gesamte Erdgeschoß aus Bruchsteinmauerwerk und zieht dieses Material sogar teilweise bis in die Balkonbrüstung des darüberliegenden Stockwerks hoch. Gedrechselte Säulchen und eine ornamentale Betonung des Eingangs geben dem Haus eine verspielte Note. (Abb. 68)

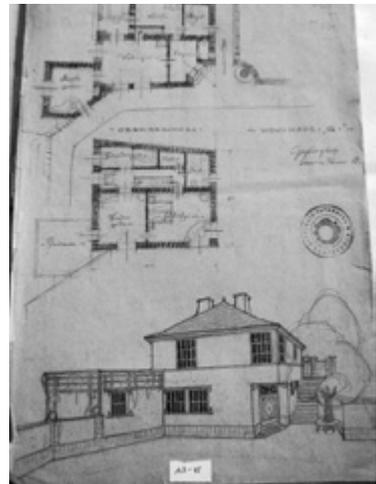


68 Wohnhaus »R«

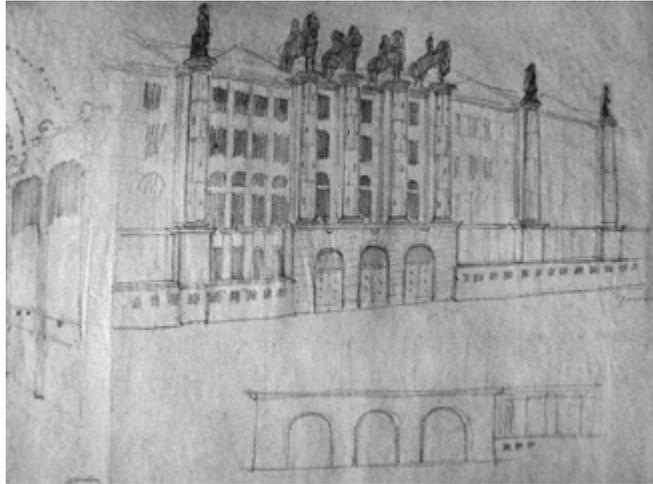
Das LANDHAUS »SZ« – Steiermark – ist mit einem rundumlaufenden Balkon und wiederum mit gedrechselten Stützen ausgestattet. Das hochgezogene Dach umfängt einen mit Holz getäfelten Giebel und einen weiteren Balkon. Der Grundriss mit Herren-, Speise- und Wohnzimmer lässt vermuten, dass Rolf ein großbürgerliches Landhaus entworfen hat, obwohl das Gebäude eher in der Art eines Forsthauses mitten in einem hohen Nadelwald situiert erscheint. Interessant bei diesem Haus ist die extreme »Froschperspektive«, die Rolf bei dieser Skizze wählte und die zweifelsfrei die Einflüsse seiner letzten Ausbildungsjahre an der Akademie der bildenden Künste erkennen lässt, war dies doch eine beliebte Darstellungsweise der gesamten Wagner-Schule. (Farbabb. 20) Während Rolf bei kleineren Wohnhäusern gern abschüssige Baugründe annimmt – wohl um die Lage in der Natur augenscheinlich zu machen –, situierte er größere Landhäuser, die eher in der Nähe der Stadt gedacht waren, zumeist auf ebenen Bauplätzen. Die Objekte strahlen größere Repräsentanz aus und lassen auch modernere Formulierungen erkennen, wie etwa das WOHNHAUS »G«, eines der wenigen Häuser, bei denen Rolf auch Grundrisse ausarbeitete. Die trapezförmige Gebäudefläche und das angebaute Musikzimmer könnten darauf hinweisen, dass Rolf einen konkreten Baugrund vor Augen hatte oder dass es sich um den Ausbau eines bereits bestehenden Anwesens handelt. Der an einer Ecke eingefügte Hauseingang und die nahe aneinandergerückten Fenster im darüberliegenden Geschoß sind das Ergebnis von Rolfs erwähnten Variationen über Gebäude-Ecklösungen. Die ornamentale Versprossung in der Oberlichte des Eingangs kontrastiert Rolf mit großen, orthogonal unterteilten Fenster in den sonstigen Mauerflächen. (Abb. 69)

Ein »GARTENWOHNHAUS«, dessen Situierung Rolf »in der Umgebung Wiens« annahm, zeigt hingegen eher den Habitus eines kleinen Schösschens. Mit seinen märchenhaften Attributen wie einem Rundturm, einem durchfensterten Erker, einer geschwungenen Treppe und nicht zuletzt dem ausgeklügelten Pflanzenbewuchs versinnbildlicht es indessen um nichts weniger als die kleineren Villen die Sehnsucht nach der »heilen Welt« der Vorkriegsjahre. (Farbabb. 21)

Nur selten variierte Rolf MEHRSTÖCKIGE GEBÄUDE. Gerne besetzte er diese Bauten mit Reiterstandbildern, Halbfiguren oder hoch aufgerichteten Figuren in Firsthöhe, wie dies etwa bei der Wiener Postsparkasse seines Lehrers Otto Wagner zu beobachten war. Rolf selbst hatte schon vor



69 Wohnhaus »G«



70 Gebäude mit
Reiterfiguren

dem Krieg bei seinem Entwurf für das Hotel der Pilsner Brauerei mit einer ähnlichen Gestaltungsweise experimentiert. (Abb. 70)

Seine selbst gewählten Themen endeten jedoch nicht bei Denkmälern und Einfamilienhäusern. Rolf entwarf darüber hinaus Mehrfamilienwohnhäuser, ein Museum und etliche Gebäude, deren Verwendungszweck bedauerlicherweise nicht mehr feststellbar ist. Immer wieder sind auch Konstruktionsdetails zu finden. Zum Teil übte er aber auch an Vorlagen, das heißt, er zeichnete bestehende Gebäude ab, die er wahrscheinlich in der ihm zur Verfügung stehenden Literatur fand.

Zwischen den Fronten der »Weißen« und »Roten« Garde

Angesichts der Sorgfalt und Ausdauer, mit der Rolf seine Skizzen verfertigte, lässt sich erahnen, wie sehr er darunter gelitten haben muss, seinen Beruf nicht mehr ausüben zu können. Keine Stelle seines Tagebuchs jedoch enthält diesbezügliche Klagen, das heißt, auch in Bezug auf seine Architektentätigkeit gewährte er der subjektiven Betroffenheit keinerlei Raum, um die zunächst notwendigen Aufgaben umso pragmatischer in den Blick zu nehmen. Daher erfährt man auch so wenig über seine baukünstlerischen Studien, die ihn offensichtlich intensiv beschäftigt hatten, sondern Rolf dokumentiert ebenso konsequent wie ausschließlich das von ihm unbeeinflussbare Tagesgeschehen.

Anfang Juli 1916 Wir werden aus der Sobranje auslogiert, und kommen ins Spitalsgebäude. Nachdem wir nun die Sobranje Gemüsegärten angelegt hatten und diese gera-

de brauchbar wurden, auch Eiskeller von uns, haben es sich die russischen Offiziere genommen. Ich wohne jetzt in einem kleinen Zimmer mit Oblt. Siegl und Fähnrich Hübel U. R. 11. – Bin Vorstand der Sportkommission, 3 Tennisplätze angelegt. Ausschuß für Grabdenkmale, zeichne alles nötige und Mühlegger führt es aus. Hochsommer, recht heiß, aber bisher doch einige Regengüße. – Von Ernst ist die vierte Geldsendung (je 100 Rubel) in die Gefangenschaft angekommen und in zwei Raten ausbezahlt.

Anfang August Wir sind wieder in ein neues Stadium russischer Schikanen getreten. Der Raum zum Spazierengehen wurde einigemal verändert bis er schließlich auf die Hälfte verkleinert war. – Alle halbwegs arbeitsfähige Mannschaft geht weg. Und da der russische Oberst eine zu hohe Meldung abgegeben haben soll und nicht bekennen wollte wie viele hier mittlerweile gestorben sind so nahm er uns gestern alle Diener und Köche weg und mußten diese noch am selben Abend mit einem Transport fort. Nun müssen sich selbst die Staboffiziere alles selbst machen, kochen, aufräumen u.s.w. Es ist schändlich aber den Russen scheint dies Spass zu machen. Wir haben einen besonderen Diener (Pischoff, Beamter der Depositenbank, Wien), er ist im Winter mit dem Todestransport gekommen, der zu $\frac{3}{4}$ auf den Friedhof gekommen ist, hat Wechselfieber und Skorbut überstanden. Nun ist er ganz grau und kann noch sehr schlecht gehen, muß uns aber bedienen. Die Russen wollten uns die Schwertuberkulösen aus dem Spital als Diener geben, wogegen aber die Ärzte protestiert haben.

Anfangs September In der Nacht vom 27.–28. August sind Lt. Wanner und Lt. Rotter entflohen. [...] Erst am zweiten Tag kamen die Russen, bei denen in der letzten Zeit große Schlamperei eingerissen ist, darauf, daß auch Rotter fehlt. Peinlichste Durchsuchungen, große Aufregung und viele Rachemassnahmen gegen uns. Spaziergang auf Stunden reduziert. Der Raum auf die Hälfte beschränkt (Drahtzaun seit dem Frühjahr zum 4 Mal umgesetzt, immer kleiner), so daß alle Spielplätze (3 Tennisplätze, deren Anlage uns viel gekostet haben, und auf denen vom 18. August ein Turnier ausgetragen wurde) abgeschnitten sind und der Zaun mitten durch die schönen Gemüsegärten, die viel Arbeit und Geld gekostet gehen, die Gemüsegärten wurden von Mannschaft sofort ganz ausgerodet, angeblich damit man sich nicht verstecken kann. Jetzt ist nur mehr der Platz zwischen den Häusern, Senkgruben, Aborten, Latrinen und Mistkisten zur Verfügung. Strenge täglich zweimal Povarka [Parade], der Trompeter gibt fort Signale die niemand versteht. Auch alle Spielsachen und Instrumente sollen abgenommen werden. Die vor Monaten abgenommen Bücher und Lehrbehelfe sind meist noch nicht zurückgegeben. Aber auch von unseren Kommandanten gehen viele Belästigungen aus. Die Herren Ungarn sollten immer in einem Haus unter ungar. Kommando vereinigt werden, weil die

Honved [Ungar. Landwehr] einem österreichischen Kommando nicht gehorchen wollte. Damals haben sich die Herren dadurch Besserungen in den Wohnungen versprochen, jetzt soll dies durchgeführt werden, aber die Herren wollen nicht mehr, weil jetzt die Verhältnisse viel enger geworden sind. Allgemeine Aufregung.

Vor einigen Tagen ist die rumänische Kriegserklärung und die ersten Folgen bekannt geworden. Wir waren recht betroffen sind aber zuversichtlich, daß wir doch erfolgreich bleiben werden. Gottlob ist meine Frau über den Sommer nach Österreich (Goisern bei Ischl) gefahren und vor den Unannehmlichkeiten gesichert. Ob ich wohl je wieder nach Rumänien zurückkehren werde? Ich hoffe nicht und Mädy gewöhnt sich einstweilen an die neuen Verhältnisse.

Die letzten Sätze dieser Tagebucheintragung deuten darauf hin, dass Rolf seinen Entschluss, nach Bukarest zu gehen, offensichtlich bereits bereute, obwohl er dort als Architekt erfolgreich gewesen war und von seinem Schwiegervater als Mitarbeiter äußerst geschätzt wurde. Vielleicht war seine Liebe zu Hermine doch größer gewesen, als er je erkennen ließ, und Rolf war nur deshalb nach Bukarest übersiedelt. Vielleicht war ihm aber auch der Gedanke unerträglich, in einem Land zu arbeiten, das sich mit seiner Heimat im Krieg befunden und sich in einer militärisch und politisch ohnehin schwierigen Situation gegen die Habsburgermonarchie gewendet hatte. Welche Ressentiments und offenen Feindschaften mittlerweile zwischen den einzelnen Völkern und Volksgruppen des Kontinents entstanden waren, konnte Rolf ja täglich im Lagerleben beobachten, da sich auch einfache Angehörige unterschiedlicher Nationalitäten mehr und mehr gegenüberstellten.

4. Oktober Kaisers Namenstag. Schon am 18. August war eine Messe [anlässlich des Geburtstages des Kaisers]. Auf Befehl des Majors Kahler hatten alle Herren an diesem Tag Uniform zu tragen und mittags nach Möglichkeit gemeinsam zu speisen. Wir taten es auch, nur Oblt. Siegl, den ich schon vom vorigen Fest des 18. Augusts kannte, blieb diesen Tag, um den Befehl nicht befolgen zu müssen zu Hause, stellte sich wegen der russischen Kontrollversammlung sogar vormittags krank, und blieb auch vom gemeinsamen Mittagstische fern. Trotzdem er sonst keinen Gottesdienst versäumte, blieb er von diesem fern. – Am 4. Okt. nun benahm er sich genau so und ging zu unserer Schande vor den russischen Offizieren während der Messe spazieren. Aktiver Offizier?!

Die Schikanen der Russen wachsen ständig, weil sie die beiden Durchgänge nicht erwischten. Nun haben wir einen 3 Meter hohen Bretterzaun mit Mastlampen in den Ecken. Nachts steht vor jedem Haus ein Posten, zum Überfluß und lässt niemand heraus auch nicht auf die Latrine.

10. Okt. Abends ereignete sich unter meinem Fenster ein Unglück. Oblt. Szigmond der in stark betrunkenem Zustand aus der Haustür heraus will, wird vom russischen Posten, angeblich nach Bedrohung mit einem Stein niedergeschoßen. Der Arme stürzt auf der Stelle des [...] zusammen, und zwei Kameraden, die ihm zur Hilfe kommen wollen, werden vom Posten ebenfalls gedroht. So musste der Arme ohne Hilfe auf der Stelle ausleiden und kümmerte sich niemand um ihn, da sie keinen österreichischen Arzt hinzu ließen, hielten eine Hausdurchsuchung ab, und erst nach einer Stunde wurde er in den Leichenschuppen geschleppt, und alle seine Sache auf der Stelle davon getragen. – Nach zwei Tagen sollte die Leiche beerdigt werden, 10 Herren durften ihn begleiten, aber der Sarg war nicht fertig, so kehrten die Herren wieder zurück.

Am 14. nachmittags Beerdigung. Der russische Kommandant Praporschik Werenikin führte selbst in schadenfroher Weise den Zug auf den Friedhof. Die Leiche lag noch unberührt in dem Schuppen, aber Kleider halb entblößt. Endlich kam ein Sarg an. Während aber bisher immer gehobelte, einfache Säрге verwendet wurden, gaben sie diesem Offizier eine richtige ungehobelte Kiste. Unteroffiziere hatten gebeten, die Leiche herrichten und tragen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Am Friedhof benahm sich der russische Offizier in der gemeinsten Weise indem er überall die Schadenfreude und Missachtung herauskehrte. Während der religiösen Handlung ging er pfeifend und rauchend nebenher spazieren. Der Feldkurat Bratanic sagte ihm dafür zweimal die gebührende Meinung, wurde aber dafür vom russischen Oberst zur Verantwortung gezogen.- Lehrbücher, Lexikon, die sie uns vor 7 Monaten zum abstempeln abnahmen haben sie noch nicht zurückgegeben.

15. Okt. Noch Ende September waren Pestfälle in der Ortschaft aufgetreten, dann bei unserer Mannschaft wieder Typhus. Aber beides blieb lokalisiert. – Russen schikanieren immer neue Lebensmittelpreise, da alles nur in der Lafka des Oberst gekauft werden darf, unverschämt. Butter pro Pfund 1 Rubel 20 u.s.w. vieles wie Zucker (pro Monat 2 Pfund) darf an uns nicht verkauft werden. Büchersendungen werden nicht ausgefolgt, alles andere, auch Konserven, werden bis aufs letzte zerstückelt und untersucht. Nur Gottlob die Post funktioniert wieder etwas.

27. Nov. Heute kommt die Nachricht vom Ableben unseres Kaisers an. Lange glauben wir es nicht, denn es stand schon oft so in den Telegrammen, aber diesmal scheint es wahr! – Es ist arger Winter, um -30° . Major Kahler und der Feldkurat sollen wegen Aufreizung strafversetzt werden. Rotter soll in Chawarofok [Chabarowsk] abgekommen sein, am 2. Tag schon soll man sie in Mandschuria erwischt haben. – Gute Post von Mädi und

Allen! An guten Büchern gelesen außer Storm Pitt und Fox von Friedrich Huch³⁴ – viel selbstähnliches.

Mitte Dezember Österreichische Rot-Kreuz Schwester Gräfin Kinsky mit einem russischen Fürsten hier. Viele Beschwerden über alle Vorfälle, von denen manche doch Wirkung zu haben scheinen. Auch wurde sofort das Tragen von Trauerbinden und die Gedächtnismesse für den Kaiser erlaubt, was hier verboten war. Auf Befehl des Majors hatten alle Offiziere in Uniform mit Armbinden teilzunehmen. Natürlich Oblt. Siegel hielt sich wieder fern, und mit ihm seine Zimmergenossen: Lt. Bloch, Fähnrich Kunz und Primmer. Gleich nachher war er aber bei der Versammlung, also nicht krank.

Von der Schwester 100 Rubel geliehen bekommen. Weihnachtstage recht einsam und trübe zugebracht. Am 25. Dezember versammelt uns der russische Oberst im Saal um uns scheinbar wegen der Beschwerden zu beschwichtigen, aber wir können nicht recht trauen, haben schon zu viel Gemeinheiten erfahren. Seit sechs Wochen keine Post mehr, bis am 27. ein Kistchen mit Waschsachen von Greta ankommt. Große Friedennachrichten und Hoffnungen!

1917

Aus dem Jahr 1917 existieren nur wenige Tagebuchaufzeichnungen Rolfs, was als weiteres Indiz der anhaltenden Monotonie und scheinbaren Aussichtslosigkeit gedeutet werden kann. Da die Gefangenen von den Revolutionen im Februar und Oktober offensichtlich wenig tangiert waren und der Krieg mit den Mittelmächten noch nicht beendet war, hatte Rolf nur wenig zu berichten, zumal sich die Schikanen der Wachmannschaft, die Kürzung der Lebensmittelrationen etc. in immer gleichförmiger Weise wiederholten.

Die paradoxe Situation, dass der größte militärische Erfolg, den Russland im Rahmen der Brussilow-Offensive errang, letztlich entscheidend zum Niedergang des Zarenreiches beitrug, spiegelt sich somit kaum in Rolfs Aufzeichnungen wider. Die immensen Verluste der Offensive hatten das Heer demoralisiert, und die ursprüngliche Kriegsbegeisterung fand auch im Hinterland keinen Rückhalt mehr, da die Bevölkerung unter der

34 F. Huch: Pitt und Fox. Die Liebeswege der Brüder Sietrup. München 1909. Friedrich Huch (1873–1913) gilt als Vertreter der »Dekadenzdichtung« um die Jahrhundertwende. Rolfs Anmerkung, wonach der Roman »viel selbstähnliches« enthalte, ist insofern bedeutsam, als sein Tagebuch kaum selbstreflexive Passagen aufweist und damit an sich auch wenig von seinen tiefergehenden Überlegungen und Emotionen preisgibt. Selbstähnlich dürfte Rolf wohl insbesondere der Protagonist Pitt erschienen sein, der bei der Suche nach einer Partnerin Angst vor einer allzu engen Beziehung erkennen lässt und immer wieder vor zu großer Nähe zurückscheut.

katastrophalen Versorgungslage litt. Nicht zuletzt diese beiden Faktoren bildeten den Nährboden für die beiden russischen Revolutionen im Jahr 1917, die zum Ende der Zarenherrschaft führten.

Die Februarrevolution mündete vorerst in eine bürgerliche Regierung, die jedoch noch keine Friedensverhandlungen mit den Kriegsgegnern führte. Erst unter der bolschewistischen Regierung, die nach der Oktoberrevolution im November 1917 an die Macht gekommen war, wurde der Kriegszustand zwischen den Mittelmächten und der Sowjetregierung mit der Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk am 3.3.1918 beendet.

In Rolfs Leben änderte sich durch diese geopolitisch bedeutsamen Ereignisse vorerst nicht allzu viel. Fast spurlos gingen die ungeheuren Umwälzungen zunächst am Alltag der Kriegsgefangenen in Sibirien vorüber, wie Rolfs spärlichen Eintragungen zu entnehmen ist. Erst mit dem voll entbrannten Machtkampf zwischen »Roten« und »Weißen« Garden im Jänner 1918 sollten die politischen Ereignisse auch für die Gefangenen in Sibirien unmittelbar spürbar werden.

1. Aug. Immer das gleiche einförmige Leben, mit stiller Hoffnung und neuer Enttäuschung. Immer neue Schikanen und Gemeinheiten von Seiten der Russen. Von der russischen Revolution blieben wir bis nun ziemlich unberührt, nur sind jetzt die Soldatenkomitees am Ruder und da machen Komitees und Oberst gegenseitige Bosheiten, was natürlich immer zu unserem Schaden ausschlägt. So sind wir vor zwei Wochen aus unseren Quartieren wo ich zwei Monate schön alleine eine Küche bewohnte und arbeiten konnte, in Kasernen gesteckt worden. Je hundert Offiziere in einem Mannschaftssaal, kaum Platz zum Bewegen. Der Platz zum Spazieren sehr klein, aber wir betreiben fleißig Sport. Verpflegung ganz ungenügend. Pro Kopf und Monat sollen wir 1 Pfund Mehl und ⅓ Pfund Fett bekommen; Fleisch pro Woche 1 Pfund, sonst nur Brot in halbwegs genügender Menge. Leider bekommen wir auch diese vorgeschriebene Menge meist nicht, mit der Ausrede: »Es gibt's nicht!« Am Wasser mangelt es am meisten, so dass durch schlechtes Wasser schon Darmepidemie droht. - Im Februar noch durften wir zweimal gruppenweise 1 Stunde außerhalb spazieren gehen. Im Februar verstarb uns ein Kamerad Lt. Karsztis. Heute beerdigten wir unseren lieben Kameraden und Bibliothekar Oblt. Czullik. Ergreifendes Begräbnis. – Post sehr schlecht, recht selten, immerhin kürzlich einen Brief von Mädi, wo sie endlich wieder heiter wie einst und tapfer vertrauend scheint, das ist mir der schönste Trost!

Anfang September Nachts plötzlich Hausdurchsuchung, die Russen nehmen da Zucker, dort Winterwäsche. Nach was sie suchen ist nicht bekannt geworden, aber nachher feh-

len einige Börsen und Geldbeträge. – Wir sind nun mit den angekommenen Offizieren der Lager Tschita, Antipicha und Troiszkosafak [= Troizkossawsk] zusammen 762 Offiziere. Sonntags immer Konzert, Kabaret oder Theater. Die Vorlesungen beginnen wieder, für den Winter ist Beschäftigung geschaffen.

8. Sept. kam eine Karte von Fritz Seewaldt mit der Nachricht von Louis Tod, der Anfang Juni erfolgt sein muß! [Ein Bruder von Rolfs Frau. Er diente in der rumänischen Armee und starb an Cholera.]

14. Sept. Glückstag an Post, zwei Briefe und 3 Karten von daheim, mit zwei Bildchen. Später noch drei Transporte angekommen bis 1200 (zirka) Offiziere hier im Lager sind.

1918

Die siegreiche Oktoberrevolution der Bolschewiken führte im Jahr 1918 zu einem grausamen Bürgerkrieg: Auf der einen Seite standen die »Roten«, die für die kommunistischen Bolschewiken kämpften, auf der anderen Seite die »Weißen«, die sich aus antikommunistischen und monarchistischen Gruppierungen zusammensetzten und die sich im Osten vor allem aus Kosaken rekrutierten. Allerdings gab es, wie Rolfs Tagebucheintragen zu entnehmen ist, auch Kosaken, die aufseiten der Bolschewiken standen, was zur Unübersichtlichkeit der Lage zusätzlich beitrug.

Aus Rolfs Schilderung der Wirren, in die die Kriegsgefangenen im Zuge dieser Auseinandersetzungen immer wieder gerieten, wird deutlich, dass erst dieser erbitterte Machtkampf zwischen »Weißen« und »Roten« die bestehenden Strukturen so weit destabilisierte, dass auch die scheinbar stillstehende Zeit in den sibirischen Lagern davon erfasst und das Leben in den äußersten Winkeln des vormaligen Zarenreichs von den neuen weltpolitischen Entwicklungen eingeholt wurde.

Trotz der Hoffnungen auf einen baldigen Friedensschluss während dieser letzten Kriegsmonate bestand die einzige Möglichkeit zur Heimkehr für die Gefangenen nach wie vor nur im Rahmen eines Invalidenaustausches. Erst als Ergebnis des Friedensvertrags von Brest-Litowsk vom März 1918 wurden zwischen den Mittelmächten und Sowjetrußland Protokolle über den Austausch der Kriegsgefangenen abgeschlossen. Da der Heimtransport mit dem Austausch eigener Staatsbürger und deshalb mit großen logistischen Herausforderungen verbunden war, hielten sich die Bestrebungen der Sowjetregierung zur Rückführung jedoch in Grenzen, wie Reinhard Nachtigal schreibt: »Mit der Beförderung von 15 Millionen während des Weltkrieges mobilisierten – dann 1916/17 demobilisierten – russischen Soldaten und darüber hinaus Millionen von [zivilen] Kriegsflüchtlingsen und Kriegsgefangenen, die die Militärführung lange nicht adäquat unterzu-

bringen wusste, ist auch der Rahmen für die Repatriierung der gegnerischen Gefangenen von 1918–1920 gesetzt.«³⁵

Immerhin wurden bis Ende 1918 alle Gefangenen aus dem europäischen Teil Russlands heimtransportiert. Die in Sibirien verbliebenen rund 400.000 Gefangenen befanden sich hingegen im Einflussgebiet der »Weißen« und später der Tschechoslowaken, die die Lager streng und häufig revanchistisch kontrollierten. Die Heimkehr dieser Gefangenen war deshalb zum Großteil erst nach dem Sieg der Sowjetarmee 1920 möglich.

Die Tschechen hatten schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges gemeinsam mit den Slowaken militärische Verbände gebildet, die in Frankreich, Italien und in Russland aufgestellt worden waren und die die Erlangung der Freiheit und Unabhängigkeit von Österreich-Ungarn sowie die Anerkennung der Tschechoslowakei als souveränen Staat zum Ziel hatten. Eine besondere Rolle spielte die sogenannte Tschechoslowakische Legion im russischen Bürgerkrieg. Diese Legion bestand überwiegend aus ehemaligen Kriegsgefangenen und Überläufern und war bereits unter der Zarenherrschaft gebildet worden. Nach der Machtübernahme durch die Bolschewiki gelang es ihr, in Abstimmung mit der Entente ein Abkommen abzuschließen, das ihren Mitgliedern bewaffnete Neutralität und freien Abzug aus Russland nach Frankreich zusicherte. Dort sollte die Tschechoslowakische Legion in die Westfront eingegliedert werden. Die Truppe befand sich bereits auf der Bahnlinie zwischen der mittleren Wolga und dem sibirischen Irkutsk, als es zu einem Zwischenfall mit ungarischen Kriegsgefangenen kam. Leo Trotzki, der kurz zuvor installierte Kriegskommissar der Bolschewiki, stoppte daraufhin den Abzug und befahl die gewaltsame Entwaffnung der Tschechoslowaken. Die Legion widersetzte sich allerdings, und in der Nacht zum 25. Mai 1918 reagierte sie mitten im Gebiet der Sowjetunion mit einem formidablen Aufstand: Die Tschechoslowaken hielten alle Heimkehrerzüge auf, entmachteten die örtlichen Sowjets und brachten die gesamte transsibirische Bahn in ihre Gewalt.

Auch Rolf und seine Kameraden fanden sich mehrmals in diese Auseinandersetzungen involviert. Die Kriegsgefangenen gerieten dabei mehr und mehr zwischen die innerstaatlichen Fronten, und dementsprechend hoffnungslos und zufallsbehaftet gestaltete sich ihre persönliche Situation. Im allgemeinen Chaos flohen viele aus den Lagern, um auf eigene Faust in die Heimat zu gelangen. Sie strömten scharenweise in die großen Städte, wo die Bevölkerung im letzten Kriegsjahr unter großem Hunger litt, und dementsprechend große Entbehrungen mussten auch diese Soldaten auf ihrem Weg nach

35 R. Nachtigal: Die Repatriierung der Mittelmächte-Gefangenen aus dem revolutionären Russland. In: J. Oltmer (Hrsg.): Kriegsgefangene in Europa im Ersten Weltkrieg. Paderborn u. a. 2006, S. 241

Hause erleiden. Auch Hygiene und medizinische Versorgung verschlechterten sich weiter während dieser Phase des Bürgerkriegs, sodass in der Folge viele Gefangene an Hunger und Krankheiten verstarben.

Rolf hingegen hoffte, im Zuge eines Invalidenaustausches der Gefangenschaft zu entinnen, wie er in einem Brief am 21. 2. 1918 an seine Frau Hermine schreibt: »Wohl haben uns die letzten Nachrichten recht aus der Hoffnung eines baldigen Endes herausgerissen, aber ganz geben wir sie doch noch nicht auf. Wenn nicht anders so bleibt uns die Hoffnung auf teilweisen Austausch. Ich schrieb dir ja schon öfters, dass so viele Kameraden zum sogenannten Invalidenaustausch fahren. Wenn man nur von daheim verlangt wird, dann ist man schon ziemlich sicher. [...] Meine Kontusion des Knies und dazu die beruflichen Einbußen in Folge des Krieges könnten nach den bisherigen Erfahrungen wohl hinreichen. [...] wenn es möglich, wär es wohl zu schön; und zu sehen wie Kamerad um Kamerad das Glück hat heimzukommen ist auch zu schwer«. Rolf erwähnt die Namen einiger Kameraden, die bereits heimgekehrt sind und bei denen sich seine Frau Ratschläge holen sollte. Dieser im Februar 1918 geschriebene Brief befand sich im Oktober 1918 allerdings erst in Kopenhagen, und als er endlich in Wien anlangte, war Rolf bereits dem strengen Lagerregime der Tschechoslowaken unterstellt. Eine Heimkehr – selbst mittels Austausches – war damit unmöglich geworden, wie die Tagebucheintragung vom 24. 5. 18 belegt.

Die chaotischen Zustände dieser Zeit schlagen sich auch in Rolfs Tagebucheintragungen nieder, indem er nun an manchen Tagen gleich zwei Eintragungen vornimmt – wobei sich diese Eintragungen inhaltlich eher überschneiden als ergänzen –, während im selben Zeitraum ganze Wochen undokumentiert sind. Besonders auffallend sind die jeweils einen ganzen Monat umfassenden Eintragungslücken von Mitte März bis Mitte April und von da an wiederum bis Mitte Mai, obwohl die gefangenen Offiziere in dieser Zeit in permanenter Unsicherheit bezüglich ihrer weiteren Zukunft gelebt haben müssen.

3. Jänn. [zwei Eintragungen zu diesem Datum!] Große Aufregung unter den Russen. Hiesige russische Abteilung besteht aus Bolschewiken; aus Mandschuria³⁶ kam von den Kosaken ein Telegramm, dass die Waffen binnen zwei Stunden zu strecken sind.– Nachmittag laufen alle Russen mit ihren Kofferln auf die Station, nachdem sie die Gewehre weggeworfen und aus ihren Magazinen alles brauchbare herausgerissen. Nachts halten bei der russischen Kommandokasse und Fahne drei unserer Soldaten Wache!

³⁶ Mandschuria/Manzhouki, chinesische Grenzstadt zu Russland.

3. *Jänn.* waren schon nach langer Angst vor den Chinesen, alle russischen Soldaten mit ihren Koffern eiligst zur Bahn gelaufen und was konnte fort. – Endlich kamen Kosaken; nach einigen Wochen begann wieder die Angst vor den Bolschewiken und der roten Garde. Was konnte fährt nach Mandschuria weg. Russische Offiziere, auch unser Kommandant flieht mehrmals in der Nacht, nächsten Tag, wenn Ruhe kam er wieder.

4. *Jänn.* Ein Kosakenoffizier mit ein paar Mann ist hier und hat alle Bolschewiken zum Teufel gejagt! Angeblich erwartet man aber, dass aus Tschita eine Abteilung der roten Garde eintreffen soll. – Sehr bewegte Zeiten; besonders große Angst vor den Chinesen, und einer eventuellen chinesischen Gefangenschaft. In Mandschuria ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung tatsächlich chinesisches Militär in Verwendung. – Aufregung und Angst vor der Roten Garde steigern sich. Wer kann, fährt fort.

25. *Jänn.* Abend fuhr Dr. Markart – Meran, ein Zimmergenosse zum Austausch fort. Begleite ihn zum Bahnhof, recht schwerer Abschied. Keine Bewachung mehr, angenehme Zeit, weite Spaziergänge, aber es sollen Kosaken kommen, dann wird es wieder aus sein. Erster größerer Spaziergang, zum Salzsee – am Heimweg von Kosaken geschlagen!

1. *März* [zwei Eintragungen mit diesem Datum] Gegen 8 Uhr morgen werden in der Steppe Kosakenpatrouillen gesehen, bald folgen Schüsse und dann wird die Eisenbahnstation von Artillerie beschossen. Im Laufe des Vormittags entwickelt sich regelrechtes Gefecht; unsere Kasernen stehen mitten im Bereich. Der russische Bauoberst flieht im Artilleriefeuer mit seiner Familie zu uns, wo er mehrere Tage versteckt bleibt, bis sich die Wut der Bolschewiken gelegt, seine Wohnung war aber geplündert, nur Möbeln, Geschirr etc. zum Teil von den Gefangenen in Sicherheit gebracht. Gegen Mittag ziehen sich die Kosaken, die zum Großteil aus gewesenen russischen Offizieren und aus unseren Serben bestanden durch unseren Kasernenbereich und über Exerzierplatz zurück; wir schauen alle von Fenstern und Hauswänden zu, wobei zwei Diener schwer verwundet werden. Bald kommen die ersten bolschewistischen Kosaken an und erzählen, man hat ihnen gesagt wir würden mit gegen sie kämpfen! Einige Tage Plänkeleien knapp ausser Dauria bis dann Tarasun (nächste Station) erreicht. Alle gesperrten Häuser des Ortes wurden geplündert und bekommt man daher alles mögliche wieder billig zum Kauf angeboten. – Semionow³⁷ der Führer der Kosakenpartei soll der Meinung sein wir hätten uns am Kampf beteiligt, das Artillerie-Feuer geleitet und soll deshalb keine Kriegs-

37 Grigori Michailowitsch Semjonow war ein russischer General und Führer der Weißen im russischen Bürgerkrieg. Er wurde von den Japanern unterstützt.

gefangenen schonen wollen. – Wieder große Aufregung und das Bestreben von Dauria wegzukommen, endlich wird die Evakuierung bewilligt.

Am 7. März früh hört man schießen, alles in größter Aufregung, was kann flieht. – Die Bolschewiken sollen morden und plündern. Vormittags schießt Artillerie in den Ort und in das Lager, Gewehrfeuer. Die Kosaken, die auch eine Freiwilligenabteilung österreichischer Serben bei sich hatten ziehen sich durch unser Lager durch zurück. Wir sind lange Zeit zwischen den beiden Schwarmlinien; aber niemand bekümmert sich um uns. Wir schauen aber dem Gefecht (?) zu. Mitten durch das Schießen wird der russische Oberst der Baukommission mit seiner Familie, verkleidet in unsere Kaserne gebracht, da man für ihn fürchtet. Seine Wohnung wird auch sogleich erbrochen und ausgeplündert. Er und seine Familie (Frau, Sohn und 3 Töchter) blieben bei uns versteckt bis nach einigen Tagen von uns mit den Russen bezüglich seiner Sicherheit und Abreise verhandelt wurde. Von uns wurden die Reste seiner Wohnungseinrichtung bei uns geborgen; in einigen Tagen hat sich alles beruhigt. Die Schwarmlinie liegt zwar ganz nahe (5 Werst) von unserer Kaserne, aber die Bolschewiken haben ganz stramme Zucht, viel besser als Kosaken. Von uns werden Schritte unternommen, um wegzukommen, um nicht bei eventuellem Rückschlag wieder in die Hand der anderen Partei zu fallen. – Alle Russen sind außerordentlich korrekt gegen uns und behelligen uns in keiner Weise. Wir sollen Waffen zu unserer eigenen Bewachung bekommen, denn Räubereien und Todschläge, namentlich an der Eisenbahn sind an der Tagesordnung. – Post leider gar keine mehr seit Monaten.

Antipicha – Perwaja-Rjetschka – Wladiwostok

Schließlich wurden Rolf und seine Kameraden von Dauria nach Antipicha verlegt, einem Lager, das etwas weiter westlich, in der Nähe des Lagers von Tschita lag. Dort verbrachte er weitere acht Monate, und auch diese Zeit war von den Kämpfen zwischen der Weißen und Roten Garde und somit von allgemeiner Unsicherheit geprägt. Doch selbst für diesen Zeitraum ist Rolfs Beschäftigung mit Architekturfragen anhand einiger weniger Skizzen dokumentiert.

13. März Abends Abfahrt von Dauria nach Antipicha. – Die Russen kaufen alles zusammen, was sie erhalten können; Möbel etc. führen sie noch am selben Abend gratis davon. Fahrt miserabel. 28 Offiziere mit dem vielen Gepäck in einem Tepuschki [Viehwagon]. Ein Teil muss immer auf den Pritschen liegen, der andere im Mittelteil um den glühenden Ofen kauern. So brennt vorne Hose oder Mantel an, während der Rücken an der Schiebetür eisig kalt hat.

15. März [zwei Eintragungen] Nach zwei so fast schlaflosen Nächten wagonieren wir am 15. 3. 1918 endlich in Antipicha aus. Nach vielen Widerwärtigkeiten kommen wir im Kriegs-lager aus dem russisch-japanischen Krieg in recht gute Quartiere. Wohne mit Kolt Corp. Russen³⁸ in nettem kleinen Zimmer. Hier herrscht die Rote Garde, die uns natürlich keine Gage oder Begünstigung gegenüber der Mannschaft einräumen will. Aber in Tschita ist Rote Kreuz-Station.

15. März Auswagonierung in Antipicha. Seit langer Zeit wieder menschliche Quartiere (russ. Offizierswohnungen) zu zweien ein kleines Zimmer. – Immer wieder Aufregungen; man will uns ausquartieren in Baracken, dann nach Pjestschanka [ein Lager östlich von Tschita]; aber es gelingt uns immer zu vereiteln. Schöne Waldumgebung und Fluß – Ingoda – wohl noch tiefer Winter, aber laufen viel spazieren. – Viele Gerüchte über Rote Garde, bei der viele unserer Leute, besonders Ungarn beigetreten sind.

14. April Morgen das Lager von Roter Garde umstellt, darf niemand hinaus. Mittags kommt Verstärkung, Maschinengewehre im Hof aufgestellt. Dann gehen die Herren Rote Garde in alle Zimmer und plündern unter Vorwand des Kommunismus für Kameras im Spital etc. was ihnen beliebt, Kleider, Schuhe weil diese hier sehr wertvoll ziemlich alles was man nicht am Leib hat; Wäsche über 3 Garnituren, Geld über 120 Rubel, Zucker, Konserven etc. fast alles. – Dann empfehlen sie sich und kündigen aber noch weitere Transporte an. – Wirklich kommen in nächsten Tagen weitere Transporte; aber beschränken sich das Tragen von Distinktionen zu verbieten, und sie einzelnen Herren herabzureissen. Die Lage verschärft sich aber immer mehr, man spricht von neuerlicher Bewachung, dazu kommt Semionow immer näher, man hat Angst, dass er Tschita einnehmen werde. Wieder werden Schritte unternommen, uns weiter zu transportieren, aber weiter westlich soll das Treiben der Roten Garde noch ärger sein, oft bluti-ge Zusammenstöße.

14. Mai Unsere eigenen Leute, Ungarn, der Roten Garde bewachen uns, man darf aus dem Bretterzaun nicht hinaus, von Tag zu Tag Verschärfungen. Der gewesene Schuster

38 Kolt. = Koltschak? Alexander W. Koltschak rekrutierte im November 1918 als Kriegs- und Marineminister der »Sibirischen Regierung« eine Armee, stürzte anschließend diese Regierung und ernannte sich zum »Obersten Regenten Russlands«, als der er von der Entente anerkannt und unterstützt wurde. Er errichtete eine diktatorische Herrschaft und leitete mit materieller Hilfe aus England und Frankreich zunächst erfolgreich den Kampf gegen die Rote Armee in Sibirien bis April 1919. Später geriet Koltschak – laut Brändström »ein ehrenhafter Soldat« (S. 224)- in die Hände der Bolschewisten und wurde 1920 hingerichtet.

ist unser Wachekommandant! – Dazu wird die Verpflegung immer knapper, man kann nichts mehr privat kaufen; in einigen Monaten erwartet man völlige Hungersnot. Preise unerschwinglich. – Alle trachten nur wegzukommen, oft Hoffungsstrahlen auf Heimfahrt, die gleich wieder erlöschen.

In allen Lagern wurden von den gefangenen Soldaten Handwerksbetriebe, vor allem Schuster- und Schneiderwerkstätten, eingerichtet, die zumeist mit primitivem, selbst hergestelltem Werkzeug die Kleidung der Mitgefangenen zu reparieren versuchten. Der von Rolf genannte Schuster scheint in einer dieser Werkstätten tätig gewesen zu sein, bevor er zum Wachekommandant avancierte.

Die Rückführung der Gefangenen aus Sibirien erfolgte nicht nur aus logistischen Gründen äußerst schleppend, sondern die Bolschewisten versuchten auch möglichst viele Kriegsgefangene auf ihre Seite zu ziehen, um sie den eigenen Truppen zuführen zu können und oder um ihr Fachwissen und ihre Arbeitskraft für die Nutzbarmachung von Sibiriens Bodenschätzen zu gewinnen. Anfang 1918 begann daher eine intensive revolutionäre Propaganda unter den Gefangenen. Die verzweifelte Lage und die Ungewissheit über die Zukunft machten zwar viele für die umstürzlerischen Ideen empfänglich. Die stärkste Triebfeder, um den Rotgardisten beizutreten, war jedoch, wie Elsa Brändström betont, die Aussicht auf die Verbesserung der persönlichen materiellen Lage. Aus ideologischer Überzeugung sollen sich deshalb die wenigsten dieser Bewegung angeschlossen haben, einzig unter den Ungarn und Serben sollen die Anwerbungsversuche auf besonderes Interesse gestoßen sein.

Im Mai 1918 gelingt es Rolf endlich, von der Invaliden-Kommission für den Gefangenen austausch vorgeschlagen zu werden. Doch auch dieser Hoffnungsschimmer wandelte sich sehr rasch in eine herbe Enttäuschung.

24. Mai Invaliden-Kommission. Unter Bedeckung werden wir nach Tschita geführt. Alles belohnt durch das Glück meiner Annahme. Zusammen 9 Offiziere von unserem Lager. – 6. Juni sollten wir abfahren; aber in letzten Tagen wieder vereitelt. Telegramm dass keine Transporte durchkönnen. Czechoslowakische Transporte, die über Wladiwostok an die französische Front wollten, sollten durch die Rote Garde entwapfnet werden, aber es kommt zu Kämpfen in mehreren Städten, die Czechoslovaken besetzen viele Stationen etc. Man hält es schon für das Einsetzen der Gegenrevolution. Große Aufregung bei der Roten Garde hier. Letzter Zeit werden alle Soldaten, unsere Diener etc. fast gezwungen der Roten Garde oder einer Organisation beizutreten, sonst können sie gar nichts verdienen. Man versprach ihnen, sie brauchten keine Waffen zu ergreifen, außer um die Revolution zu retten. Jetzt ist schon der Fall eingetreten und sie machen große Augen. –

Leider ist der Invalidentransport und auch der allgemeine Abtransport, der schon viel besprochen worden war, in Frage gestellt, wir fürchten sogar für lange Zeit aufgeschoben!

An dieser Stelle reißen die chronologischen Tagebucheintragungen ab, was Rolf durch eine markante Linie quer über die ganze Seite sichtbar macht. Die folgenden Einträge wurden nur mehr rückblickend vorgenommen, wie der Einschub »Nachgetragen am 27. 1. 1920« dokumentiert.

28. 8. 1918 Fahren die Rotgardisten ab.- Der Kampf geht früh morgens durch unser Lager ohne viel Aufhebens durch. Weißgardisten folgen bedächtig. – Teuerungen!

2. 9. Erste jap. Patrouillen. Gleich wird Annäherung versucht.

19. 9. Mit Leutnant Kimm zusammen 2 ½ Tage bei Koreaner-Gärtner Erdäpfel ausgekratzt. 5 Rubel pro Tag erhalten! Nachher um neue Arbeit besorgt. Wald abholzen? Oder Wagon ausladen?

3. 10. Von Japanern aus den Baracken geworfen. Wir wissen nicht wohin; müssen abfahren, aber niemand weiß ob gegen Ost oder West.

4. 10. Abfahrt ostwärts! Lange Fahrt im Tepluschki 30 Personen im Wagen. Keine Verpflegung, kein Geld. Was möglich wird noch auf den Stationen verkauft um essen zu können. In der Mandchurei gottlob wieder billiger, erster Zucker seit langer Zeit.

Die Fahrt erfolgte offensichtlich mit der Transmandschurischen Eisenbahn, die 1897 bis 1903 von Russland als südlicher Zweig der Transsibirischen Eisenbahn errichtet wurde und Tschita mit Wladiwostok verband. Als im Jahr 1905 infolge des russisch-japanischen Krieges die Mandchurei an China abgetreten werden musste, verblieb die Linie in russischem Eigentum.

Am 16. Oktober 1918 erreichte der Transport das Lager Perwaja Rjetchka in der Nähe von Wladiwostok. In dieser letzten Station seiner Gefangenschaft änderte sich Rolfs Lage grundsätzlich. Denn nun hatte seine vorwiegend theoretische Beschäftigung mit Skizzen für die verschiedensten fiktiven Bauaufgaben ein Ende, und er konnte wieder sein praktisches Können als Architekt unter Beweis stellen.

17. 10. Fröhlichmorgens werden wir von Serben, trotz unserer 7 Praporschiks als Bedeckung, nochmals ausgeraubt, und dann in ein entferntes Lager geführt. Perwaja Rjetchka. In

Czechische Verwaltung übergeben wurden wir von diesen möglichst gemein behandelt. Für die Küchen müssen wir in der Umgebung Eichen fällen. Jeden Tag andere Offiziersgruppen. Schuhe müssen wir uns dazu gegenseitig ausleihen. Ein Türke von Baum erschlagen.

27. 11. Übernahme in japanische Verwaltung. Bedeutende Verbesserungen. Kasernen in Stand gesetzt. Badeanstalt, Brunnen etc. gebrauchsfähig gemacht. Eine Feldeisenbahn für die Wasserversorgung gelegt etc. Für mich sehr viel Arbeit durch die Leitung dieser Anlagen und Arbeiten.

Nachdem die Bolschewisten im Russischen Bürgerkrieg Ende 1917 die Herrschaft über Wladiwostok und die umliegende Region erlangt hatten, entsandte Japan zur Unterstützung der Weißen Garde mehr als 70.000 Soldaten, die im November 1918 Wladiwostok und Teile der Pazifikküste besetzten. Die damit verbundene Übernahme der Lager in japanische Verwaltung brachte nicht nur die von Rolf erwähnten Verbesserungen in den Haftbedingungen der Gefangenen mit sich, sondern Rolf gewann auch rasch die Anerkennung der lokalen Behörden, die auf seine Fähigkeiten als Architekt aufmerksam geworden waren. Nachdem Rolf verschiedene Lagerumbauten zur vollen Zufriedenheit ausgeführt hatte, wurden ihm auch Aufgaben im Stadtgebiet von Wladiwostok übertragen. Er konnte sich deshalb ab diesen Zeitpunkt relativ frei bewegen und musste sich nur mehr gelegentlich im Lager Perwaja Rjetchka melden. Da Rolfs Mitteilungen jedoch auch in diesem Fall äußerst spärlich sind und seine Tätigkeit auch nur in wenigen Ausnahmen fotografisch dokumentiert ist, bietet ein nach dem Krieg verfasstes Schreiben des ehemaligen Lagerkommandanten den vollständigsten Überblick über Rolfs Schaffen dieser Zeit:

Hochwohlgeboren Herrn
Architekt und Ingenieur
Rolf Geyling
Wien, am 26. November 1929

Als ehemaliger Kommandant des Kriegsgefangenenlagers Perwaja Rietschka bei Wladiwostok erachte ich es als eine angenehme Pflicht unserem Wiedersehen nach 9 Jahren dadurch einen besonderen Ausdruck zu verleihen, indem ich Ihnen, sehr geehrter Herr Architekt nochmals auf diesem Wege im Namen aller österreichischen, reichsdeutschen, ungarischen und türkischen Kameraden und Mannschaften, welche das traurige Los der Kriegsgefangenschaft mit uns teilten, den herzlichsten und tiefgefühlten Dank

ausdrücke für Ihr einzig dastehendes und hervorragendes Wirken im Interesse und zum Wohle der Allgemeinheit.

Unvergesslich bleibt uns allen Ihr segensreiches Wirken in unserer bitteren Not und Elend in den Jahren 1918–1920 in welcher Zeit Sie Ihre reichen beruflichen Fachkenntnisse in manigfacher Art verwerteten und sich als Fachmann insbesondere *bei der Instandsetzung der von den Bolschewiken verwüsteten Gebäude für Lager und Spitalszwecke, sowie bei der Instandsetzung und Neuinstallation einer Badeanstalt und Bäckerei im Kriegsgefangenenlager* hervorragend betätigten.

Auch der drückenden Wassernot im Lagerbereich traten Sie ungeachtet der furchtbaren sibirischen Kälte energisch entgegen, indem Sie eine *Brunnenanlage mit Feldbahn für die Wasserversorgung des Lagers errichteten*.

Die wiederholte Anregung meinerseits, sowie seitens unserer Ärzte beim japanischen Kommando zur Isolierung der Tuberkulösen und Geisteskranken setzten Sie sehr geehrter Architekt durch Ihren unermüdlichen Fleiss und Schaffensdrang in die Tat um, *indem Sie für die oben erwähnten Kranken verwüstete Gebäude instand setzten, so dass diese in isolierten Abteilungen untergebracht werden konnten*.

Zur geistigen Ablenkung in dem traurigen Los der Kriegsgefangenschaft ist es auch Ihrem Verdienst zuzuschreiben, *dass ein verwüstetes Gebäude in ein Theater im Lagerbereich umgewandelt* wurde, in welchem alle Kriegsgefangenen so manche Stunden der Aufheiterung erleben durften.

Gelegentlich der Errichtung und Einweihung eines Friedhofes in Perwaja Rjetschka durch den Herrn Feldkurator Pater Spannbauer konnte auch ein Akt der Pietät für die verstorbenen Kriegsgefangenen in Vollzug gesetzt werden, indem dortselbst ein *gemeinsames und würdiges Denkmal errichtet wurde, dessen Entwurf und Ausführung Ihrem Alleinverdienst zuzuschreiben ist*.

Nicht nur dieses Denkmal sondern *auch zahlreiche Einzelgrabmäler* gereichten Dank Ihrer Mühewaltung zur allgemein anerkannten Zierde des Friedhofes.

Die größte Wertschätzung und Dankbarkeit, welche Ihnen sehr geehrter Herr Architekt von allen Kriegsgefangenen zuteil wurde ist nicht nur auf Ihr vorerwähntes tatkräftige Wirken, sondern auch auf den Umstand zurückzuführen, dass auch Sie die Initiative dazu ergriffen um den Mitgefangenen Gelegenheit zur Arbeit und Verdienst zu geben, *indem unter Ihrer Leitung die Errichtung verschiedener Gebäude für das japanische Hauptquartier in Wladiwostok, so im Munitionsdepot und in der Autoreparaturanstalt durchgeführt wurde*.

Zu Ihrem grossen Verdienst zählt auch *die Vollendung des Baues der polnischen Kirche in Wladiwostok*, welche Sie in mühevoller Arbeit durchführten, da dieser Bau infolge der Revolution im halbfertigen Zustand geblieben und das Baugerüst zusammengestürzt war.

Ihr mühevolleres Wirken sowohl im Kriegsgefangenenlager Perwaja Rjetchka, als auch in Wladiwostok verdient umso mehr vollste Anerkennung und Bewunderung, da *alle vorerwähnten Bauarbeiten unter Ihrer Leitung unter besonders schwierigen Umständen ausgeführt wurden, indem die oft nötigen Werkzeuge und Hilfsmittel nicht zu beschaffen und als Folge der Revolution auch viele Materialien nicht aufzutreiben waren.*

Ich habe seinerzeit Ihre hervorragenden Dienste zum Wohle der Allgemeinheit in einem Lagerkommandobefehl zum Ausdruck gebracht und Ihnen sehr geehrter Herr Architekt im Namen aller Kriegsgefangenen den herzlichsten Dank und volle Anerkennung ausgesprochen.

Dieser Befehl konnte jedoch damals Ihnen leider nicht zur Kenntnis gelangen, da Sie zu dieser Zeit bereits ausserhalb des Lagers beim japanischen Hauptquartier in Wladiwostok die vorerwähnten Arbeiten verrichteten, von welchen Sie nicht mehr in das Lager zurückkehrten.

Es gereicht mir somit zur besonderen Freude die Gelegenheit ergreifen zu können, Ihnen sehr geehrter Herr Architekt auch auf diesem Wege *im Namen des gesamten damaligen Kriegsgefangenenlagers in vollster Anerkennung Ihrer unvergänglichen Verdienste zum Wohl der Allgemeinheit den herzlichsten Dank aussprechen zu können, mit der Versicherung, das jeder Einzelne der damaligen Kriegsgefangenen Sie in getreuer und dankbarer Erinnerung erhalten wird.*

Mit dem aufrichtigen Wunsche Ihres besten Wohlergehens für die Zukunft zeichne ich mich mit Ausdrücke vollster Wertschätzung nebst herzlichen Grüßen in treuer Kameradschaft

Ihr

aufrichtiger Rudolf Piszachich, Oberst d.R.³⁹

Bei den angeführten Lagerum- und -ausbauten im Lager Perwaja Rjetchka konnte Rolf wohl weniger seine künstlerisch-innovativen Fähigkeiten unter Beweis stellen als vielmehr seine soliden raumplanerischen und konstruktionstheoretischen Kenntnisse einsetzen. Einmal mehr dürften ihm dabei sein Organisationstalent und sein enormer Tatendrang von Nutzen gewesen sein, die er sich trotz so vieler Jahre Gefangenschaft zu bewahren gewusst hatte. Wie sehr Rolfs persönlicher Elan und sein fachliches Engagement gefordert waren, wird beispielweise anhand einer Abbildung der ausgebrannten Baracke erahnbar, die Rolf zu einem Pavillon für jene Kameraden ausbaute, die im Krieg bzw. während der Gefangenschaft geisteskrank geworden waren. (Abb. 71)

39 Unveröffentlichtes Schreiben im Nachlass Rolf Geylings



71 Baracke im Lager
Perwaja Rjetschka

In einem der wenigen erhaltenen Briefe aus dieser Zeit schrieb Rolf im Juni 1919 an seine Frau: »Und nun geht es uns ja überhaupt recht gut; wir haben alles Nötige, nur die Freiheit fehlt uns, und das Eine – die Heimkehr. Mir besonders geht es gut, ich arbeite etwas beruflich für ein japanisches Kommando und komme daher viel hinaus aus den verhassten Stacheldrähten. Was meine Gesundheit betrifft kann ich auch nur wünschen, dass ich in aller Zukunft so wohl sei als in den Zeiten der Gefangenschaft. Bisher war ich nur einmal krank: Heuer im Frühjahr war auch hier die Epidemie der spanischen Influenza; Ihr scheint sie Grippe zu nennen. Ich hatte mich bei einer Brunneninstandsetzung etwas verkühlt und da packte sie mich auch. Ich musste wie Alle sofort ins Isolierhospital, aber nach einer kräftigen Schwitzerei konnte ich schon am 5. Tag wieder Anderen Platz machen.«

Der Brief zeugt nicht nur von Rolfs bemerkenswerter Gesundheit nach so vielen Jahren Haft und Entbehrung. Er verweist auch auf dessen charakteristische Fähigkeit im Anbahnen beruflicher Kontakte in einem fremden Umfeld sowie insbesondere auf seinen außerordentlichen Pragmatismus, der es ihm ermöglichte, sich sogar in Gefangenschaft zufrieden in seinem Architektenberuf einzurichten. Sein ungebrochenes Selbstbewusstsein, das auch die lange Gefangenschaft nicht brechen konnte und das zu seiner beruflichen Etablierung wesentlich beigetragen haben dürfte, zeigt sich deutlich auf einem Foto, das ihn mit einer Gruppe von Bauarbeitern darstellt, die sich aus der Reihe der Gefangenen freiwillig gemeldet hatten. Alleine seine Kleidung, die er sich wahrscheinlich in Wladiwostok kaufen konnte, macht dies deutlich. (Abb. 72)

Allerdings tritt erstmals seit Längerem auch wieder Rolfs Hang zum Einzelgängerum hervor, indem er im gleichen Brief formuliert: »Ich wohne jetzt mit einem Kameraden aus Kronstadt zusammen, [...] Wir haben uns wieder von der Masse losgemacht



72 Rolf als Bauleiter (re.)

und uns zu zweit einen Waschraum zum Quartier hergerichtet. Da gibt es nun gottlob wieder etwas Ruhe und Einsamkeit, die mir immer not war.«

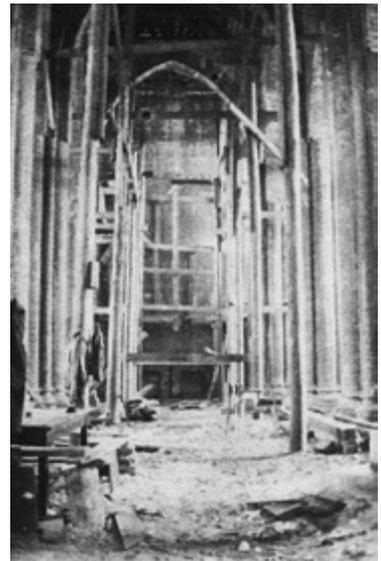
Die Tagebucheintragungen dieser Periode sind zeitlich weiterhin sehr lückenhaft und sprachlich oftmals sogar noch knapper gehalten als zuvor, wie etwa die folgende Notiz belegt:

1919

Mit dem Frühjahr beginne ich Arbeiten für Private – Murzo[?] – Polnische Kirche etc. und für das japanische Waffen- und Artillerie-Depot.

Von der oben erwähnten polnischen Kirche, die Rolf fertiggestellt hat, existiert nur eine Fotografie aus der Bauzeit. (Abb. 73) Sie scheint in neogotischem Formenvokabular mit einem hohen Mittelschiff, Kreuzgratgewölbe und flankierenden Rundsäulen konzipiert gewesen zu sein. Wieweit Rolf an der gestalterischen Konzeption beteiligt war, geht aus seinen Eintragungen nicht hervor.

Auf dieses Projekt bezieht sich wohl auch Rolfs nüchterner Eintrag vom 17. 9.: »Absturz zweier Arbeiter vom Kirchenbau.«



73 Polnische Kirche in Wladiwostok, im Bau

7. 9. Einweihung des Friedhofes der im Sommer von freiwilligen Arbeitern in schönen Stand gesetzt. Von mir all-

gemeines Denkmal und 3 Einzelgrabsteine (einer türkischen Oberstleutnant Assim, der im Spital neben mir gestorben war) errichtet. – Hatte im Frühjahr und im Herbst 1919 die spanische Influenza zu überstehen.

Die erwähnten Arbeiten waren für den Friedhof des Lagers Perwaja Rjetschka bestimmt, und bemerkenswert ist etwa das »TÜRKISCHE GRAB«, dessen Grabstein durch Abstraktion und Modifikation eines türkischen Fez die Widmung sinnfällig zum Ausdruck bringt. (Abb. 74)



74 Grab für türkischen Oberstleutnant

Für denselben Mitgefangenen, mit dem er sich schon im Lager Dauria angefreundet hatte und der im Lager Perwaja Rjetschka am epidemisch grassierenden Gelbfieber verstarb, hatte Rolf wenige Jahre zuvor ein »WOHNHAUS – UMGEBUNG VON KONSTANTINOPEL« entworfen, das an ein kleines Fachwerkgebäude erinnert. Zusätzlich erhielt das Gebäude eine alpenländisch anmutende, steile Dachkonstruktion, das heißt, im Fall der Realisierung hätte diese Villa im Umfeld von Konstantinopel zweifellos großes Aufsehen erregt. (Farbabb. 22)

Als Rolf den Auftrag erhielt, ein DENKMAL FÜR DIE GEFANGENEN zu entwerfen, bedeutete das den Höhepunkt seiner kurzen Architektenkarriere in Wladiwostok. Obwohl er in den Jahren zuvor zu diesem Thema bereits mehrere Entwürfe ausgearbeitet hatte, griff er nun auf keine dieser Skizzen zurück. Er entschied sich für eine äußerst reduzierte Formensprache, indem er einen erratischen, in sich gegliederten Block entwarf, dem er als einzigen Schmuck die Wappen der Nationen verlieh, die in diesem Lager hauptsächlich interniert waren: Österreicher, Deutsche, Ungarn und Türken. Die Inschrift »Captivis Defunctis« (Gefangene Gestorbene) weist auf den Sinn dieses Denkmals hin.

Durch die Aufgliederung des Blockes gelingt es Rolf einerseits, die internationale Zusammensetzung der Lagerinsassen aus verschiedenen Nationen mit zu verdeutlichen. Zugleich bringt Rolf in der verdichteten Zusammenfügung der einzelnen Blöcke die intensive kameradschaftliche Nähe sowie die alles überlagernde persönliche Beengtheit der Gefangenen wirkungsvoll zum Ausdruck. (Abb. 75)

Die große Bedeutung dieses Denkmals für das Lager lässt sich nicht zuletzt an den hochkarätigen Teilnehmern der Einweihungsfeier ablesen. Wie Rolf schreibt, waren Abordnungen der Deutschen, Österreichischen, Ungarischen und Türkischen Armeen sowie eine Abordnung des japanischen Oberkommandos Wladiwostok bei dieser Zeremonie anwesend. (Abb. 76)



75 Denkmal CAPTIVIS
DEFUNCTIS



76 Einweihung des
Denkmals

Die damalige Bedeutung dieses Denkmals zeigt sich auch daran, dass die Nachricht von seiner Errichtung bis weit über die Grenzen Sibiriens hinaus verbreitet wurde. Sogar in der Lagerzeitung »Die Baracke«, die im Kriegsgefangenenlager Bando in Japan hergestellt wurde, ist eine Zeichnung des Denkmals abgedruckt.

Die Vollendung des Denkmals sowie seine feierliche Einweihung scheint Rolf auch als Zäsur seines eigenen Lebens empfunden zu haben, denn nun entscheidet er sich plötzlich zu einem höchst riskanten und ebenso weitreichenden Schritt. Am 10. 2. 20 schreibt er in sein Tagebuch: »Abreise aus Wladiwostok mit falschen Papieren über chinesische Grenze. Japanischer Offizier musste noch Fotografie für mein Passpapier aufnehmen!« Es ist fast unglaublich, dass dieser kurze Satz das Ende von Rolfs mehr als fünf Jahre währender Kriegsgefangenschaft markiert, denn wiederum findet sich keine Emphase in der Niederschrift und keinerlei mitschwingende Emotion. Fast scheint es, als ob Rolf in seiner Flucht nur einen weiteren pragmatischen Schritt gesehen hätte, der angesichts der Umstände folgerichtig zu setzen war und den es nun sachlich und in aller gebotenen Kürze zu berichten galt.

Rolf hatte seine Flucht nur wenige Monate vor dem Zeitpunkt in die Wege geleitet, zu dem eine offizielle Entlassung aus der Gefangenschaft möglich geworden wäre, und so stellt sich die Frage, wie sich Rolfs weiterer Lebensweg wohl gestaltet hätte, wenn er mit einem regulären Transport in seine Heimat zurückgekehrt wäre. Bereits im April 1920 waren von den ehemaligen Mittelmächten Verhandlungen mit Russland zur Rückführung der restlichen Gefangenen aus Sibirien aufgenommen worden. Am 7. Juli 1920 schließlich kam ein Abkommen zwischen Österreich und der Sowjetregierung zustande, das den Heimtransport der restlichen Gefangenen regelte – rund fünf Monate nachdem Rolf bereits auf eigene Faust mit gefälschtem Pass aus dem Lager geflohen war.

Das Zustandekommen seines Passes erklärte Rolf später so: Die Flucht war gemeinsam mit zwei Kameraden vorbereitet worden, wobei einer der beiden ein Holzschnitzer aus Südtirol war, der, nachdem Südtirol von Italien annektiert worden war, auch einen italienischen Pass erhalten hatte. Aufgrund seiner handwerklichen Geschicklichkeit stellte dieser Südtiroler Holzschnitzer zwei Pässe nach dem Muster seines eigenen her. Das Foto steuerte schließlich ein japanischer Offizier



77 Foto für den gefälschten Pass

bei, mit dem sich Rolf mittlerweile angefreundet hatte. Allerdings hatte der Offizier darauf bestanden, dass Rolf – als Beweis seines Ranges – samt einem Schwert abgelichtet wurde, das deshalb als Attribut hinter Rolf an die Wand gehängt wurde. Auf dem Passfoto musste das Schwert mittels der Künste des Südtiroler Holzschnitzers sodann allerdings wieder möglichst unkenntlich gemacht werden... (Abb. 77)

Obwohl die Rolle des japanischen Offiziers darauf schließen lässt, dass Rolfs Flucht nicht völlig geheim verlaufen ist, konnte sie von den Japanern doch auch nicht offiziell gebilligt worden sein. Rolf musste Russland deshalb jedenfalls auf schnellstem Weg verlassen. Dieser Weg führte allerdings nicht in die Heimat, sondern nach China, wo Rolf schließlich die letzte Station seiner langen Irrfahrt erreichen sollte.

Ankunft

Nachdem Rolf am 10. Februar 1920 aus dem Lager Perwaja-Rjetschka geflohen war, gelangte er ungehindert zum Bahnhof in Wladiwostok. Um möglichst schnell über die russische Grenze zu gelangen, war sein Ziel die unmittelbar angrenzende Mandschurei, die seit 1905 zum chinesischen Territorium gehörte. Er fuhr zunächst mit der Transmandschurischen Eisenbahn Richtung Westen und bestieg sodann den Zug einer Nebenlinie, die Richtung Süden verlief. Bereits in der Nähe der Küste überquerte die Eisenbahnlinie die »Große Mauer«, und im unmittelbar nach der Grenze erreichten kleinen Ort Peitaiho/Beidaihe stieg Rolf schließlich fünf Tage nach seiner Flucht aus dem Zug. Warum er gerade diesen Ort als Endpunkt seiner Flucht gewählt hat, wird ewig im Dunkeln bleiben. Naheliegender wäre nämlich gewesen, die Reise bis zur wenig weiter südlich gelegenen Hafenstadt Tientsin/Tianjin fortzusetzen, wo Rolf sogar einen österreichischen Konsul vorgefunden hätte – ob ihm das bekannt war, ist allerdings heute nicht mehr zu sagen.

Ungefähr 1918/19 scheint Anton Brenner auf seiner Flucht den gleichen Weg genommen zu haben. Brenner trat unmittelbar nach der Absolvierung der Notmatura den Kriegsdienst an und war in der Folge wie Rolf Kriegsgefangener in verschiedenen Lagern Sibiriens. Vielleicht war Brenner sogar ein ehemaliger »Schüler« von Rolf gewesen. Er berichtete nämlich, dass er während seiner Gefangenschaft »Architekturkurse« belegt habe⁴⁰ und aufgrund dieser guten Ausbildung in Tsingtau/Qingdao für die dort ansässigen deutschen Kolonialisten sogar eine Kirche und ein Schulhaus erbauen konnte. Die Errichtung dieser Bauten muss unmittelbar vor dem Versailler Vertrag im Jahr 1919 erfolgt sein, in dem die deutsche Kolonie an die Japaner übergeben wurde. Schon ein Jahr später kehrte Brenner nach Österreich zurück, studierte dann erst Architektur und wurde in den 1920er- und 30er-Jahren in Wien und Frankfurt am Main ein gefragter Architekt.

So wie Brenner und Rolf haben auch andere ehemalige russische Kriegsgefangene – teilweise nach erfolgreicher Flucht, teilweise nach der Entlassung aus der Gefangenschaft – zunächst den Weg nach China genommen, viele blieben für einige Zeit, manche für immer. Für Rolf sollte der Badeort Peitaiho sowie die nahe gelegene Hafenstadt Tientsin der künftige Arbeits- bzw. Lebensmittelpunkt werden.

Peitaiho war ursprünglich ein kleines Fischerdorf. Als sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt Ausländer in China niederließen und in Peking erstmals dip-

40 Akte Anton Brenner, Archiv d. Kammer für Arch. u. Ing. Konsulenten f. Wien, NÖ, Bgld.

lomatische Vertretungen eingerichtet wurden, entdeckte man bald die Vorzüge dieses kleinen Ortes, der nicht nur über ein angenehmes Klima, sondern auch über einen schönen Sandstrand verfügte. Insbesondere die in Tientsin lebenden Europäer verbrachten die heißen Sommermonate in ihren als Zweitwohnsitz erbauten Sommerresidenzen, und auch die reichen Chinesen pflegten die heiße Saison in diesem Badeort zu verbringen.

Nach der Machtergreifung der Kommunisten wurden die prächtigen Villen enteignet und den Parteispitzen zur Verfügung gestellt, während ein Teil des Strandes für zahlungskräftige Touristen adaptiert wurde. Auch Mao Zedong (Mao Tse-tung) hatte hier seinen Sommersitz, und in der Folge wurden auch die jährlichen Tagungen der Parteispitze in diesem Luxusbadeort abgehalten. Die Anziehungskraft dieses Ortes ist bis heute ungebrochen: Am 20. August 2012 schreibt die österreichische Tageszeitung »Die Presse«, dass der im Jahr 2003 eingesetzte Staatspräsident Hu Jintao als Erstes die jährliche Klausurtagung der Parteiführer in Beidaihe (Peitaiho) untersagte, da er insgesamt »mit der Dekadenz in den höchsten Parteispitzen aufzuräumen« gedachte. Aber davon, so »Die Presse«, ist schon lange keine Rede mehr: »Bis heute halten sich die Parteibonzen ihre exklusiven Villen am abgeriegelten Parteistrand. Und in diesem Sommer zog sich die chinesische Führungsspitze das erste Mal nach neun Jahren ganz offiziell wieder hinter die Mauern des Luxusbadeortes zurück«.

Hatte Peitaiho allein als gerne aufgesuchter Urlaubsort Bedeutung, so war Tientsin die Stadt, wo die europäischen Einwanderer lebten, ihren Berufen nachgingen und wo sich außerhalb der Sommermonate das gesellschaftliche Leben abspielte.

Als Nahtstelle zwischen dem chinesischen Kaiserreich und den europäischen Kolonialmächten hatte Tientsin bereits eine lange Tradition. Ab dem ersten Auftreten europäischer Kaufleute vor den Küsten des Kaiserreichs China im 16. Jahrhundert entwickelte sich ein intensiver Seehandel zwischen den Europäern und dem Reich der Mitte. Einer der wichtigsten Handelshäfen wurde Tientsin. Die Stadt liegt ca. 120 km südöstlich von Peking an der Mündung des Pei-Ho-Flusses in den Golf von Bohai im Gelben Meer. Vor allem Tee und Seide waren gefragte Exportartikel, und da Europa kaum für China interessante Ware produzierte, führten die Devisenabflüsse zu einer spürbaren Silberverknappung. England, das insbesondere auf den Teeimport angewiesen war, hatte unter den folgenden volkswirtschaftlichen Auswirkungen massiv zu leiden, und um dem entgegenzuwirken, wurde verstärkt auf den Handel mit Opium, das England aus Indien bezog und nach China exportierte, gesetzt. Dies führte zu zunehmenden Problemen in der chinesischen Verwaltung und zu einem Handelsbilanzdefizit auf chinesischer Seite. Der Versuch, den Opiumhandel einzuschränken sowie sich durch Handelsprotektionismus gegen das infolge der Industrialisierung zunehmend übermächtige Ausland und dessen Freihandelspolitik insgesamt zu wehren, führte in der Folge zu den zwei sogenann-

ten Opiumkriegen, an denen vorrangig England, aber auch die anderen an einem freien Handel interessierten Mächte beteiligt waren (1839–42 und 1856–60). Nach deren Sieg durften in der bis dahin geschlossenen Stadt Peking ausländische Botschaften errichtet werden, der Opiumhandel wurde legalisiert und China zur Öffnung der wichtigsten Handelshäfen für Ausländer und zur Duldung eines weitgehend unbeschränkten Handels verpflichtet. Darüber hinaus erhielten die christlichen Kirchen das Recht zur Missionsstätigkeit. Als offizielle Verkehrssprache wurde Englisch bestimmt. Schließlich setzten die siegreichen Westmächte auch das Recht durch, auf dem chinesischen Festland Konzessionen, d. h. privilegierte Enklaven für die eigenen Landsleute, zu errichten. In Tientsin wurden die ersten Konzessionen von Großbritannien, Frankreich und den USA angelegt. Die deutschsprachige Gemeinde bzw. das Deutsche Reich erhielt erst im Jahr 1885 eine Konzession. 1902 wurden die amerikanischen Gebiete der britischen Konzession eingegliedert.

Die Ergebnisse der Opiumkriege, die unter der Bezeichnung »Ungleiche Verträge« in die Geschichte Chinas eingingen, schadenen der chinesischen Wirtschaft immens, und eine unvorstellbare Massenarmut war die unmittelbare Folge. Einer Reihe verheerender Naturkatastrophen verschärfte die Situation zusätzlich.

Im Jahr 1900 erhob sich eine religiöse, gegen das Christentum gerichtete, extrem ausländerfeindliche Bewegung im sogenannten Boxeraufstand gegen die Fremden, und zwar gegen die Missionare ebenso wie gegen die ausländischen Kaufleute und sonstige Zuwanderer. Der Aufstand wurde schließlich mithilfe des ausländischen Militärs niedergeschlagen. An der internationalen Eingreifflotte war auch die österreichisch-ungarische Monarchie mit der S. M. S. Zenta beteiligt, einem kleinen Kreuzer der Kriegsmarine, der sich zu diesem Zeitpunkt gerade in japanischen Gewässern befand. Die Kampfhandlungen fanden unter anderem bei den Taku Forts an der Mündung des Pei Ho statt und griffen auch auf das Stadtgebiet Tientsin über.

Im Zuge der allgemeinen Verwirrung, die durch die Kampfhandlungen entstanden war, wurden die bestehenden Konzessionen in Tientsin erweitert bzw. neue von den Ländern Russland, Japan, Italien und Belgien erworben. Auch Österreich-Ungarn akquirierte ein Gebiet der Stadt, das im Vertrag mit Peking im Jahr 1901 aufgrund der Hilfe bei der Niederschlagung des Boxeraufstandes als Konzession der Habsburgermonarchie anerkannt wurde. (Farbabb. 23)

Laut Hörntler⁴¹ scheint dieser »Erwerb« der österreichisch-ungarischen Konzession in einer Nacht-und-Nebel-Aktion erfolgt zu sein: Bei Anbruch der Dämmerung wurden mit Tafeln und Flaggen die Grenzen möglichst unauffällig abgesteckt und die Chinesen am

41 G. Hörntler: Die österreichisch-ungarische Konzession in Tianjin. 2 Bde. Wien 1984

folgenden Tag vor vollendete Tatsachen gestellt. Allerdings war man bei der Gebietswahl für die österreichisch-ungarische Konzession eher glücklos: Rund drei Viertel der Fläche waren mit einheimischen Häusern verbaut, und für die Neuankömmlinge blieb kaum Platz bzw. gestalterischer Spielraum für Neubauten, wie etwa Wohnbauten, Lagerhäuser und Betriebsstätten.

Im Gegensatz zu den anderen europäischen Groß- und Mittelmächten hatte Österreich-Ungarn allerdings im Prinzip ohnedies keine kolonialen Ambitionen, und der Erwerb der Konzession in Tientsin war vor allem eine Prestigefrage gewesen. Es fehlten Kapital, eine leistungsstarke Flotte und vor allem auswanderungswillige Personen. Wie O. Nemecek in einem Aufsatz im Jahr 1912 beklagt, war man in der Monarchie über das Bestehen der Konzession auch kaum unterrichtet. »Umsoweniger kennen und würdigen die [kommerziell und geografisch interessierten] Kreise die Bedeutung und Entwicklungsmöglichkeit des okkupierten Gebietes. [...] Es kann nicht laut genug beklagt werden, dass unsere Kaufleute die in Tientsin durch den Schutz der österreichisch-ungarischen Regierung für den Handel gebotenen Vorteile unbeachtet lassen. Die zunehmende Europäisierung der Chinesen in Kleidung, Einrichtung etc. lässt ein bedeutendes Anwachsen des Imports europäischer Industrieartikel erwarten.«⁴² Nichtsdestotrotz lebten Ende 1905 erst ca. 60 Angehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie in Tientsin, während gleichzeitig bereits rund 690 Briten und 470 Deutsche den Schritt in die fernen Konzessionen gewagt hatten. In der Folge ließen sich auch nur wenige Banken und Firmen der Monarchie in Tientsin nieder, und der Handel Österreich-Ungarns mit China blieb die ganze Zeit über bescheiden.

Administriert wurde das Gebiet vom jeweiligen k.u.k. Konsul, der in seinen Aufgaben unter anderem durch eine kleine militärische Garnison unterstützt wurde. Er war der höchste Beamte der Konzession und hatte nicht nur die Interessen der Landsleute nach innen und außen zu vertreten, sondern sich auch um die Handelsbeziehungen zu kümmern und den Kontakt zu den anderen Konzessionen herzustellen. Auch bauliche Maßnahmen, polizeiliche Agenden etc. fielen in seinen Aufgabenbereich.

Der große wirtschaftliche Einfluss der westlichen Mächte ließ China zunehmend in eine halbkoloniale Anhängigkeit geraten. Ein deutlicher Prestigeverlust des Kaiserhauses war die Folge, und im Jahr 1912 wurde schließlich die Republik China mit Sun Yet-Sen als erstem Präsidenten ausgerufen. Konflikte um die politische Führung der jungen Republik ließen jedoch das Land weiter nicht zur Ruhe kommen. Trotz der inneren Wirren trat China im Jahr 1917 sogar in den Ersten Weltkrieg ein, ohne allerdings die Ab-

42 O. Nemecek: Das österreichisch-ungarische Settlement in Tientsin. In: Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie. Wien 1912, S. 97–104. S. 97

sicht bzw. die logistische Möglichkeit zu haben, sich an den Kämpfen aktiv zu beteiligen. Das Motiv war die Angst vor Japans zunehmender imperialistischer Interessenpolitik und die Hoffnung auf den Beistand der Alliierten gegen Japans territoriale Begehrlichkeiten. Hilfe war allerdings nur zu bekommen, indem China den Feinden der Alliierten, Österreich-Ungarn und Deutschland, den Krieg erklärte. Als Folge mussten die deutschen und österreichisch-ungarischen Konzessionsgebiete der chinesischen Regierung übergeben werden, und 1919 im Friedensvertrag von St. Germain wurde Österreich schließlich genötigt, auf alle Vorrechte und Vorteile, die im Vertrag mit Peking 1901 festgesetzt worden waren, zu verzichten. China unterstützte die Alliierten während des Krieges durch die Bereitstellung von Arbeitskräften für die Rüstungsindustrie, die Landwirtschaft und andere Bereiche.

Als Rolf in China ankam, existierte in Tientsin jedoch – wenngleich mit stark eingeschränkten Rechten – nach wie vor die österreichische Konzession, nunmehr unter der offiziellen Bezeichnung »2. Sonderbezirk«, und auch die deutsche Konzession hat sich als »1. Sonderbezirk« in ihrer Struktur weitgehend erhalten. Zunächst hielt sich Rolf jedoch in dem Badeort Peitaiho auf. Wie er sich wohl fühlte, als er am Bahnsteig eines kleinen Bahnhofes in dem riesigen Reich China stand? Vorerst scheint er jedenfalls nicht die unverzügliche Heimreise geplant zu haben. Möglicherweise fehlten ihm die finanziellen Mittel, sodass er sich zunächst um eine Arbeitsmöglichkeit umschauchen musste. In einer der wenigen Tagebucheintragungen dieser Zeit berichtet Rolf, dass er sich zunächst beim chinesischen Polizeioffizier gemeldet habe. Wahrscheinlich erfolgte das Gespräch in Pidgin-Englisch, das vor allem durch die intensiven Handelsbeziehungen mit England weit verbreitet war. Ernüchternd muss für Rolf gewesen sein, als sich herausstellte, dass er – im Jahr 1920 – immer noch mit den Auswirkungen des verlorenen Ersten Weltkrieges rechnen musste. Am 15. Februar schreibt Rolf in sein Tagebuch: »Unbehelligt in Peitaiho an, chinesischer Polizeioffizier [...?], gegen Heimtransportbedrohungen der Engländer und Franzosen gesichert und versteckt.«

Rolf hatte jedoch nicht nur mit dem verständnisvollen Polizeioffizier Glück, in gewisser Weise kamen ihm auch die Auswirkungen der Opiumkriege zugute. Denn in China hat die erzwungene Öffnung seiner Märkte und seiner Gesellschaft gegenüber den Europäern bewirkt, dass das Land den Anschluss an die Entwicklungen der Moderne nach westlichem Vorbild suchte. Das bedeutete, dass neben einer Reihe anderer Reformen der Ausbau der Infrastruktur sowie städtebauliche Maßnahmen forciert wurden. Um die Modernisierungen durchzuführen, fehlten allerdings in China die entsprechenden Fachleute, und ausländische Architekten waren daher hoch willkommen. Auch in Peitaiho erfolgten gerade groß angelegte Planungen für den Ausbau des kleinen Badeortes zu ei-

nem modernen Touristenzentrum, und wie sich herausstellte, eröffnete sich sogleich für Rolf ein lohnendes Tätigkeitsfeld.

Aus heutiger Sicht erscheint es geradezu unglaublich, dass Rolf an der Entwicklung des kleinen, ehemaligen Fischerdorfes, das später auch für die Kommunisten zum begehrten Luxusbadeort wurde, einen wesentlichen Anteil hatte. Wahrscheinlich durch die Vermittlung des hilfreichen Polizeipräfekten erhielt Rolf nämlich bereits kurze Zeit nach seiner Ankunft das Angebot, als Chefarchitekt bei der Firma Shing Ming Co. tätig zu werden, wobei er sowohl eigene Entwürfe ausarbeiten als auch als Bauleiter tätig sein sollte. Es galt nämlich, für den Ausbau des Badeortes das Straßennetz, diverse öffentliche Gebäude, Hotels, Kaffeehäuser, Badehäuser, dekorative Brücken etc. zu planen und zu realisieren. Rolf zögerte nicht lange. Mit großem Elan stürzte er sich in seine Arbeit, seine Tätigkeit faszinierte ihn und ließ ihn alles ringsum vergessen – womit er seine und die Familie Hermines gründlich vor den Kopf stieß. Denn obwohl er wusste, dass seine Frau, seine Mutter und seine Schwester jahrelang sehnlichst auf das Wiedersehen gehofft hatten und sein Schwiegervater und sein Schwager ihn auch als Partner in der Firma zurückwünschten, dachte er gar nicht daran, seine Heimreise zu planen. Stattdessen bat er seine Frau, zu ihm nach China zu kommen. Über diese Wende, welche das lang ersehnte Wiedersehen nehmen sollte, war Hermine zunächst äußerst irritiert, und sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Nicht zuletzt die Rücksicht auf ihre und Rolfs Familie, bei denen sie all die Jahre, die Rolf abwesend war, Geborgenheit gefunden hatte, bewog sie schließlich, die Reise nicht anzutreten, sondern ihren Mann dringend zur Rückkehr aufzufordern. In gewisser Weise verstand sie Rolfs Begeisterung über seinen Tätigkeitsbereich, den er sich neu erschlossen hatte, und sie stellte ihm auch in Aussicht, ihm eventuell nach China zu folgen – allerdings mit der unverhohlenen Hoffnung, dass er sich alles anders überlegen werde, wenn er sich erst einmal zu Hause befinde.

Rolfs Hoffnung, dass Hermine kurzerhand in China angereist komme, damit er seinen beruflichen Ambitionen nachgehen könne, erwies sich deshalb zunächst einmal als trügerisch. In einem undatierten Tagebucheintrag notiert Rolf, dass er sich schließlich entschieden habe, nach Europa zu reisen »nachdem Mädy auf meine Aufforderung nach China zu kommen, absagt und mein Heimkommen für nötig hält«.

Da sich der Briefverkehr über Monate hingezogen hatte, hat inzwischen Rolf mit einer Wettbewerbsbeteiligung auf sich aufmerksam gemacht. Zufällig hat er bereits in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Peitaiho den deutschen Architekten Karl Behrendt kennengelernt, und da im Zusammenhang mit dem Ausbau des Badeortes gerade für ein »BADEHOTEL ERSTEN RANGES« ein Wettbewerb ausgeschrieben worden war, beschlossen die beiden Architekten, gemeinsam ein Projekt einzureichen. (Abb. 78)

78 Badehotel,
Wettbewerbsentwurf,
mit K. Behrend (li.)



Rolf berichtet in seinem Tagebuch: »Wettbewerb um Hotelpläne für Peitaiho, trotz Ausschluß deutscher Arbeiten, unter chinesischer Firma unter [?] Entwürfen I. Preis errungen. Auftrag für Ausführung durch den Einspruch des französischen Botschafters verhindert.« Der »Ausschluß deutscher Arbeiten« ist wiederum auf die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges zurückzuführen. Nach dem Ende des Krieges nutzten nämlich die Siegermächte England und Frankreich die Gelegenheit, den bedeutenden wirtschaftlichen Einfluss der Deutschen in China möglichst auszuschalten. Deutsches Eigentum wurde beschlagnahmt und viele deutsche Reichsangehörige repatriert. Da die zumeist völlig mittellosen Heimkehrer in Deutschland keine Existenzgrundlage fanden, kehrte jedoch viele Deutsche ab den 1920er-Jahren wieder nach Tientsin zurück, allerdings dauerte es noch Jahre, bis sich die Beziehungen zwischen den »Siegern« und »Verlierern« des Ersten Weltkrieges normalisierten. Wenngleich das Hotelprojekt also aus politischen Gründen nicht ausgeführt wurde, war es doch zweifellos eine respektable Visitenkarte für den jungen Architekten, um in das Baugeschehen erfolgreich eintreten zu können.

Nachdem Rolf einige Monate bei der Firma Shing Ming Co. tätig gewesen war, kam es allerdings, wie er in seinem Tagebuch am 15. 2. 1920 schreibt, »wegen ungebührlichen Kontrakten« zu Differenzen. Er löste sein Arbeitsverhältnis auf, und schließlich wurde die Firma überhaupt liquidiert. Von seinen eingegangenen Verpflichtungen entbunden, wäre jetzt wohl der richtige Zeitpunkt gewesen, seine Heimreise anzutreten. Die Zeit, die Rolf bis zum Abschluss seiner Verhandlungen mit der Firma in China bleiben musste, nützte er allerdings nicht, um seine Reise vorzubereiten, sondern – er gründete mit zwei deutschen Partnern eine eigene Firma! Einer dieser Teilhaber war K. Behrendt, der Architekt, mit dem er sich in Peitaiho an dem Wettbewerb für das Badehotel beteiligt hatte. Allerdings zog sich nicht nur die Auflösung seines ersten Arbeitsverhältnisses, sondern

nach einer Anfrage beim Polizeiamt gestattet, an Land zu gehen. Sehr interessant wie die Stimmung in der kurzen Zeit seit Friedensschluss sich geändert. Die Amerikaner in Manilla, früher größte Hetzer, sind zahm und freundlich, wünschen Deutsche zurück und hassen schon die Engländer. Deutsche Geschäfte die die Amerikaner selbst weiterführen wollten meist zugrunde gegangen. Alles rüstet auf den Philippinen gegen Japan; man erwartet den Zusammenstoß.«

Von Manila erfolgte die Reise nach Padang, den Jahreswechsel erlebte Rolf, während der Dampfer den Äquator überquerte. Durch den Suezkanal ging es sodann nach Port Said, Gibraltar, und nach rund zwei Monaten landete das Schiff am 2. Februar 1921 schließlich in Hamburg, von wo Rolf ein Schiff nach Triest nahm, um sich auf diesem weiteren Umweg seiner Heimat zu nähern. Dass Rolf nicht mit dem Zug nach Wien fuhr, erklärt sich vielleicht daraus, dass sein Pass, der ihm in Peking ausgestellt worden war, als Endpunkt der Reise Triest angibt, und möglicherweise durfte er mit diesem Dokument nicht in Deutschland einreisen.

Rolfs Frau Hermine (Mädy) erinnerte sich Jahre später: Sie hielt sich gerade bei ihrer Schwiegermutter in Wien auf, als sie die Nachricht bekam, dass ihr Mann von China kommend in Triest eintreffen werde. Daraufhin fuhr sie, begleitet von ihrem Vater, der eigens aus Bukarest angereist war, nach Triest, um ihren Mann dort zu empfangen. Das erwartete Schiff fuhr in den Hafen ein – doch Rolf war nicht bei den ankommenden Passagieren. Stattdessen erhielten die vergeblich Wartenden ein Telegramm, in dem Rolf mitteilte, dass er seine Pläne geändert habe und eine nähere Erklärung folgen werde. Es stellte sich heraus, dass Rolf seinen Platz auf dem Schiff einem Herrn überlassen hatte, dessen Frau sich in Österreich befand und erkrankt war. Rolfs Ankunft erfolgte schließlich – ohne nähere Ankündigung – erst drei Wochen später. Wie Hermine berichtete, fühlte sich das junge Ehepaar beim ersten Wiedersehen einigermassen unbehaglich. Einerseits bewirkte die lange Zeit der Trennung natürlich das Gefühl einer gewissen Entfremdung. Andererseits fand Hermine, nach einem Einkauf heimkehrend, ihren Mann umgeben von ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin vor, sodass die neugierigen bzw. Anteil nehmenden Blicke der Verwandten selbstredend erst recht die anfängliche Befangenheit zwischen dem Ehepaar förderte.

Obwohl Rolfs und Hermines Familien über die China-Pläne Rolfs unterrichtet waren, haben offensichtlich alle gehofft, dass er dieses Vorhaben schließlich doch aufgeben werde. Allerdings stellte sich heraus, dass er durch seine berufliche Neuorientierung keinesfalls umzustimmen war. Rolf konnte sich auf gute Argumente stützen: In China hatte sich durch die Modernisierungswelle ein reiches Betätigungsfeld eröffnet, und insbesondere westliche Architekten konnten mit weitreichenden Privilegien und aussichtsreichen Stellungen rechnen. Demgegenüber war infolge des Ersten Weltkrieges die wirtschaftliche

Situation sowohl in Wien als auch in Bukarest äußerst angespannt, sodass sich für einen jungen Architekten kaum Entfaltungsmöglichkeiten bieten konnten. Ein wichtiges Argument war – insbesondere gegenüber seinem Schwiegervater –, dass er erwarte, seiner Frau nunmehr in China ein komfortables und schönes Leben bieten zu können, nachdem sie während seiner durch Krieg und Gefangenschaft bedingten langen Abwesenheit zahlreiche Entbehrungen und Sorgen zu ertragen hatte.

Nachdem Hermine zur Einsicht kommen musste, dass Rolf von seinem Entschluss nicht abzubringen war, stand sie wahrscheinlich vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens. Denn einerseits liebte sie ihren Mann und wollte ihm natürlich – wo auch immer – zur Seite stehen. Andererseits war ihr die Vorstellung, ihr vertrautes Umfeld und insbesondere ihr Leben in der Geborgenheit der beiden Familien aufzugeben, geradezu undenkbar. Auch ihre Eltern reagierten mit Bestürzung. Insbesondere Rolfs Schwiegervater und Schwager Ernst, mit denen er vor dem Krieg zusammenarbeitete, hatten all die Jahre auf dessen Wiedereinstieg in die Baufirma in Bukarest gehofft, und zwar umso mehr, als zwei der drei Schwager nicht mehr aus dem Krieg heimgekehrt waren. Auch in Wien reagierte man mit Betroffenheit und Sorge auf Rolfs Pläne. Abgesehen von der emotionalen Seite fürchtete die Mutter, auch die erhoffte finanzielle Unterstützung des Sohnes zu verlieren. Wie schon erwähnt, war Rolfs Mutter schon längere Zeit Witwe, und durch die Betrügereien des Kassiers der Pensionskasse stand sie ohne finanziellen Rückhalt da. Allerdings fühlte sich der Sohn selbstredend auch in der Fremde für seine Mutter verantwortlich, und trotz seiner anfänglich prekären finanziellen Lage unterstützte er seine Mutter bis zu ihrem Lebensende mit regelmäßigen Geldüberweisungen und bot zudem seiner Schwester Greta wiederholt seine finanzielle Hilfe an.

Dies ist ja eine Übergangszeit

In den Diskussionen, die sich um Hermine's Entscheidung für die Reise drehten, ist Rolf offenbar sehr geschickt vorgegangen. In seinem ersten diesbezüglichen Brief schrieb er von einer Aufenthaltsdauer von einem bis zwei Jahren. Drei Monate später berichtet Hermine, dass sie mit einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren rechnen müsse. Sicherlich aufgrund der Firmenneugründung sprach Rolf sodann von drei Jahren. Doch wie sich noch zeigen wird, sind schließlich 30 Jahre daraus geworden! Die ursprünglich zugesicherte begrenzte Aufenthaltsdauer war für Hermine allerdings ausschlaggebend, der Reise nach China letztlich doch zuzustimmen. Wie sich in zahlreichen folgenden Briefen zeigte, klammerte sich Hermine – von unendlichem Heimweh geplagt – jahrelang an diesen Strohhalm. Gleich im ersten Brief, den sie am 20. Oktober 1921 ihrer Schwieger-

mutter schrieb, heißt es etwa: »Wie rasch fliegt die Zeit; eins zwei drei – sind auch diese Jahre der Trennung herum – und dann – so hoffe ich gibt es auch für uns endlich irgendwo bei euch ein sesshaftes Heim – und ein ruhiges frohes Leben. – Dies ist ja eine Übergangszeit – und wohl eine der schwersten – dies wird mir hier erst so recht bewusst.« Wirtschaftliche Probleme in ihrer Heimat führten bei Hermine zwar zu der Einsicht, dass die Entscheidung ihres Mannes, nach China zu gehen, nicht so falsch war. So antwortet Hermine am 3. Februar 1922 in einem Brief an ihre Eltern: »Dein letztes Schreiben, lieber Vater, hat wohl nicht wenig darin beigetragen, dass ich so langsam begreifen lerne, das mein besonnener Rolf vielleicht doch nicht so Unrecht hatte, wenn er mit mir das Weite suchte.« Emotional allerdings konnte sie den Schmerz über die Trennung von der Familie nicht, wahrscheinlich nie überwinden. (Abb. 80)

Rolf drängte nun, im Frühjahr 1921, jedenfalls auf eine baldige Rückreise nach China. Er wollte von der erst vor wenigen Monaten neu gegründeten Firma nicht allzu lange fern bleiben, und er wusste, dass auch die laufenden Bauprojekte seine Anwesenheit erforderten. Hermine hatte also nicht viel Zeit, sich auf die neuen Lebensumstände einzustellen.

Während Rolf für seine Firma Geschäftsverbindungen anbahnte, war Hermine vor allem mit der Vorbereitung des Reisegepäcks beschäftigt, wobei natürlich die klimatischen Verhältnisse, die in China zu erwarten waren, eine Rolle spielten. In Tientsin, wo das Ehepaar eine Wohnung zu mieten plante, erfolgte so wie in ganz Nordchina ein ähnlicher Jahreszeitenwechsel wie in Mitteleuropa, allerdings mit weit extremeren Temperaturen. In den Sommermonaten herrscht eine extreme, trockene Hitze, die nur selten von heftigem Regen unterbrochen wird. Immer wiederkehrende Sandstürme und Überschwemmungen erschwerten das Leben zusätzlich. Im Winter ist es hingegen eisig kalt, sodass beispielsweise die Bautätigkeit komplett eingestellt werden musste. Im Großen und Ganzen konnte also Hermine damit rechnen, dass ihre und Rolfs vorhandene Kleidung in Tientsin passend sein würde, und nur einige zusätzliche Stücke waren sodann an Ort und Stelle zu besorgen. Denn die Männer trugen in der heißen Jahreszeit vor allem kurzärmelige Hemden sowie leichte Baumwollhosen oder Shorts, Kleidungsstücke, die wohl weniger in Rolfs österreichischem Kleiderschrank zu finden waren. Auch neue Kopfbedeckungen mussten in Tientsin besorgt werden. Im Sommer war nämlich



80 Das junge Ehepaar vor der Abreise aus Europa

die Sonne so kräftig, dass alle, sowohl Männer als auch Frauen und Kinder, Tropenhelme oder die schirmartig geformten Strohhüte trugen, wie sie auch die einheimische Bevölkerung verwendete. Im Winter hingegen waren, vor allem wegen der eisigen Stürme, Pelzmützen mit Ohrenklappen, wie sie in Nordchina bzw. in der Mongolei getragen wurden, üblich.

Wie Hermine später erfuhr, gab es in der Britischen Konzession sogar ein oder zwei elegante Modehäuser, die Kleidung aus New York, London und Paris importierten. Um die hohen Kosten solcher importierten Ware zu vermeiden, ließen allerdings die meisten Ausländer ihre Kleidung anhand von Schnittmustern, die aus dem Heimatland bezogen wurden, oder mithilfe neuester Modemagazine von einheimischen Schneidern anfertigen.

Blieb noch die Frage, was das Ehepaar für den neu einzurichtenden Haushalt brauchen würde. Da in China die Lebenshaltungskosten sehr hoch und auch Neuanschaffungen sehr kostspielig waren und nicht zuletzt Rolfs beruflicher Neuanfang größte Sparsamkeit erforderte, war es notwendig, möglichst alles, was das Ehepaar die nächsten Jahre benötigen würde, mitzunehmen. Neben Bett- und Tischwäsche sowie Geschirr etc. sollten jedenfalls auch persönliche – durchaus auch luxuriöse – Dinge eingepackt werden, die einerseits dem Ehepaar wenigstens in ihrem Heim ein vertrautes Umfeld bieten und die andererseits ihren gesellschaftlichen Status repräsentieren sollten. Hermine hatte also schwere Entscheidungen zu treffen, wobei Rolf offensichtlich nicht recht hilfreich gewesen war. Denn später, in dem erwähnten Brief an ihre Schwiegermutter vom 20. Oktober 1921, beklagte Hermine, dass sie nicht mehr von zu Hause mitgenommen habe: »Ja hätte ich die Verhältnisse hier besser gekannt, aus Rolf wurde man nicht recht klug.«

Endlich waren jedoch die Kisten gepackt, und nachdem Rolf auch seine beruflichen Angelegenheiten erledigt hatte, trat das junge Ehepaar im Juli 1921 die Reise nach China an. Bereits der Start in das neue Leben gestaltete sich allerdings abenteuerlich und beschwerlich. Die Schiffsreise begann in Venedig und führte zunächst Richtung Suezkanal. Während der ersten Wochen soll es so heiß gewesen sein, dass sogar ein Offizier des Schiffes an einem Hitzeschlag verstarb. Als das Schiff den Indischen Ozean erreichte, geriet es hingegen in einen Monsunsturm, wie selbst der Kapitän des Schiffes ihn bislang nicht erlebt haben soll. Alle Passagiere wurden seekrank, und auch Rolf konnte seine Kabine die längste Zeit nicht verlassen. Nur Hermine blieb verschont und konnte daher ihren Mann betreuen.

Schließlich erreichte das Ehepaar Shanghai. Rolf hatte ursprünglich geplant, mit dem Zug nach Tientsin zu reisen, damit seine Frau erste Eindrücke von dem Land gewinnen könne. Wieder wurden die beiden allerdings von extremen Wetterbedingungen empfangen: Die Regensaison verlief so außergewöhnlich heftig, dass das Eisenbahnnetz und die Straßen überflutet waren und die Fahrt von Shanghai nach Tientsin nur mit dem Schiff

möglich war. Nach einer Nacht in einem Hotel erreichte das Ehepaar an Bord eines britischen Schiffes schließlich am 1. August 1921 Tientsin.

Rolf und Hermine hatten vor, zunächst in ein Hotel zu ziehen, um sodann eine geeignete Wohnung zu suchen. Allerdings erfuhren sie bei ihrer Ankunft, dass von Rolfs Bürokollegen während seiner Abwesenheit bereits eine Wohnung gefunden und angemietet worden war. Da zahlreiche ehemalige russische Kriegsgefangene zunächst den Weg nach Tientsin fanden und, wie gesagt, auch die zuvor vertriebenen Deutschen vermehrt zurückkehrten, herrschte damals große Wohnungsknappheit, und eine Wohnung zu finden, die einigermaßen westeuropäischen Standards entsprach, war dementsprechend schwer. Mit Spannung bestieg daher das Ehepaar eine Rikscha – was Rolf und Hermine dann sahen, übertraf jedoch alle ihre Vorstellungen, wie Hermine ausführlich in dem oben erwähnten Brief Rolfs Mutter schildert: »Da Rolf gleich vom nächsten Tag unserer Ankunft in einem Wust von Arbeit versank, sass ich da – alleine sozusagen, zwischen ödesten 4 Wänden die Du Dir nur denken kannst. [...] Ich glaube, auf jeden halbwegs ordnungsliebenden Europäer hätte die Umgebung deprimierend gewirkt [...] Wir haben ein Schlafzimmer – Speisezimmer und sog. Empfangszimmer. Dazu Wirtschaftsräume. – Aber in welchem Zustand! O frage nicht! Erstmal damit Du Dir einen Begriff machen kannst – war die Wohnung immer vermietet – zuletzt an Russen, die ja bekanntlich alles den Diensthöfen überlassen. – Nr. 1 das Schlafzimmer! – Ein Kunterbunt von schwarzbraun gestrichenen Möbeln, dazwischen eine gelbe Kommode und Bett, und ein schwarzer Waschtisch. – Entengrün gestrichene Wände, der Sockel in dunkelgrüner Ölfarbe mit schwarzem Fries – dieses in lieblicher Wiederholung in allen Zimmern – dazu an den Wänden Öldrucke, Haasen, Wildenten (Bilder Jagdstücke) dunkelrote verblichene staubgetränkte Portieren grossgebülmte ordinäre zerrissene Spitzenvorhänge á la Hausmeisterwohnung. – Nun dieser grenzenlose vorsintflutliche Geschmack wäre eher zum Lachen, wenn er nicht alles so unwohnlich gestalten würde. – Aber der Schmutz! Wie sah alles aus – die Böden zerrissener, abgeschabter Linoleumbelag! Mit vieler vieler Mühe gelang es denn, dem Ganzen ein einigermaßen europäisches Aussehen zu verleihen.«

Rolf, der einerseits während des Krieges und der Gefangenschaft gelernt hatte, seine Ansprüche herunterzuschrauben, und andererseits sowieso kaum zu Hause war – er arbeitete täglich 12 bis 14 Stunden –, wirkte hingegen in den paar Zeilen, die er dem Brief Hermines hinzufügte, recht zufrieden: »Ich bin natürlich sehr angehängt und nur zum Speisen daheim und muß oft auch noch abend arbeiten oder fort. Mädy hält sich aber trotz des vielen Alleinseins recht tapfer.« Was Rolf in zwei Sätzen mitteilte, klingt bei Hermine dann so: »Wie oft ist mir um Rolf bange da er so intensiv arbeitet – und ich möchte am liebsten bremsen – aber nun, da ich so ganz den Sinn der Sache [Rolfs prekäre finanzielle Lage] erfasst habe – schweige ich zu allem. – Es heisst sich beschei-

den in jeder Hinsicht [...] und es wäre töricht irgendwie hemmend dazwischenzutreten, da ich ihm damit nur mehr an Sorge und Last aufbürde. Somit heißt es mit [...] ganz alleine fertig werden und Rolf soviel als möglich abnehmen, und dies tue ich am besten, wenn ich ihm ein immer gleichmässig und freundliches Gesicht zeige. – Dies ist ja wohl für ihn dann wahre Erholung und wenn er mir dann Mittags eine Stunde der Aufmerksamkeit widmet, so bin ich es zufrieden und verbringe meinen Nachmittag frohgemut bei irgend einer Arbeit.« Deutlich zeigt sich in diesen Zeilen Hermine's ehrliches Bemühen, die Situation zu meistern, deutlicher kommt allerdings ihre wahre Stimmungslage zum Ausdruck, wenn sie ihren Eindruck von der Stadt schildert: »Tientsin ist ein ödes ödes Nest, bietet gar nichts an Naturschönheit – nicht einen anständigen Baum sieht man hier, Staub in Massen und der Pahiokanal, meine einzige Hoffnung entpuppte sich als eine träge dahinfließende lehmige gelbe Flut. – So muss man also ›die Natur‹ diesen wichtigen Faktor – der uns Europäern soviel Anregung und Erholung bedeutet ganz ausscheiden – bleibt also dies Interesse für's Fremde, für's Chinesische. – Nun auch darin ist Tientsin stiefmütterlich dran, es gibt hier nicht viel zu sehen – die Chinesenstadt ist wohl unendlich gross, aber warst Du einige Male drinnen so bist du damit vertraut und abgestumpft. Überdies machte es mir absolut keinen besonders neuen Eindruck – unser Colentina [ein Stadtteil] in Bukarest bietet ein ähnliches Bild nur kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, dass es weit sauberer ist. – Den Schmutz, den Lärm, den Staub, die engen Gassen die alle ungepflastert sind im echten Chinesenviertel davon machst Du Dir keinen Begriff – nur das Volk ist eben eine anderes und auch nicht mehr interessant genug. Die Männer tragen selten noch Zöpfe und die Frauen schon viel normale Füsse. Die Costüme sind auch eigentlich einfach zu nennen – bis auf sonderbare Kopfdekorationen – namentlich bei festlichen Gelegenheiten.« Auch interessante Gebäude und sonstige Sehenswürdigkeiten vermisste Hermine laut ihren Briefen in Tientsin, und so blieb ihr nur die Hoffnung, dass ihr Mann eines Tages Zeit haben werde, mit ihr nach Peking zu reisen. Als Zerstreuung blieben einstweilen die Geschäfte in der Altstadt, der sogenannten Chinesenstadt, aber auch da suchte Hermine vergeblich »Gutes und Gediegenes«.

Es ist erstaunlich, dass Hermine – die in Wien bei Rolf einen Architekturkurs absolviert hatte – der chinesischen Architektur nicht aus fachlichem Interesse mehr abgewinnen konnte und die traditionellen Hauptwerke in Tientsin mit keinem Wort in ihren Briefen erwähnt. Im Gegensatz zu ihrer Meinung, dass Tientsin keine Sehenswürdigkeiten bot, gab es nämlich in der chinesischen Altstadt sehr wohl auch original chinesische Bauwerke zu besichtigen. Möglicherweise trübte jedoch Hermine's unermessliches Heimweh ihren Blick und lähmte jegliche positive Anteilnahme an der fremden Stadt, so wie sie auch ihren ersten Brief in die Heimat erst drei Monate nach ihrer Ankunft schreiben

konnte, da sie sich, wie sie betont, vor Heimweh »wie gelähmt« gefühlt habe und daher keinen »vernünftigen Satz zu Papier« bringen konnte.

In ganz China war seit Jahrhunderten die Errichtung von Palästen für den Kaiser und den Adel sowie Tempeln die wichtigste monumentale Bauaufgabe geblieben, und deren Strukturprinzipien sowie bestimmte Merkmale haben sich im Laufe der Zeit kaum verändert. Die Gebäude waren streng symmetrisch angelegt und lagen immer in – möglichst ausgedehnten – Anlagen mit Höfen und Wegfluchten. Sie waren zumeist aus Holz errichtet und mit reichem Schnitzwerk und Malereien versehen. Charakteristisch sind die geschwungenen, weit auskragenden Dächer, die zum Teil mehrstöckig übereinander angeordnet waren. Für die komplizierten Konstruktionsverfahren gab es detaillierte Klassifikationssysteme, die an die Säulenordnungen der Antike erinnern.

In der chinesischen Altstadt Tientsins sind etwa der Tempel des Großen Mitleids aus dem 17. Jhd., der Palast der Himmelskönigin aus dem 14. Jhd. sowie der konfuzianische Tempel Wen Miao (1436 erbaut) durchwegs im typisch chinesischen Stil prachtvoll gestaltet und spiegeln, wengleich natürlich in bescheidenerem Ausmaß als etwa die Palastanlagen Pekings, die typische Kunst dieses Landes wider. Die in der Altstadt gelegenen Wohnhäuser der chinesischen Bewohner waren allerdings schlichte und schmucklose, ebenerdige Gebäude, die um einen oder mehrere Innenhöfe gruppiert waren.

Nach dem Ende der Opiumkriege war Tientsin jedoch erheblich ausgebaut worden, und die Stadt erlebte in den folgenden Jahrzehnten einen atemberaubenden Aufschwung. Durch die erzwungene Öffnung des Hafens und die Errichtung der Konzessionen war sie zu einem der wichtigsten Handelsplätze Nordchinas und bald schon zu einem bedeutenden Industriezentrum geworden. Denn von den Kolonialherren wurde eine große Anzahl von neuen technischen sowie wirtschaftlichen Errungenschaften eingeführt. Um nur einige zu nennen: Es wurde eine Reihe von bedeutenden Fabriken errichtet (1860 erste Waffen- und Munitionsfabrik), es entstand die erste moderne Marineflotte (1867), das erste Postamt Chinas (1876), Telegraf- und Telefonleitungen wurden verlegt (1879), das erste U-Boot (1880) und die erste Dampflokomotive Chinas (1881) wurden in Tientsin erzeugt, eine Eisenbahnlinie ging in Betrieb (1888), es entstanden eine Militärakademie (1885), Universitäten (Peiyang Universität, 1895) sowie verschiedene Fachschulen (Fachschule für Eisenbahner, 1897), 1906 wurde die erste staatliche Münzanstalt Chinas eröffnet, 1904 fuhr die erste elektrische Straßenbahn in der Stadt, etliche Brücken wurden gebaut, und nach dem Ersten Weltkrieg wurde das erste Naturkundemuseum Chinas eröffnet (1922) sowie ein Stromkraftwerk in Betrieb genommen (1922).

Natürlich erforderten diese Einrichtungen auch umfangreiche bauliche Maßnahmen. Die kunstvolle Spezialisierung auf ein bis ins Detail ausgeklügeltes Holzkonstruktions-

verfahren, d. h. diese hoch entwickelte chinesische Handwerkskunst, ließ sich für das 19. Jahrhundert allerdings nur mehr beschränkt anwenden. Es fehlte die Erfahrung bezüglich neuer Bauaufgaben, moderner Konstruktionsweisen, der künstlichen Erzeugung von Baustoffen und deren Verarbeitung sowie der Anwendung modernen Materials, wie Stahl und Glas. Mit den westlichen Handelsunternehmern und Kolonialherren waren Fachkräfte aller Sparten nach Tientsin gekommen, und insbesondere Ingenieure und Architekten fanden ein breites Betätigungsfeld vor. Denn es waren nicht nur für die genannten Einrichtungen entsprechende Gebäude zu errichten, sondern die Konzessionsgebiete mussten für die Bedürfnisse der ausländischen Bewohner angelegt und ausgebaut werden. Die einzelnen Distrikte waren in getrennte Stadtverwaltungen organisiert und benötigten daher Rathäuser, Gerichtshöfe etc., und entlang breiter, gepflasterter Straßen entstanden zudem Kirchen, Schulen, Hotels, Banken, Geschäftshäuser sowie Villen und Wohnhäuser, die den Neuankömmlingen ihren gewohnten – europäischen – Standard garantierten. Darüber hinaus fanden vermehrt reiche Chinesen auch Gefallen an feudalen Villen, und der Zuzug in die aufstrebende Stadt erforderte auch die Errichtung von mehrstöckigen Miethäusern. Bemerkenswert ist, dass Hermine »nicht einen anständigen Baum« sah. Denn sämtliche Straßen wurden mit Bäumen bepflanzt, die Gebäude lagen zumeist in kleinen Grünanlagen, und vor dem englischen Botschaftsgebäude befand sich der »Viktoria Park« mit Rasenflächen, Buschwerk und Bäumen.

Es ist anzunehmen, dass auch Rolf nicht viel über Tientsin gewusst hatte, als er das erste Mal in diese Stadt kam. Wie erwähnt, hat im Jahr 1912 O. Nemecek festgestellt, dass die österreichisch-ungarische Konzession in der Heimat weitgehend unbekannt war, und ob Rolf während seines Gefängnisaufenthaltes etwas über diese Stadt erfahren hat, ist mehr als fraglich. So öde Hermine Tientsin erlebt hat – und in Bezug auf die landschaftliche Lage hatte sie recht –, so interessant wird jedenfalls diese Stadt für den Architekten Rolf gewesen sein. Denn er muss sich wie auf einer Städtereise in vertraute europäische Länder vorgekommen sein. In keiner der Konzessionen wurde nämlich versucht, die Bauwerke in irgendeiner Weise einem »chinesischen Stil« anzupassen. So wie in Europa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich geworden war, bei der Errichtung neuer Gebäude auf Stile der Vergangenheit zurückzugreifen, so wurde diese Epoche des Historismus auch in Tientsin eingeführt. Allgemein vorherrschend waren klassizistische bis neobarocke Formulierungen, in denen Säulen aller Art eine wichtige Rolle spielten. Allerdings wurde versucht, möglichst auch »nationale« Elemente einzubringen. Zum Beispiel konnte Rolf in der ehemals deutschen und ähnlich in der österreichisch-ungarischen Konzession eine Zusammenstellung mittelalterlicher Stile oder Fachwerkbauten begegnen, während in der französischen Konzession elegante Gebäude im Empirestil zu sehen waren, in der italienischen typisch mediterrane, flach gedeckte Gebäude, und

in der englischen waren asymmetrische Cottagehäuser aus Backstein oder neogotische Herrenhäuser zu finden. Die unterschiedlichen Erscheinungsbilder einte jedoch der gemeinsame Drang nach einer möglichst repräsentativen, oft ins Bombastische ausarten- den, romantisch-malerischen Gestaltung der Gebäude. Die Baukörper wurden vielfach durch Vor- und Rücksprünge, zergliederte Dachlandschaften, Balkone, Terrassen, Türm- chen sowie Kuppeln aufgelockert und mit Ornamenten geschmückt, die verschiedenen Stilepochen nachempfunden waren. Während sich in Europa die Architekten auch bei neuen Bauaufgaben in gewisser Weise stets den Normen der originalen Stile verpflich- tet fühlten, schienen sich die Architekten in China jeglichen formalen Verpflichtungen entzogen zu haben bzw. vollkommen eklektizistisch vorzugehen. Dekorative Motive al- ler vergangenen Epochen wurden vermischt, häufig äußerst individuell modifiziert und gleichsam in einem Horror Vacui über die Gebäude verteilt.

Die auffallende stilistische Vielfalt hat auch der spätere US-Präsident Herbert Hoover konstatiert, den der wirtschaftliche Aufschwung Tientsins angelockt hatte. Er lebte vor dem Ersten Weltkrieg einige Zeit als Bergbauingenieur in dieser Stadt, und während des Boxeraufstandes konnte er als Ortskundiger den US-Marines wertvolle Hilfe leisten. Seinen ehemaligen Aufenthaltsort beschreibt er in seinen Memoiren treffend: «Tient- sin is a universal city, like a world in miniature with all nationalities, all architectural sty- les, all kitchens.»⁴³

Aufträge und Rückschläge

Wie bereits erwähnt, war Rolf im Jahr 1920 nur einige Monate bei der Firma Shing Ming Co. tätig und in dieser Zeit vorwiegend mit dem Ausbau des Badeortes Peitaiho be- schäftigt gewesen. Im gleichen Jahr gründete er gemeinsam mit den deutschen Archi- tekten E. Wittig und K. Behrendt die Firma Yuen Fu Building and Engineering Co. Über E. Wittig war nichts Näheres in Erfahrung zu bringen. Von seinem zweiten Partner Karl Behrendt konnte jedoch mit Sicherheit festgestellt werden, dass er aus Frankfurt an der Oder stammte und im Ersten Weltkrieg zur Verteidigung von Tsingtau/Qingdao in China eingesetzt worden war. Qingdao stand von 1897 bis 1914 als Hauptstadt des »Deutschen Schutzgebiets Kiautschou« unter deutscher Herrschaft. Zu Beginn des Ersten Weltkrie- ges wurde das Gebiet jedoch von den Japanern besetzt und im Versiller Vertrag 1919 an Japan abgetreten. Erst im Jahr 1922 wurde diese ehemals deutsche Kolonie der chine- sischen Regierung übergeben. Behrendt geriet bereits im November 1914 in japani-

43 Vgl.: G.H. Thomas: An American in China. www.willystthomas.net (Download am 17.9.2007)

sche Gefangenschaft. Er wurde 1919 entlassen und war sodann einige Zeit als Techniker bei der Shantung-Eisenbahngesellschaft tätig. Spätestens im Jahr 1920 kam er nach Tientsin und wurde in den folgenden Jahren ein viel beschäftigter Architekt. Seine Lebensdaten sind nicht bekannt. Belegt ist, dass er jedenfalls noch im Jahr 1939 mit seiner Frau Paula in Tientsin wohnte.

Die Firma Yuen Fu Building and Engineering Co. projektierte nicht nur neue Gebäude, sondern war auch als ausführende Baufirma tätig und soll bereits im ersten Jahr ihrer Gründung 60 Projekte bearbeitet haben. Die drei Partner scheinen innerhalb der Firma eigenständig tätig gewesen zu sein, das heißt, jeder hatte seine eigenen Projekte auszuarbeiten und die Ausführung zu überwachen. Darüber hinaus gab es noch eine Tischlerwerkstatt. Ob diese Werkstätte im Rahmen der Firma oder von Rolf alleine gegründet wurde, konnte nicht eruiert werden. Von Rolf selbst liegen dazu keine Informationen vor. Jedenfalls berichtet seine Frau in dem Brief an ihre Eltern im Februar 1922, dass Holz im Wert von 50.000 Dollar »aufgestapelt« wurde. Ein Tischlermeister, der im Dezember 1921 eingestellt worden war, baute die Werkstätte erfolgreich aus, und es wurden nicht nur Möbel fabriziert, sondern für die diversen Baustellen auch das Bauholz bereitgestellt.

Die Firma Yuen Fu konzentrierte ihre Tätigkeit nicht ausschließlich auf Tientsin, sondern erweiterte nach und nach ihren Wirkungsradius. Der erste große bedeutende Fernauftrag, die Errichtung der Universität »Dung Bei Da Hue« in Mukden/Shenyang, wurde von Rolf in den Jahren 1921–1922 realisiert.

Nachdem die Firma so erfolgsversprechend ihre Tätigkeit aufgenommen hatte, tauchten jedoch politische Schwierigkeiten auf, die die Büroarbeit wesentlich beeinträchtigten, wie Rolf am 6. 8. 22 an seine Mutter schreibt: »Nach den schönsten Anfängen und Aussichten kam eine politische Verwicklung in China, die nun schon Monate anhält und die eine schwere finanzielle Krisis nun nach sich zieht, die auch noch länger anhalten wird. Wir reduzierten unseren Betrieb, da fast keine neuen Aufträge eingingen, aber trotz allem sind die Auslagen höher als die Einnahmen, da wir doch einen kompletten Geschäftsapparat aufrecht erhalten müssen, um beim Wiedereinsetzen des Geschäftes auch bereit zu sein. So geht uns viel von dem schwer verdienten Geld wieder verloren.«

Diese »politische Verwicklung« wurde wahrscheinlich durch den Einfluss der sogenannten Warlords⁴⁴ hervorgerufen. Die Warlords waren militärische und politische Anführer, die in den 1920er-Jahren und bis 1937, dem Jahr des Ausbruches des Japanisch-Chinesischen Krieges, in ganz China ständige Krisensituationen verursachten. Sie übten in begrenzten Gebieten eine absolute politische Macht aus und verteidigten sie auch mit

44 Der Begriff Warlord tauchte als Lehnübersetzung des deutschen Begriffs Kriegsherr erstmals im Zusammenhang mit der Republik China auf.

Waffengewalt, was immer wieder zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führte. Auch Peking war unter die Kontrolle dieser rivalisierenden Kriegsherren geraten, und es ist anzunehmen, dass Rolf bzw. die Firma die Auswirkungen dieser Unruhen zu spüren bekamen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass Rolf von einem der Warlords den Auftrag erhalten hatte, eine Villa in Tientsin zu erbauen. Scheinbar wurde er zu größtem Stillschweigen verpflichtet, denn sein Sohn, der über die Arbeiten seines Vaters sehr gut unterrichtet war, erfuhr erst bei einem Besuch in Tientsin im Jahr 2005 von diesem Gebäude und hatte in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit, das Gebäude zu besichtigen: Es handelte sich um ein »safe house«, wo die Warlords ihre Geheimsitzungen abhalten und wenn nötig auch Zuflucht finden konnten. Von außen erschien es wie ein kleiner Palast, in dem aber allerlei Tricks eingebaut waren. Zum Beispiel bestand der »Haupteingang« aus einer Freitreppe mit Empore, die aber zu keiner Eingangstüre führte, sondern von seitlich versteckten M. G.s bestrichen werden konnte. Im Inneren gab es mehrere Säle und Speisezimmer mit Küchen und schließlich Übernachtungs- und Waschräume. Einer dieser Räume hatte einen mannshohen Spiegel in der Wand, der sich seitlich auskippen ließ, um einer Panzertüre Platz zu machen, auf deren Rückseite das Firmenschild »Wertheim Wien« zu sehen war. Von dieser Türe ging als Fluchtweg eine Wendeltreppe in den Keller hinunter und von dort ein Tunnel in die nächste Häuserreihe, wo in einem der Höfe ein versteckter Ausgang lag.

Die Unruhen legten sich bald – oder verlagerten sich auf andere Gebiete Chinas – und die berufliche Situation der Firma Yuen Fu hat sich dementsprechend wieder gebessert. Ende des Jahres 1922 erhielt Rolf wiederum einen Auftrag außerhalb Tientsins. Er wurde mit dem Ausbau der Kohlenmine in Qingdao in der Provinz Shandong betraut, wobei vor allem sein Ingenieurwissen, das er aufgrund seines profunden Studiums an der Technischen Hochschule in Wien erworben hatte, unter Beweis stellen musste. Rolf befand sich nun viel auf Reisen – er hatte ja auch den Universitätsbau in Mukden zu betreuen – und war häufig, zum Leidwesen seiner Frau, mehrere Wochen von zu Hause abwesend.

Persönliche und finanzielle Differenzen mit seinen zwei Geschäftspartnern veranlassten Rolf allerdings, bereits im Sommer 1923 aus der Firma Yuen Fu auszuschneiden, und die Firma wurde in der Folge aufgelöst. Für Rolf war diese Wende ein harter Schlag. Er stand vor den Trümmern dieses so optimistisch begonnenen Unternehmens und vor der Notwendigkeit, sich wiederum eine neue berufliche Existenz aufzubauen. Ratlos, wie sich seine berufliche Zukunft gestalten würde, scheint sich Rolf sogar überlegt zu haben, nun endgültig China den Rücken zu kehren. Wie Hermine ihrer Schwiegermutter am 16. Jänner 1924 berichtet, hatte Rolf seinem Schwager Ernst über die Auflösung der Firma geschrieben und dass er »sich seine Selbständigkeit gesichert hätte, und jederzeit frei wäre«. Da Ernst seinerzeit besonders enttäuscht gewesen war, dass

Rolf nach seiner Flucht aus Wladiwostok nicht nach Bukarest zurückkehren wollte, um wieder im gemeinsamen Architekturbüro zu arbeiten, dürfte es ihm eine Genugtuung gewesen sein, in der Antwort auf Rolfs Brief zu behaupten, dass sich die geschäftliche Lage in Bukarest recht zufriedenstellend entwickelt habe und, wie Hermine weiter schreibt, »dass die Bauaussichten für die nächsten 5 Jahre ganz gute sind«. In der Zwischenkriegszeit war die wirtschaftliche Lage allerdings in ganz Europa äußerst angespannt, und insbesondere die Bautätigkeit kam weitgehend zum Erliegen. Das heißt, es ist kaum vorstellbar, dass die Aussichten in Bukarest tatsächlich so vielversprechend waren, und vielleicht deswegen machte Ernst seinem Schwager auch kein konkretes Angebot, wieder in die Firma einzutreten. Hermine hingegen vermutete, dass ihr Bruder letztlich doch glaubte, dass die Lage in Tientsin nicht so schlecht sei, da Rolf offensichtlich nicht ganz als Verlierer dastehen wollte und in seinem Brief betonte hatte, dass er noch das Projekt der Universität in Mukden in Arbeit hätte. »Na – ich hüte mich was zu sagen«, schreibt Hermine in dem oben erwähnten Brief, »aber ich weiß dass der Kampf hier unendlich schwer sein wird, da Rolf keine Verbindungen mit Chinesen hat – Tientsin ist überhaupt kein Feld für einen Architekten wie Rolf – er kann sich hier unmöglich weiter entwickeln – und außerdem kann er als Architekt keine besonderen Güter erwerben. Was wirklich trägt sind ja die Bauausführungen.« Hermine betont zwar, dass es ihr nun nicht mehr so wichtig ist, wieder nach Bukarest zurückzukehren, »ich bin darüber hinweg. – Aber das Gefühl habe ich gemeiner wie die Chinesen sind die Rumänen auch nicht«. In Bukarest jedoch »wäre Rolf Wien näher hätte andauernd die künstlerische Anregung, und könnte dann bei geeigneter Zeit, den Sprung nach Wien machen – denn dies ist doch das Endziel seines Wollens«.

Offensichtlich war also die Rückkehr in die Heimat für das junge Ehepaar ein immer wieder diskutiertes Thema, das einerseits durch das anhaltende Heimweh Hermines und andererseits durch Rolfs berufliche Kalamitäten ständig neue Nahrung bekam. Vorerst jedoch unternahm Rolf diesen Schritt nicht, sondern beschloss, als selbstständiger Architekt und Unternehmer in Tientsin einen Neubeginn zu wagen. Um sich eine neue berufliche Existenz aufzubauen, war es jedoch notwendig, mit den finanziellen Ressourcen wieder äußerst sparsam umzugehen, das heißt, Büroräume anzumieten wäre praktisch unmöglich gewesen. Zum Glück sind Rolf und Hermine bereits im September 1922 in ein geräumiges Haus umgezogen, und ein Zimmer konnte daher als Büro eingerichtet werden.

Über die Hintergründe der Firmenauflösung liegen keinerlei Äußerungen Rolfs vor. Wie sein Sohn Franz später erfuhr, scheinen grundsätzliche Meinungsunterschiede bezüglich der Firmenführung eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Rolfs deutsche Partner waren vor allem an einem möglichst schnellen Profit interessiert, während Rolf

der Firma zunächst eine solide technische und finanzielle Basis verschaffen wollte. Es ist jedoch anzunehmen, dass nicht zuletzt finanzielle Probleme zu Streitigkeiten zwischen den Partnern geführt haben. Auch wenn sich Rolf immer wieder zuversichtlich über die Entwicklung der Firma geäußert hat, so ist doch bekannt, dass deutsche Firmen nach wie vor unter den Repressalien der ehemaligen Siegermächte des Ersten Weltkrieges zu leiden hatten und in den Jahren 1923/24 wirtschaftliche Probleme etliche deutsche Firmen in den Konkurs zwangen.

Jedenfalls scheint bereits einige Monate eine unerfreuliche Atmosphäre in Rolfs Büro geherrscht zu haben, wobei – wie der Sohn meint – einmal mehr die schon zum Klischee gewordene deutsche Überheblichkeit gegenüber dem kleinen österreichischen Bruder mitgespielt haben dürfte. Schon im Juni 1923 schrieb Hermine in einem Brief an ihre Schwiegermutter, in dem sie Probleme ihres Bruders mit einem Mitarbeiter schildert: »Hier im Office ist es aber nicht anders, andauernd Ärger mit den Herren, es wird gestänkert und gehetzt.«

Rolfs Mutter zeigte sich jedenfalls über die beruflichen Schwierigkeiten ihres Sohnes sehr beunruhigt, worauf Hermine in dem Brief vom Jänner 1924 antwortete: »Ja, du hast wohl recht – viel Glück scheint er in seinen Unternehmungen nicht zu haben – aber es ist wohl besser Du schreibst Ähnliches nicht wieder, gelt? Wenn Rolf auch daran nichts findet – etwas gibt es ihm vielleicht doch zu denken, und seine Kraft und sein Wollen darf in keiner Weise gelähmt werden.«

Später, im März 1924, beschreibt sie ihren persönlichen Eindruck von »den Herren«: »Wittig, dieser edle Maulheld [...] ist ein echter Deutscher, und weiss die Ellbogen recht gut zu gebrauchen. Wie mir der Mann von Anfang an zuwider war – kann ich gar nicht sagen – überhaupt beide Compagnons – ich war sozusagen erschlagen – musste immer wieder an Vater und Ernst denken, was die wohl zu dieser Wahl Rolfs gesagt hätten.«

Obwohl Rolf zunächst beschlossen hatte, fortan in alleiniger Verantwortung zu arbeiten, und trotz seiner schlechten Erfahrungen mit Geschäftspartnern nahm er dann doch den jungen Architekten Felix Skoff als Juniorpartner in sein Büro auf. Skoff stammte aus Österreich, war gemeinsam mit seiner Frau Hildegard nach China ausgewandert und hat sich 1922 in Tientsin niedergelassen. Möglicherweise war Rolfs Entschluss jedoch rein pragmatischen Gründen geschuldet. Er schrieb nämlich in einem Brief an seine Schwester am 16. Oktober 1927, dass er sich im Zusammenhang mit der Liquidation der Firma Yuen Fu Co. schon vor längerer Zeit als Angestellter Skoffs deklariert habe. Interessant ist sein taktisches Kalkül, das dahinterstand und mit dem er auch auf den Schiedsspruch des Gerichts, der im Jahr 1927 erfolgte, reagierte: »Wie du wissen wirst, bin ich wegen der Liquidation der Yuen Fu Co. mit einer chinesischen Bank in Rechtsstreit. Die Bank hat nun in dritter und letzter Instanz Recht behalten und wir alle drei Partner sind

zur Zahlung von fast 60.000,-\$ verurteilt. Ich für meinen Teil verhandle schon länger mit der Bank um gegen Zahlung von einigen Tausend Dollars in Raten einen Ausgleich zu treffen, und ich bin sicher, das mir dies gelingen wird, aber es braucht Zeit, denn die Leute müssen erst zur Überzeugung gebracht werden dass sie andernfalls so gut wie nichts zu erwarten haben. Ich muss also meine pekuniäre Lage so schlecht wie möglich erscheinen lassen und habe mit Skoff deshalb proforma ein Anstellungsabkommen das mir nur geringes Einkommen gewährt.« Rolf schreibt dann weiter, dass er aufgrund dieser Konstellation seine für den Winter angesparten Reserven auf kein Bankkonto einzahlen kann und außerdem auch »sonstige kleine Transaktionen bei denen ich gute Verzinsung des Geldes bekommen könnte«, unmöglich geworden sind. Wenn man die damals noch schwierige Kommunikation zwischen China und Österreich bedenkt, ist es bemerkenswert, welch mühsamen Weg sich Rolf sodann ausdachte, um seine finanzielle Lage zu erleichtern bzw. sein Geld zu sichern. Er beschloss nämlich, alle »Gelddepots, Geldtransaktionen wie Hypotheken, Ankäufe oder was da vorkommen könnte« auf den Namen seiner Schwester Greta in Österreich zu überschreiben. Ihre Aufgabe war sodann, Rolfs Freund, dem österreichischen Honorarkonsul Paul Bauer, eine Generalvollmacht auszustellen, der wiederum Rolf eine Subvollmacht erteilte. Auf diese Weise konnte Rolf alle notwendigen Schritte unternehmen und nur bei »offiziösen Schritten« würde Bauers Unterschrift auftauchen. Sehr gezielt hat Rolf für diese Aktion Bauer ausgewählt. Denn wenn auch vorgesehen war, dass dieser nur als Privatmann in Erscheinung treten sollte, so war doch klar, dass jedermann den Konsul kannte und er daher, wie Rolf meinte, die »Sicherheit der Unantastbarkeit« garantierte.

Nach dem Ausscheiden aus der Firma Yuen Fu Co. begann für Rolf wieder eine sehr arbeitsintensive Zeit. Er, dessen Ruhe bislang unerschütterlich schien, wirkte nun zeitweise recht nervös und gehetzt. Zunehmend stellten sich jedoch Erfolge ein, und Hermine schreibt am 29. Jänner 1925, dass Rolf »viel zu tun, und auch einige lohnende Aufträge« habe. »Ich freue mich ja ganz besonders darüber, ich konnte schon dieses übermässige Anspannen aller Kräfte Rolfs nicht mehr mitansehen.« Auch die Zusammenarbeit mit seinem Juniorpartner funktionierte klaglos, wobei weitgehend eine Arbeitsteilung vorgenommen wurde: Rolf war nicht nur der verantwortliche, sondern auch der entwerfende und planende Architekt, während Skoff vor allem für die ingenieurmäßigen Bereiche zuständig war.

Rolfs größter Erfolg in dieser Zeit war die Planung und Errichtung des Deutsch-Amerikanischen Spitals in Tientsin, das im November 1926 eröffnet wurde, wie Rolf im gleichen Monat seiner Mutter schrieb, um sodann fortzufahren, dass er daneben noch andere Projekte in Arbeit habe, die ihm allerdings weniger Freude bereiteten: »Leider sind die wenigsten Arbeiten künstlerisch befriedigend, und viele überhaupt nur Bauausfüh-

rungen nach fremden Plänen. Aber man muß froh sein wenn das Geschäftliche geht, und dabei oft beide künstlerischen Augen schliessen.«

Rolf genoss aber nicht nur als Architekt und zuverlässiger Bauunternehmer großes Ansehen, sondern auch sein fachmännisches Wissen erfuhr zunehmend Anerkennung, wie die im Jahr 1929 erfolgte Berufung als Professor an die Kung Shang University, College of Engineering, belegt. Die Universität wurde 1923 von französischen Jesuitenpatres in Tientsin unter dem Namen »Hautes Etudes« gegründet und zunächst als höhere Schule in der Art eines Oberstufengymnasiums geführt. Ein Jahr später wurde der Schule das Hochschulinstitut »College of Engineering« angegliedert. Im Jahr 1933 übernahm die chinesische Republik die Universität unter dem Namen »Tientsin Kung Shang College«, in den 1940er-Jahren erfolgte die Umbenennung auf »Kung Shang University«.

Rolf lehrte »Architectural Design«, »Building Construction« sowie »Materials of Construction«. Wie muss er sich wohl gefühlt haben, als er, nachdem er jahrelang als sibirischer Kriegsgefangener »Architekturkurse« abgehalten hatte, nun als Professor an einer renommierten Universität vor seinen Studenten stand! Allerdings erfährt man von Rolf nichts über diese ehrenvolle Berufung, und auch Hermine erwähnte die Lehrtätigkeit ihres Mannes kein einziges Mal. Es könnte sein, dass Rolf über diesen zusätzlichen Aufgabenbereich gar nicht so begeistert war, denn bereits fünf Jahre später musste der Dekan der Universität mit Bedauern zur Kenntnis nehmen, dass Rolf seine Professorentätigkeit beendete: »We were sorry that he was too busy with the direction of his firm and was not able to continue his teaching in our School.«⁴⁵

Nachdem die politische Lage in Tientsin halbwegs stabil war, die Zusammenarbeit mit dem jungen Architekten Felix Skoff gut funktionierte und Rolf die größten finanziellen Schwierigkeiten weitgehend überwunden hatte, erfüllte Rolf im Sommer 1929 einen von allen Familienmitgliedern lang gehegten Traum: Das Ehepaar fuhr mit den zwei Kindern, die mittlerweile zur Welt gekommen waren, in die Heimat, um die Verwandten in Wien und Bukarest zu besuchen. Rolf hielt es jedoch nirgends lange, da er die Gelegenheit nutzte, neben den privaten auch berufliche Kontakte zu pflegen. Wann immer es möglich war, importierte er nämlich für die Realisierung seiner diversen Projekte das benötigte Material aus Österreich. Denn seinen guten Ruf als Bauunternehmer erwarb er sich nicht nur durch seine zuverlässige Arbeit, sondern auch durch die äußerst gediegenen und qualitätsvollen Ausführungen, und die in China hergestellten Produkte konnten seinen Anforderungen nicht genügen. In einem Schreiben an das Bundeskanzleramt Wien betonte der österreichische Honorarkonsul Dr. Bauer: »[Herr Geyling] hat in scharfer Concurrenz gegen englische, amerikanische, deutsche und chinesische

45 Unveröffentlichtes Schreiben vom 25. 11. 1946 im Nachlass Rolf Geylings

Unternehmer wegen der Gediegenheit der ausgeführten Arbeiten und Verlässlichkeit eingegangener Verpflichtungen öfters den Zuschlag bekommen. Durch seine Tätigkeit und die Anerkennung welche er in Berufskreisen gefunden, hat Herr Geyling dem oesterreichischen Ansehen im Auslande wichtige Dienste geleistet und der oesterreichischen Industrie insoferne genuetzt, als seine Firma fuer die von ihr auszufuehrenden Bauten, so viel als die Umstände es erlauben, oesterreichische Fabrikate fuer Baumaterialien, Baubeschlaege und Installationsmaterial importiert.«⁴⁶

Nach der Rückkehr aus Europa erlebte Rolf eine große persönliche Enttäuschung, und er stand wieder vor einem beruflichen Desaster. Denn er musste zur Kenntnis nehmen, dass sein Vertrauen, das er in seinen Juniorpartner gesetzt hatte, während seiner Abwesenheit gründlich missbraucht worden war. Skoff hatte Entscheidungen getroffen, die nicht abgesprochen waren, und in einigen Fällen handelte er sogar gegen vorher festgelegte Abmachungen. Die Reihe der Verfehlungen gipfelte schließlich in einer eigenmächtigen Erhöhung seiner eigenen Gage.

Diese völlig unvorhergesehene Wendung ist kaum nachvollziehbar. Es hatte sich nämlich nicht nur auf geschäftlicher Basis zwischen Rolf und Skoff ein gutes Verhältnis entwickelt. Sogar Hermine, die sich immer sehr kritisch über andere Personen äußerte, meinte, dass Skoff »ein sehr braver Mitarbeiter« sei, und die Ehepaare bzw. die Frauen pflegten auch private Kontakte, wenngleich Hermine ihre Vorbehalte hatte: »So klug auch beide Skoff's sind, so altmodisch und hausbacken sind sie wieder andererseits, ein wunderliches Gemisch.« (Brief an Rolfs Mutter, 29. Jänner 1925) Immerhin war das Ehepaar auch auf Bitten Rolfs zu Gast bei seiner Mutter, als die Skoffs eine Europareise angetreten hatten. Es stellt sich also die Frage, ob Rolf in Bezug auf seinen Juniorpartner tatsächlich so wenig Menschenkenntnis bewies oder ob er aufgrund seines Konstrukts des Angestelltenverhältnisses bereit war, nicht so genau hinzuschauen. Allerdings zeigte sich bereits in Rolfs Tagebuchaufzeichnungen während der Gefangenschaft, dass er immer schon eher ein Einzelgänger war, und die schnelle Auflösung seines Vertrages in seiner ersten Stellung bei der Firma Janesch & Schnell in Wien machte deutlich, dass Rolf im Prinzip bereits damals seine berufliche Zukunft in der Selbstständigkeit sah. Vielleicht war das auch der Grund, dass sich Rolf als Mitarbeiter seines Schwiegervaters und Schwagers in Bukarest nie so recht wohlfühlt hatte. Wie auch immer, Rolf war zutiefst getroffen, und er wird nun – entgegen seinem in der Regel kontrollierten und distanzierten Auftreten – in einem Brief an seine Schwester Greta am 12. April 1931 sogar ungewohnt emotional: »[...] die Trennung ist mir nicht schwer gefallen, denn Skoff ist ein eingefleischter Communist, aber nur beim Nehmen und nicht beim Geben. Sei-

46 Unveröffentlichtes Schreiben vom 11. 4. 1930 im Nachlass Rolf Geylings

ne Schmutzigkeit und sein Geiz wurden letzterzeit, als eben die Geschäfte nicht mehr so gut waren als einst unerträglich. [...] Die Teilung des Besitzes, der Pläne etc. gab viel Anlass zu Ärger.«

Ab diesem Zeitpunkt führte Rolf seine Firma ohne Teilhaber weiter. Allerdings war er sich bereits bei der Rückkehr aus Europa bewusst, dass er aufgrund der wirtschaftlichen Lage beruflich einer ungewissen Zukunft entgegensehen müsse, wie er seiner Mutter am 5. März 1930 schreibt: »Geschäftlich sieht es ja sehr traurig aus, es dürfte wol ein Jahr werden, wie es selbst sehr alte Chinaleute noch nicht erlebt haben.« Der Grund für diesen Pessimismus war der Anstieg des Silberpreises, der zu einem erheblichen Abfluss des Edelmetalls aus China und schließlich zur Entwertung des Silberstandards führte. Eine äußerst hohe Inflation war die Folge, die Lebenshaltungskosten stiegen beträchtlich, und die private Bautätigkeit kam vorerst weitgehend zum Erliegen. Als Rolf 1931 die Ausschreibung für eine Hochwasser-Abfanganlage und Schiffsschleuse in Bei Tsang, in der Nähe von Tientsin, für sich entscheiden konnte, freute er sich jedoch nicht nur über den beruflichen Erfolg. In den bereits erwähnten Brief vom April 1931 schreibt er seiner Schwester: »Das war die erste Gelegenheit wo wir uns als Concurrenten [mit Felix Skoff] trafen, dazu eine Ingenieursarbeit, also sein Feld. Natürlich hatte ich allen Ehrgeiz ihm meine Überlegenheit zu zeigen, ging sehr ernst an die Sache, und unterbot ihn so erheblich dass es eine richtige Blamage für ihn war. Schließlich bekam ich auch die Arbeit, ich mache sie mit einem Chinesen zusammen, zugeschlagen, und bin schon seit sechs Wochen festes an der Arbeit.« Wahrscheinlich war spätestens für dieses Großprojekt eine Vergrößerung des Büros notwendig geworden. Rolf bezog nämlich Anfang 1931 neue Büroräume in einer der wichtigsten Geschäftsstraßen in der englischen Konzession.

Trotz der andauernden Inflation – oder besser aufgrund der Inflation – besserte sich zusehends Rolfs Auftragslage im privaten Wohnbau. Denn wegen der Geldentwertung legten viele Europäer, aber auch Chinesen ihr Kapital in Grundbesitz an, und Rolf bekam ab Mitte der 1930er-Jahre eine Reihe von Aufträgen für die Errichtung von Villen, Wohn- und Geschäftshäusern auf ebendiesen Liegenschaften. Am 19. 11. 1935 schreibt er seiner Schwester, wie auch er auf die steigende Inflation reagierte: »Da die hiesige Währung auch eine starke Senkung erfahren hat und infolge der politischen Ereignisse im gewissen Grade gefährlich ist, so war ich gezwungen meine Ersparnisse raschest flüssig zu machen und in Haus und Boden anzulegen. Ich hatte dies gerade noch rechtzeitig eingeleitet und werde somit von der Währungssenkung nur bis zu $\frac{1}{4}$, höchstens $\frac{1}{3}$ betroffen. Ich habe noch ein Grundstück mit vier baufälligen Häusern in Peitaiho gekauft und ein kleines Grundstück in der englischen Konzession auf dem ich ein Miethaus mit 10 Vierzimmerwohnungen baue [Cambridge Flats]. Der Bau geht rapid und ist schon im 3. Geschoß, soll heuer noch fertig werden. Das Bauen ist hier sehr billig. Ich erhof-

fe mit einer Verzinsung von mindestens 10 oder 12 %, so dass das Geld gut angelegt ist und durch eine Entwertung nicht, oder zumindest nicht ganz betroffen werden kann.«

Die von Rolf erwähnten »politischen Ereignisse« wurden in Nordchina vor allem durch das japanische Expansionsstreben verursacht. Nachdem Japan nach dem Ersten Weltkrieg in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender agiert hatte, flammten diese Intentionen im Zuge der Weltwirtschaftskrise neuerlich auf, denn in Japan sah man in einer zusätzlichen Erweiterung des Landes eine Lösung der wirtschaftlichen Probleme. Im September 1931 benutzten die Japaner daher einen angeblich von der chinesischen nationalistischen Partei geplanten Bombenanschlag in Mukden, dem Ort, wo Rolf die Universität errichtet hatte, als Vorwand, ihre militärische Kontrolle über die gesamte Mandschurei auszudehnen. Der Anschlag soll jedoch in Wahrheit von den Japanern selbst verübt worden sein. Zur Verwaltung des eroberten Gebiets wurde im Jahr 1932 der Marionettenstaat Mandschukuo errichtet, an dessen Spitze der im Jahr 1912 abgesetzte letzte Kaiser von China stand.

Rolfs Äußerung bezog sich vor allem auf den Umstand, dass Nordchina auf Druck der Japaner im Begriff war, sich von der Nankinger⁴⁷ Regierung unabhängig zu erklären. Er meinte denn auch, dass der Einfluss der Japaner sehr steigen werde, »aber ich glaube nicht, dass dies für die anderen Ausländer hier, und noch weniger für die Chinesen von Nachteil sein wird.« Er glaubte außerdem, dass diese Umstellung ohne besondere Unruhen oder »gar Schiessereien« vor sich gehen und sehr bald abgeschlossen sein werde. Allerdings war sich Rolf bewusst, dass diese Neuordnung eine Entwertung des chinesischen Dollars auf das Niveau des japanischen Yen mit sich bringen werde.

Immer getrieben von der Angst, dass sich die Verhältnisse wieder ändern könnten, arbeitete er wieder die halben Nächte, oft bis 2 oder 3 Uhr früh durch, und sehr viele Sonntage verbrachte er mit Planungen und Berechnungen in seinem Büro, denn das Jahr 1934 war für ihn ein »Rekordjahr. Ich bin so beschäftigt wie schon lange nicht, und war, namentlich die Frühjahrsmonate überbeschäftigt. Mädy stand mir sehr brav bei, so dass ich jeden Abend bis spät in die Nacht arbeiten und so ohne viel Hilfskräfte sehr, sehr viel bewältigen konnte.« (Brief an Greta, 14. 8. 1934) Trotz der positiven Geschäftslage betonte er, dass es für ihn eine Beruhigung sei, dass er sich durch den Bau des Miethauses »Cambridge Flats« mit der Vermietung der Wohnungen ein zusätzliches finanzielles Standbein schaffen konnte.

47 1912 stieg Nanjing (Nanking) unter dem Regime Sun Yat-sens, des Begründers der Republik und der nationalistischen Volkspartei Kuomintang, zur Hauptstadt Chinas auf. 1927 etablierte dessen Nachfolger Chiang Kai-shek in der Stadt das von ihm geführte nationalkonservative Nanjing-Regime, das bis 1937 bestand.

Wenig später, am 14. 10. 1934, berichtet Rolf seiner Mutter: »Ich habe in Peitaiho ständig kleine Arbeiten und muß alle 2 Wochen dahin. [Es] freut mich doppelt Dir berichten zu können, dass dieses Jahr beruflich eines der besten ist, das ich hier erlebte. Es ist das erste Jahr, dass ich nicht Not hatte Unternehmerarbeiten zu übernehmen, da ich mit Architektur- also Planungsarbeiten voll beschäftigt war. Zwar kann man mit etwas Glück, mit Unternehmerarbeiten weit mehr verdienen als mit Architekturarbeiten, aber schließlich ist doch das Entwerfen und Planen dasjenige das mir eigentliche Befriedigung gibt. [...] Ein großes Wohnhaus mit 33 Wohnungen ist im Sommer schon fertig geworden und ist schon voll bewohnt. Außerdem habe ich noch 7 größere Einzelwohnhäuser für reiche Chinesen im Bau, die alle vor dem Winter fertig und bewohnt werden sollen. Einige größere und kleinere Projekte sind noch in Bearbeitung.«

Beruflich war auch das Jahr 1936 für Rolf sehr erfolgreich. Seine Ersparnisse legte er in der Errichtung eines zusätzlichen Trakts zu seinem Miethaus, den »Cambridge Flats«, an, und er erwartete, dass auch im Jahr 1937 die rege Bautätigkeit weitergehen werde, »wenn auch bald ein langsames Tempo wird kommen müssen, denn in den letzten zwei bis drei Jahren ist mehr gebaut worden als Bedarf ist.« (Brief an Greta, 5. 8. 1937)

Tatsächlich entwickelte sich das Baugeschäft weiterhin gut. Allerdings hatte Rolf stets mit extrem wechselnden Materialpreisen sowie mit Preissteigerungen zu rechnen, sodass jede Kalkulation für Neubauten gewisse Unsicherheiten in sich barg. Da er vorzugsweise mit Material aus Österreich arbeitete, hatte er zusätzlich mit Lieferproblemen zu kämpfen, wie er an Greta weiter schreibt: »[...] namentlich die importierten Waren steigen im Preis sehr beträchtlich. Eisenteile für Beton etc., Eisenrohre, Eisenbleche etc. sind bis zu 100% im Preis gestiegen und teilweise gar nicht zu bekommen.«

Das architektonische Werk

Als Rolf 1920 nach Tientsin kam, war der Bauboom ungebrochen, die Nachfrage nach ausländischen Architekten war weiterhin groß, und zu Recht konnte er ein ergiebiges Betätigungsfeld erwarten. Die retrospektive, historistische Gestaltungsweise, die ab dem Ende des 19. Jahrhunderts das Stadtbild prägte, war weiterhin gefragt, und dementsprechend errichtete etwa sein ehemaliger Partner K. Behrendt in den 30er-Jahren eine Reihe von Gebäuden, die mit einer überreichen Fülle von modifizierten Motiven sämtlicher Stile der Vergangenheit gleichsam überzogen sind.

Interessant ist daher, einen Blick auf die Entwicklung der Architektur in den 1920er- und 1930er-Jahren in Europa zu werfen: Nachdem in Europa der Klassizismus bzw. Historismus, d. h. der Rückgriff auf Stile der Vergangenheit, die Architektur des 19. und begin-

nenden 20. Jahrhunderts dominierte, regten sich spätestens nach dem Ersten Weltkrieg neue Bestrebungen, die eine endgültige Abkehr von den historischen Stilen forderten und nach neuen Ausdrucksformen suchten. Es entstand die »Klassische Moderne«, die allerdings keinen klar definierten Stil im eigentlichen Sinne hervorbrachte. Unterschiedliche ästhetische Positionen führten zu teils konträren, oft regional begrenzten Ergebnissen, wie etwa im Expressionismus oder im Konstruktivismus. In Deutschland entstanden im »Bauhaus«, das im Jahr 1919 von Walter Gropius in Weimar gegründet wurde, hingegen Richtlinien, die unter den Bezeichnungen »Neues Bauen«, »Funktionalismus«, »Neue Sachlichkeit« und »Internationaler Stil« teils weiterentwickelt wurden, teils nur in kleineren Varianten das gestalterische Prinzip repräsentierten, das vorrangig die Bautätigkeit der 1920er- und 1930er-Jahre beherrschte. Generell umfasste der neue architektonische Gestaltungswille drei Grundforderungen: Klarheit, Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit in der Konstruktion; Verwendung neuer Techniken und Materialien; Verzicht auf das Ornament.

In Wien etwa bietet die »Werkbundsiedlung« im 13. Bezirk geradezu ein Musterbeispiel für die architektonischen Ausdrucksmöglichkeiten der 1930er-Jahre. Josef Frank, der seinerzeit ein Studienkollege von Rolf war, initiierte und plante im Jahr 1930 die Anlage einer Mustersiedlung, zu der er 30 Architekten und eine Architektin aus Österreich, Frankreich, Deutschland, Holland und den USA einlud – was von vornherein eine einheitliche Gestaltung ausschloss. Die Architekten, zu denen unter anderem Adolf Loos, Joseph Hoffmann, Margarete Schütte-Lihotzky, Ernst Plischke, Oswald Haerdtl, Richard Neutra, Gerrit Rietveld und André Lurcat zählten, entwarfen 70 Musterhäuser und zum Teil auch die Inneneinrichtungen. Das Besondere ist, dass jedes Haus zwar unterschiedlich gestaltet ist, aber die Siedlung insgesamt die oben erwähnten Prinzipien verkörpert.

In China hingegen ging die Entwicklung des architektonischen Gestaltungswillens andere Wege. Ab dem frühen 20. Jahrhundert tauchten generell einzelne Versuche auf, bei neuen Bauaufgaben traditionelle chinesische Elemente zu integrieren. Es wurde jedoch zumeist nur moderne, nach westlichem Vorbild konzipierte Baukörper mit typisch chinesischen Dächern versehen – eine Gestaltungsidee, die dann so neu auch wieder nicht war. Im Jahr 1747 wurde nämlich von einigen Jesuiten, die als Missionare nach China gekommen waren, ein Bereich des »Alten Sommerpalastes« in Peking gestaltet, der allerdings heute nur mehr als Ruinen erhalten ist. Federführend war Giuseppe Castiglione: Er entwarf einen Garten, der sodann die Bezeichnung »Garten westlicher Art« erhielt, und errichtete mehrere Gebäude im italienischen Rokokostil, deren Dächer jedoch in chinesischer Form gestaltet waren.

Die Bemühungen, aus chinesischen und europäischen Bauelementen einen neuen Stil zu kreieren, blieben schließlich erfolglos, und zwar nicht zuletzt deswegen, weil die Ausdrucksformen der historischen Stile Europas auch von den chinesischen Bauherren

sehr geschätzt wurden und chinesische Formulierungen als altmodisch oder überholt galten. In gewisser Weise wurde daher die stilistisch vielfältige Gestaltungsweise des 19. Jahrhunderts in Verbindung mit europäischem Know-how zum Synonym von Fortschrittlichkeit und Modernität. Diese eklektizistische, heute »postmodern« ausgeprägte Gestaltungsweise und die Ausrichtung an europäischen Architektur-Ensembles erfreuen sich sogar bis heute großer Beliebtheit. So entstand ab 2006 etwa bei Shanghai eine Satellitenstadt, deren einzelne Stadtteile verschiedene Gebäude europäischer Kleinstädte mehr oder weniger kopierten oder nachempfanden: Es gibt eine deutsche, eine englische, eine holländische oder italienische »Stadt«. Und 2012 wurde in der Provinz Guangdong eine – beinahe – getreue Kopie der österreichischen Kleinstadt Hallstatt, einer Weltkulturerbe-Region in Oberösterreich, inklusive See, Kirchturm, Dorfplatz und pastellfarbener Häuser als Wohnort für reiche Chinesen erbaut.

Spannend ist daher, wie Rolf als Architekt auf die Erwartungshaltungen der Bauherren in Tientsin reagieren würde. Geschult in allen Stilen der Vergangenheit, hätte er sich der historistischen Bauweise problemlos anpassen können. Wie sich in seinen Skizzen aus seiner Gefangenschaft zeigte, hat er auch immer wieder mit verschiedenen stilistischen Formulierungen experimentiert. Andererseits war er von den Vorteilen moderner Baumaterialien überzeugt, und insbesondere im Stahlbeton sah er Ausdrucksmöglichkeiten, die neue, moderne Formulierungen bedingten bzw. förderten. Schon beim Klubhaus der Normannen, das er im Jahr 1912 in Klosterneuburg bei Wien erbaut hatte, ist zu erkennen, dass er bereit war, die historistische Gestaltungsweise hinter sich zu lassen.

Wenn man als Kunsthistorikerin über einen Architekt arbeitet, so ist man – fast automatisch – bestrebt, dessen Arbeiten einer bestimmten kunsthistorischen Epoche zuzuweisen. Das funktioniert bei Architekten der Vergangenheit auch sehr gut. Bei einem Architekt, der etwa um 1700 tätig war, kann man sicher sein, dass er der Barockepoche angehörte. In der Baukunst des 19. und 20. Jahrhunderts wird diese stilistische »Schubladisierung« jedoch immer schwieriger bzw. ist überhaupt unmöglich geworden.

Im 19. Jahrhundert bewirkte die industrielle Revolution im gesellschaftlichen Gefüge einen Umbruch, der weitgehend als Werteverlust erlebt wurde. Für die Architektur hatte das zur Folge, dass man in den Epochen der Vergangenheit »Werte« suchte und fand, die mithilfe des jeweiligen Stils auch bei neuen Bauaufgaben zum Ausdruck kommen und auf diese Weise auf die Gegenwart übertragen werden sollten. Charakteristische Beispiele findet man im Kirchenbau: Bei neu errichteten Kirchen sollte durch den Rückgriff auf den gotischen bzw. romanischen Stil die tiefe Religiosität des Mittelalters wiedererlangt werden. Gleichzeitig wurde diese Vorgehensweise jedoch wiederum als Verlust erlebt. Durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit erkannte man nämlich, dass nun eine Epoche begonnen hatte, die erstmals keinen neuen Stil hervorzubrin-

gen imstande war. Selbst der Jugendstil erschöpfte sich letztendlich in Dekorelementen und war nicht geeignet, die Baukunst an sich zu erneuern, bzw. hatte sich bereits nach kurzer Zeit überlebt. Rolfs Tätigkeit fällt allerdings in eine Zeit, in der für die Architekten und Architekturtheoretiker wie gesagt andere ästhetische Prinzipien wichtig wurden, und die Suche nach dem »passenden« oder einem »eigenen« Stil war weitgehend uninteressant geworden.

Es soll daher im Folgenden nicht versucht werden, Rolfs architektonisches Wirken aus dem Blickwinkel irgendeiner Stilzugehörigkeit zu betrachten, denn das würde ihm nicht gerecht werden. Zweifellos stützte er sich da und dort, wie sämtliche Architekten der Vergangenheit dies immer schon taten, auf bereits formulierte Vorbilder, und er lässt auch Einflüsse erkennen, die aus der Beschäftigung mit der Architektur der Vergangenheit und Gegenwart resultierten. Im Vordergrund standen jedoch seine Überlegungen, für jede Aufgabe die einzige zu denkende Lösung zu finden oder, anders gesagt: die Komplexitäten einer Aufgabe zu begreifen und sie in ebendieser Komplexität zu lösen.

In einem Vortrag: »Was der Bauherr von seinem Architekten erwarten kann und was er nicht von ihm erwarten darf«, den Rolf im März 1933 im Rotary-Club in Tientsin hielt⁴⁸, meinte er, dass ein Architekt in der modernen Zeit äußerst vielfältigen Anforderungen genügen und über ein breit gefächertes Wissen verfügen müsse. Auf der einen Seite gelte es, die Lage der jeweiligen Gebäude, die finanzielle Frage, die Wünsche der Bauherren sowie die Vorschriften der Behörden zu berücksichtigen. Auf der anderen Seite müsse der Architekt bei seinen Planungen stets die neuesten technischen Standards mit einbeziehen und habe in diesem Sinn gerade auch der Innenausbau der Gebäude einen hohen Stellenwert. So sei etwa bei Wohnhäusern nicht nur der Wohnraum an sich zu entwerfen, sondern gleichermaßen müssten die geeignete Heizung, Klima-, Telefon- und Beleuchtungsanlagen, ein Lifteinbau etc. in die Planung mit einbezogen werden, sodass sich in der Folge ein gut funktionierendes und einheitliches Ganzes ergebe, das dennoch stets ästhetischen Ansprüchen gerecht werden müsse.

Von den rund 250 Projekten, die Rolf bearbeitet hatte, ist allerdings nur mehr ein Bruchteil erhalten. Ein schweres Erdbeben im Jahr 1976 zerstörte weite Teile des Badeortes Peitaiho und hatte auch in der benachbarten Stadt Tientsin eine verheerende Wirkung: Viele Gebäude wurden zerstört und es waren rund 25.000 Tote zu beklagen. Die politischen Ereignisse in China hatten zudem auch eine weitgehende Vernichtung von Rolfs Archiv zur Folge.

48 Zusammenfassung des Vortrages in der Tageszeitung »Deutsch-chinesische Nachrichten«, Ausgabe vom 31. 3. 1933

Rolfs heute noch bekanntes Oeuvre lässt sich in vier Gruppen einteilen:

- Städtebauliche Planungen
- Öffentliche Gebäude und Geschäftsbauten
- Villen
- Miethäuser

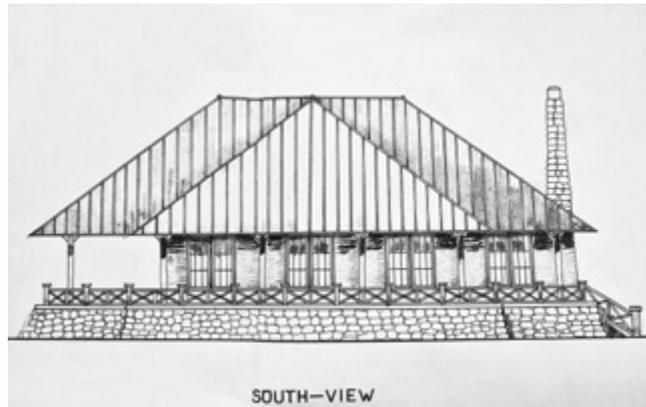
Städtebauliche Planungen

Weil Rolfs erste Aufgabe in China darin bestand, den Ausbau des Badeortes Peitaiho zu planen und umzusetzen, soll mit dem städtebaulichen Oeuvre begonnen werden. Der Ort Peitaiho erfuhr eine umfassende Neugestaltung. Er erhielt ein neues Straßennetz, diverse öffentliche Gebäude, Hotels, Kaffeehäuser sowie Badehäuser, aber auch eine Vielzahl an repräsentativen Villen für die Sommergäste.

Von Rolfs offensichtlich umfangreichen Planungen hat sich nur wenig erhalten. So lässt sich nur vermuten, dass Rolf einen Teil des Areals in der Art eines Landschaftsparks anlegte, dessen Form und Stil sich im 18. Jahrhundert in England entwickelt hatte. Im Prinzip sollten diese Englischen Parks eine natürliche Landschaft widerspiegeln, dazu waren aber häufig größere Eingriffe erforderlich: Es wurden Hügel aufgeschüttet, Teiche gegraben, kleine gewundene Flussläufe angelegt und Baum- und Strauchgruppen an markanten Stellen gesetzt. Das Ergebnis war eine gleichsam idealisierte Landschaft, die mit kleinen Gebäuden in verschiedensten Stilen zu einem malerisch-romantischen Ensemble komponiert wurde. Englische Parkanlagen dieser Art fanden große Zustimmung und wurden auch am Kontinent sogleich modern, ein Beispiel in Österreich ist etwa der Park von Schloss Laxenburg in der Nähe Wiens, dem wichtigsten Sommersitz der Habsburger, der ab dem Jahr 1780 zu einem Landschaftspark ausgestaltet wurde und in dem unter anderem sogar ein kleiner chinesischer Tempel exotisches Flair verbreitete.

Der Strand von Peitaiho ging unmittelbar in bewaldete Hügel über, sodass eine reizvolle, »malerische« Landschaft von vornherein gegeben war, und Rolf musste nur mehr mit romantischen Attributen diese Landschaft »idealisieren«. In diesem Sinne plante Rolf anmutige Bogenbrücken, die schmale Wasserläufe überspannten, und so wie in englischen Landschaftsgärten stets ein antikes Tempietto zu finden war, gestaltete Rolf nun einen kleinen chinesischen GLOCKENTURM »GUN YI HUI« am Lotos-Hügel (Abb. 81), bei dem auf vier Säulchen ein typisch chinesisches, geschwungenes Dach aufliegt. Wie die Glocke des – weit größeren – Glockenturmes in Peking erhielt sie einen geschwungenen Rand.

Es ist anzunehmen, dass Rolf noch weitere solch malerische Staffagen geplant hat. Bekannt ist nur ein KAFFEEPAVILLON (Abb. 82), der allerdings nicht nur als Zierde gedacht war, sondern tatsächlich eine Funktion erhielt. Obwohl sich eine Gestaltungsweise in der



81 Glockenturm, Peitaiho, 1920

82 Kaffeepavillon, Peitaiho, 1920

Art eines chinesischen Tempels mit dem typisch geschwungenen Dach durchaus male-
risch in die Landschaft eingefügt hätte, strebte Rolf die stilistische Vielfalt eines Land-
schaftsparkes an. Der Sockel aus Bruchsteinmauern und der hölzerne Jägerzaun, der die
breite Terrasse begrenzt, ergeben ein Bild, das an ein Haus in den österreichischen Vor-
alpen erinnert. Die älplerische Tradition durchbricht Rolf allerdings mit modernen gro-
ßen Fenstern. Ein großer offener Kamin im Hauptraum und ein hoher Schornstein, der
das Mauerwerk des Sockels wiederholt, stellen wiederum den Bezug zur Tradition der
englischen Landhäuser her. Interessant ist, dass der junge Architekt mit der Synthese von
traditionellen und modernen Formulierungen bereits eine Handschrift erkennen lässt,
die bei vielen seiner Projekte typisch werden wird.

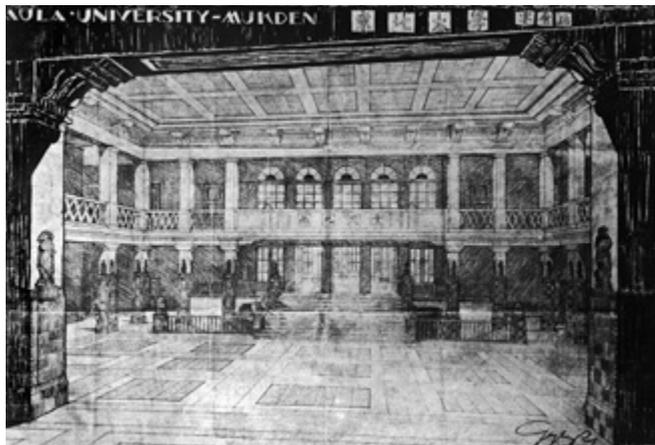
Öffentliche Gebäude und Geschäftsbauten

Nachdem Rolf in Peitaiho für einen reichen chinesischen Bankier eine Villa erbaut hatte,
erhielt er von ihm den Auftrag, einen Plan für die CHIN CHENG BANK in Tientsin auszuar-
beiten. Der nicht ausgeführte Entwurf, den Rolf kurze Zeit nach seiner Flucht aus Wladi-
wostok 1920 erstellte, erinnert überraschend an Skizzen, die er während der Gefangen-
schaft anfertigte. Er zeigt eine Zusammenstellung verschiedener stilistischer Elemente.
Auffallend ist die expressionistische Gestaltung der Dachlandschaft, in der das hohe Dach
durch große Giebel plastisch durchschnitten wird. Insgesamt wirkt diese Skizze jedoch
unausgegoren, das heißt, man bekommt den Eindruck, der Architekt weiß noch nicht
recht, wohin er sich stilistisch wenden soll. (Farbabb. 24)

Zu Rolfs bedeutendsten Aufträgen zählte die UNIVERSITÄT »DUNG BEI DA HUE« in Mukden (1921–22). (Abb. 83) Es ist nicht bekannt, wer der Auftraggeber war, zweifellos musste sich jedoch Rolf bei diesem wichtigen öffentlichen Gebäude dem vorherrschenden Geschmack beugen. Deutlich wird das bei der Ausformulierung des Daches, bei dem Rolf die wichtigsten Hoheitssymbole verarbeitete, die bei Monumentalbauten in Europa des 19. Jahrhunderts üblich waren: Die Mitte wird von einem mächtigen Dreiecksgiebel betont, und die Ecken erhielten flache Kuppelaufbauten, wobei jedoch durch modern formulierte, stark durchfensterte Gaupen dann doch wieder die konventionelle Motivauswahl zurückgenommen wird. Der Baukörper ist durch Risalite gegliedert und in modernen, schlichten Formen konzipiert, viele große Fenster betonen die Funktionalität. Einfache Pilastervorlagen, die die Fassaden akzentuieren und rhythmisieren, breite



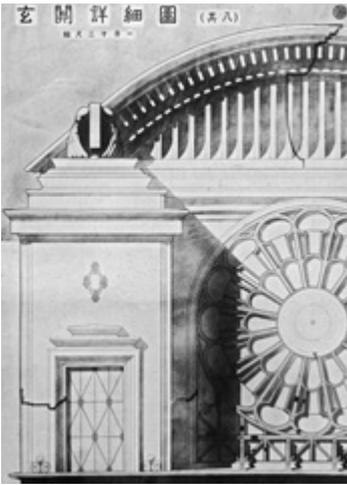
83 Universität »Dung
Bei Da Hue« in Mukden,
1922



84 Universität »Dung Bei
Da Hue«, Mukden, Aula

Freitreppen, die zum Haupteingang führen, und Vasenaufsätze auf den überkuppelten Seitenrisaliten bringen dann wiederum eine traditionelle Note in den Gesamteindruck.

Eine Skizze der AULA zeigt, dass Rolf für diesen wichtigen Saal eine schlichte, klassizistische, ins Moderne changierende Ausgestaltung vorgesehen hat. Figurenplastiken auf Sockeln unterstreichen die vornehme Würde, die dieser Raum ausstrahlt. Insgesamt ist es Rolf bei diesem Bauwerk gelungen, moderne und traditionelle Elemente zu einer überzeugenden Einheit zu verschmelzen und dabei den funktionalen Anforderungen gerecht zu werden. (Abb. 84)



85 Hauptbahnhof Dairen, Detail

86 Hauptbahnhof Dairen, Entwurf, 1925

Im Jahr 1925 beteiligte sich Rolf gemeinsam mit seinem Juniorpartner Skoff an einem Wettbewerb für den HAUPTBAHNHOF IN DAIREN / DALIAN. (Abb. 85 und 86) Auch bei diesem Projekt hatte sich Rolf dem Diktat des chinesischen Geschmacks zu beugen. Auffallendes Merkmal der Fassade ist ein großes Radfenster, in dessen Zentrum die übliche Bahnhofsuhr vorgesehen war. Das Radfenster – im mittelalterlichen Cathedralbau ein fast unverzichtbares Fassadenmotiv – hat Rolf jedoch auf moderne Weise stilisiert, und es entstand zwischen traditionellem Motiv und moderner Formulierung ein interessantes Spannungsverhältnis. Beim übrigen Baukörper griff er nicht mittelalterliche, sondern barock-klassizistische bzw. Art-Deco-Motive auf, die er sparsam an der Fassade einsetzte. Dem Projekt wurde der 1. Preis zugesprochen. Die Ausführung wurde jedoch einem anderen Architekten oder einer anderen Baufirma übertragen, und Jahre später musste Rolf feststellen, dass etliche von ihm bereits ausgearbeitete Details in den rea-

lisierten Bahnhof eingeflossen sind. Leider ist der Bahnhof nicht erhalten, sodass heute keine vergleichende Analyse mehr möglich ist.

In dem erwähnten Brief vom Jänner 1925 berichtet Hermine ihrer Schwiegermutter: »Kürzlich war Rolf in Peking, 3 Tage, [...] er war mit Brülls oben, sie sahen sich ein Hospital oben an – es soll ev. hier eines gebaut werden – und da haben sie die Einrichtungen studiert.« Tatsächlich gründete im Jahr 1925 Rolfs Freund Dr. Brüll mit weiteren deutschen Ärzten sowie zwei deutschen Krankenschwestern das DEUTSCH-AMERIKANISCHE SPITAL, das gemeinsam mit einem chinesischen Arzt als Aktiengesellschaft in Betrieb genommen wurde. Die Aktiengesellschaft wurde in den USA registriert, wodurch sich die Namensgebung des Spitals ergab. Da Rolf nicht nur mit Dr. Brüll befreundet, sondern auch einer der Hauptaktionäre war, wurde ihm die Planung des Spitals übertragen, und die Ärzte standen ihm beratend bei, um das Spital nach modernsten medizinischen und technischen Standards anzulegen und auszustatten. (Abb. 87)



87 Deutsch-Amerikanisches Spital in Tientsin, 1925/26

Der Neubau umfasst 1.500m², und im Erdgeschoß wurde eine Armenstation eingerichtet, die aus zwei Sälen mit jeweils zehn Betten für Männer und Frauen bestand. Im ersten Stock befanden sich zehn Einbett- und fünf Zweibettzimmer. Darüber hinaus gab es Operationsräume und diverse Behandlungszimmer. (Abb. 88)

Rolf war ein überzeugter Anhänger des modernen Stahlbetonbaus, der fast zwangsläufig auch die Fertigteileproduktion mit sich brachte. Der Vorteil dieser damals noch relativ neuartigen Bauweise lag in der Kostenminimierung, die nicht zuletzt durch die kürzere Bauzeit erzielt wurde und in China, wo das Klima immer eine längere Winterpause erforderte, besonders attraktiv war. Grundsätzlich erforderte die Planung des Spitals in

erster Linie die strenge Berücksichtigung der medizinischen und organisatorischen Abläufe, die in einer zweckmäßigen Anordnung der Räume zum Ausdruck kommen sollte. Um den Einsatz von Fertigteilen optimal zu nützen, plante Rolf die Räume, die für Empfang, Untersuchung, Behandlung, Patientenunterbringung etc. vorgesehen wurden, in Modulen, die sowohl in der Horizontale als auch in der Vertikale beliebig vielfältig werden konnten. Um seine Vorstellungen zu realisieren, wurde das Baugelände des Spitals zu einer »bautechnischen Versuchsstation«. Es wurden nicht nur alle Betonträger und Stützen vor Ort hergestellt, sondern auch sämtliche Betonfertigteileplatten direkt am Baugrund gegossen.

Dem Zweck und den finanziellen Mitteln entsprechend bestand das Spital aus einem schlichten Gebäude mit großen Fenstern, die jeweils mit farblich kontrastierenden (grünen?) Fensterläden ausgestattet waren. Bemerkenswert ist die große Dachterrasse, auf der die Kranken auf bequemen Liegestühlen ruhen konnten. (Abb. 89)



88 Deutsch-Amerikanisches Spital, Operationsraum

89 Deutsch-Amerikanisches Spital, Dachterrasse

Im November 1926 wurde das Spital eröffnet. Für Rolf hatte dieses Projekt große Bedeutung, sodass er am 24. 11. sogar einmal ausführlicher seiner Mutter berichtete: »Vor 10 Tagen wurde das Deutsche Hospital hier eröffnet, und wir können sagen, es war ein voller Erfolg, für mich wie auch für Dr. Brüll. Es waren zu einer allgemeinen Besichtigung alle Deutschen, und die Behörden aller anderen Nationen eingeladen, und es erschienen auch wol gegen 300 Besucher. Allgemein wurde die Anlage, Ausstattung und Einrichtung von den Besuchern wie von allen Zeitungen anerkannt, und das Hospital als das modernste in Tientsin befunden. Es war ein schweres Stück Arbeit, das besonders infolge der beschränkten Mittel viele Rätsel zu lösen gab. Wir brauchten für die Aus-

führung mehr als ein Jahr; aber es ist Alles nach Wunsch ausgefallen und gab bei dem ganzen Bau keinen einzigen Anstand.«⁴⁹

Nachdem Rolf, wie er sich ausdrückte, mit wenig »künstlerisch befriedigenden« Arbeiten, d. h. vor allem Bauausführungen, beschäftigt war, bekam er im Jahr 1927 endlich wieder einen Auftrag, der sein innovatives Geschick herausforderte. Es galt nämlich, für die Firma Siemens ein BÜRO- UND GESCHÄFTSGEBÄUDE mit großem Schauraum für eine Zweigstelle in Tientsin zu errichten. (Abb. 90) Auch dieser Entwurf, den Rolf mit dem früheren Partner Felix Skoff ausführte, zeigt Rolfs Bereitschaft, traditionelle Elemente aufzugreifen, ohne jedoch sein Bekenntnis zur Moderne zu verleugnen. Mittels einer Reihe von Dachgaupen wird wieder vor allem das Dach Ort romantischer Rückbesinnung. Auffallendstes Merkmal ist jedoch die große Rundung, die das an der Kreuzung von zwei Straßen situierte Gebäude erfuhr. Während die dekorlosen Seitenfassaden, nur durch große Fenster und schlichte, gerade Fensterüberdachungen gekennzeichnet, gleichsam die Moderne widerspiegeln, bildet das Rund des Gebäudes mittels dekorativer Elemente das repräsentative Entree. Die Rundung erstreckt sich über drei Fensterachsen, im obersten Geschoß erhielten die Fenster Parapete mit geometrischen Dekor, das erste Stockwerk ist durch ein Gesims getrennt, und zwischen den Fenstern sind Pilaster ausgebildet, die mit Beleuchtungskörpern besetzt sind. Der Eingangsbereich erlaubt durch zwei große Rundbogenfenster den Einblick in den Schauraum, in der Mitte liegt der ähnlich gestaltete Eingang. (Abb. 91)

90 Büro- und
Geschäftsgebäude Fa.
Siemens, Tientsin, ca.
1927



49 Das Spital ist heute nicht mehr in Betrieb, das Gebäude wurde mehrmals umgebaut und später für andere Zwecke adaptiert.

91 Büro- und
Geschäftsgebäude Fa.
Siemens, Schauraum



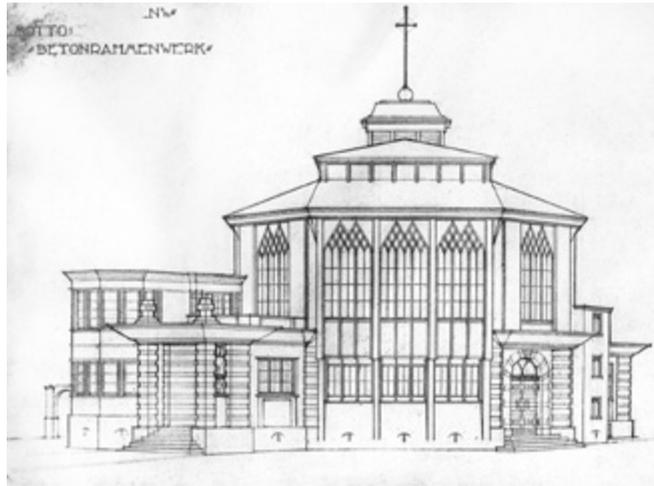
Seine Reverenz an die Erwartungshaltung der Tientsiner Bewohner erweist Rolf mittels Säulen. Im Gegensatz zu den damals zumeist sehr auffallenden antiken Versatzstücken mit – üppigen, fantasievollen – Kapitellen, die häufig den Gebäuden über die gesamte Höhe und Länge der Fassade vorgesetzt wurden, wählte Rolf jedoch die klassische dorische Säulenordnung, deren Schlichtheit ihn wohl gar nicht erst zu modernen Interpretationen herausforderte. (Abb. 92)

Im Jahr 1930 wurde ein Wettbewerb für die DEUTSCHE PROTESTANTISCHE KIRCHE IN SHANGHAI ausgeschrieben, zu dem alle deutschsprachigen Architekten und Ingenieure des Fernen Ostens eingeladen worden waren. Nachdem Rolf der 1. Preis zugesprochen worden war, hielt er es für einen guten Zeitpunkt, sich in Österreich als erfolgreicher Architekt in Erinnerung zu rufen. Mit der Bitte um Publikation sendete er am 25. November 1930 an die Redaktion der »Neuen Freien Presse« in Wien eine Beschreibung seines Projekts: »[...] es handelt sich um eine Kirche mit 400 Sitzen, die neben der bestehenden Deutschen Schule und dem Haus der Deutschen Vereinigung erbaut werden soll, und sich daher diesen Bauten anpassen muss. Aus diesem Grund, wie aus tech-



92 Büro- und Geschäftsgebäude Fa.
Siemens, Eingang

93 Deutsche
Protestantische
Kirche in Shanghai,
Wettbewerbsentwurf
1930



nischen Gründen, teilweise bedingt durch die Schwierigkeiten der Fundierung auf dem ausserordentlich schlechten Baugrund Shanghais hat der Architekt ein System von Betonrahmenwerken gewählt, welche Emporen und Dach bei möglichst geringem Eigengewicht tragen sollen. Die äussere Erscheinung des Baues bringt dieses Konstruktionsystem klar zum Ausdruck und passt sich durch konstruktive Schlichtheit den genannten Nachbarbauten an.« Die Besonderheit dieser Konstruktion unterstreichend, wählt Rolf für dieses Projekt sogar das Motto »Betonrahmenwerk« – eine geradezu provokante Bezeichnung, wenn man bedenkt, dass traditionell ein Hinweis auf die Bestimmung des Gebäudes erwartet wurde. (Abb. 93)

Rolf plante die Kirche als Zentralbau mit einem dreifach abgestuften Zeltdach sowie einem polygonalen, flach gedeckten Choranbau. Die Wände bestehen beinahe nur aus großen Fenstern, die dem Gebäude Leichtigkeit und Transparenz verleihen. So wie bei dem Radfenster beim Hauptbahnhof in Dairen bediente sich Rolf bei den Fenstern des Kirchenbaus einer Methode, derer sich in Europa die beginnende Moderne gerne bediente: Bekannte Elemente eines Stils der Vergangenheit werden so weit modifiziert, dass der Betrachter gerade noch an Vertrautes erinnert wird, der Architekt sich jedoch durch die neuartige Formulierung als der Moderne zugehörig erweist. Man erinnert sich, dass Rolf dieses Verfahren schon während seiner Gefangenschaft bei seinem Entwurf für ein Kaufhaus am gotischen Stil erprobte. Noch radikaler hat er bei der Protestantischen Kirche das »gotische« Maßwerk der Fenster in geometrische Formen uminterpretiert. Bedauerlicherweise bekam Rolf jedoch nicht die Gelegenheit, das Projekt zu realisieren.

Im gleichen Jahr erhielt Rolf den Großauftrag zur Errichtung einer HOCHWASSER-ABFANGANLAGE UND SCHIFFSSCHLEUSE BEI TIENSIN, 1930/31. Tientsin liegt auf einem Teil der

riesigen Lössebene, die einen Großteil Nordchinas bedeckt. Der Kaiserkanal, mit dessen Bau schon im 6. Jahrhundert vor Chr. begonnen worden war, und der Fluss Pai Ho durchziehen das Stadtgebiet, und in der Zeit der Monsunregen wurde die Stadt aufgrund des undurchlässigen Bodens immer wieder von schweren Überschwemmungen⁵⁰ heimgesucht. Seit Jahrhunderten wurde die Flutbekämpfung mit wechselndem Aufwand und Erfolg betrieben. Die Schutzbauten gegen das Hochwasser bestanden aus einer Reihe von Sammelbecken, Flutsperren und Schleusen, wobei die erste Schiffschleuse bereits im Jahr 984 entstand. Als im Jahr 1930/31 die Ausschreibung für den Neubau erfolgte, bei der Rolf als Sieger hervorging, befanden sich sämtliche bestehende Anlagen in äußerst schlechtem Zustand. Ein Damm war bereits beschädigt, und tatsächlich hatte Rolf während seiner Tätigkeit mit einem Dammbruch zu kämpfen. Während der gesamten Bauzeit stand ihm ein chinesischer Ingenieur zur Seite, dessen großes Fachwissen für Rolf eine unverzichtbare Hilfe war. (Abb.94)

Seiner Schwester schreibt Rolf am 12. April 1931: »Die Baustelle ist per Auto in einer Stunde von hier zu erreichen. Die Bausumme ist fast eine Viertel Million mex. Dollars⁵¹, also reichlich groß um daran zu verlieren, und der Preis natürlich so knapp, dass man nur wenig gewinnen kann. Dazu ein grosses Risiko durch Wassergefahr, und der enormen Verzugsstrafe von 500 Dollars per Tag einer Verspätung der Fertigstellung. Du wirst fragen warum ich die Arbeit unternahm: Nun nicht nur aus Ehrgeiz. Es ist im Baugeschäft so wenig zu



94 Hochwasser-Abfanganlage und Schiffschleuse bei Tientsin, Rolf und der chinesische Chefingenieur, 1930/31

50 Von einer »Nebenwirkung« dieser Überschwemmungen, die trotz der Errichtung von Schutzbauten niemals ganz gebannt werden konnten, erzählte der Sohn Franz: Da die Verstorbenen auf dem Boden ihrer Ahnen bestattet wurden, war das unverbaute Land mit Grabhügeln übersät. Bei den stets wiederkehrenden Überschwemmungen wurden allerdings die Särge häufig aus dem Erdreich gespült und man sah die – mehr oder wenig gut erhaltenen – Särge auf dem Fluss gegen das Meer ziehen.

51 In der Republik China war eine Vielzahl an ausländischen Silbermünzen im Umlauf. Darüber hinaus gaben zahlreiche in- und ausländische Banken eigene Währungen heraus, sodass eine große Verunsicherung bezüglich der Zahlungsmittel herrschte. Im Allgemeinen hat sich der mexikanische Dollar, der häufig auch als chinesischer Dollar bezeichnet wurde, als Währungseinheit durchgesetzt (bis zum Jahr 1939).

tun, dass man froh sein muss etwas zu haben, und es ist nichts schlimmer für den ganzen Büroapparat und für die Angestellten als nichts zu tun zu haben. Dazu ist es doch eine sehr gute Reklame für mich, dass ich alle alten und grossen Unternehmer durch gute Anordnung etc. unterbieten konnte.«

Mit diesem Projekt erhoffte jedoch nicht nur Rolf einen Prestigegewinn im Kreis der Fachwelt. Auch für die Stadt bedeutete die Modernisierung der Anlage als wichtige Maßnahme für die Bevölkerung einen weiteren Beweis von Fortschrittlichkeit. Der Bau forderte von Rolf einerseits ein höchstes Maß an technischem Know-how und andererseits auch sein Talent zur Organisation und Koordination, um die gigantische Baustelle beinahe ohne technische Hilfsmittel, aber mit einer Heerschar von Arbeitern zu bewältigen. (Abb. 95)

95 Hochwasser-
Abfanganlage und
Schiffsschleuse,
Baustelle



Insgesamt war jedoch dieser Auftrag mit viel Ärger und der ständigen Angst vor einem finanziellen Desaster verbunden, wie Rolf in einem weiteren Brief an seine Schwester im Dezember 1931 schreibt: »Mit dem Schleussenbau bin ich nun so weit, dass ich die Garantie ordnungsmässig zurück erhielt und keinerlei Verantwortung mehr habe, nun kann ich erst energische Schritte unternehmen, da ich sonst immer noch Schikanen und Einbehalten der Garantie zu befürchten gehabt hätte. Wie Du weißt zog man mir, trotzdem die Ingenieure der Kommission die Verzögerungen verursachten und ich dadurch in Hochwasserzeit kam als Verzugsstrafe für verspätete Fertigstellung 7.000,- m. \$ ab. Die Überschwemmung, die solchen Schaden verursachte, wollen sie nichtmals als force majeure gelten lassen. So muss ich nun um diese Summe, und noch um Extraforderun-

gen [...] raufen. Ich hoffe aber schon einen teilweisen Erfolg zu haben. [...] Bekäme ich aber nichts so müsste ich mit einem empfindlichen Verlust schliessen.«

Während Rolf noch mit dem Schleusenbau und den Abrechnungen beschäftigt war, bekam er den Auftrag, die Förderanlagen und einen Kohlesilo für einen neuen Schacht für die KOHEMINE IN QINGDAO in der Provinz Shandong zu planen, für die er schon in früheren Jahren zur Zufriedenheit der Auftraggeber tätig gewesen war. Obwohl es sich dabei wieder um eine Ingenieursarbeit handelte, war ihm dieser Auftrag sehr willkommen, da aufgrund der finanziellen Krise kaum Bedarf für neue Wohngebäude bestand. Es scheint eine umfangreiche Arbeit gewesen zu sein, denn sein Büro war damit im Frühjahr und Sommer 1932 ausgelastet.

Villen

Schon bei den Skizzen, die Rolf während seiner Gefangenschaft ausführte, zeigte sich, dass die Villa gleichsam sein »Lieblingsthema« war. Er entwarf zahlreiche Einfamilienhäuser, deren Gestaltung variierte, sich aber insgesamt weitgehend an Formen des Heimatstils orientierte, wie dies auch in Österreich für diese Bauaufgabe zum Teil bis in die 1930er-Jahre üblich war.

Bei den Villenbauten in Tientsin, die Ende der 30er-Jahre entstanden, verfolgte Rolf zwei unterschiedliche Ziele. Während er bei Aufträgen von chinesischen Bauherren dem Wunsch nach einer konservativen, gleichsam typisch europäischen Gestaltungsweise Rechnung trug, beschritt er bei europäischen Auftraggebern den Weg der klassischen Moderne, die sodann alle Romantizismen, wie sie der Heimatstil lieferte, hinter sich ließ.



96 Villa Geyling,
Peitaiho, 1932

Zunächst beschloss Rolf jedoch, für sich und seine Familie die »VILLA GEYLING« in Peitaiho zu errichten, wofür er jedoch ausschließlich praktische Gründe anführte. (Abb. 96) Da er in dem Badeort mehrere Aufträge erhalten hatte, konnte er, wie er im Dezember 1931 seiner Schwester schreibt, »die Zeit und die Reiseunkosten dieser Bauleitung verteilen«. Er eröffnete nämlich für diese Arbeiten vor Ort ein eigenes Baubüro, in dem er »fähige Handwerker, Vorarbeiter etc.« beschäftigte und in das er »häufig selbst zur Beaufsichtigung« hinfuhr, wie er in einem Inserat in den »Deutsch-chinesischen Nachrichten« vom 15. 3. 1932 angab. Praktisch denkend wie immer, versuchte er bei dieser Gelegenheit weitere Aufträge zu akquirieren und bot in diesem Inserat an, »dortselbst allerlei Bauarbeiten, Reparaturen, Anstreicherarbeiten etc. zu übernehmen«. Gleichzeitig nützte er seine kurzfristig geschaffene Infrastruktur – er dachte das Büro dort nur bis Juni zu betreiben –, aber auch für den eigenen Villenbau. Darüber hinaus wollte Rolf für sein Haus auch das vom Schleusenbau übrig gebliebene Holz verwenden, da er bei einem Verkauf des Holzes rund die Hälfte des ausgegebenen Geldes verloren hätte. Im oben erwähnten Brief schreibt er: »So habe ich nur wenig anderes Material und die Arbeit aufzuwenden, und habe wenigstens das Häuschen, das entweder Mädy bewohnen kann, um Miete zu sparen, oder das vermietet werden kann. Es soll für zwei Familien, natürlich bescheiden, ausreichen. Ich rechne dabei, dass es wenn mal der Silberkurs sich wieder gebessert haben sollte auch nach Goldwert verkauft werden könnte, so wäre doch nicht die ganze heutige Kursdifferenz am Silber verloren. Heute Silbergeld in Gold einzuwechseln ist 50% Verlust.«

Die landschaftlich äußerst schön gelegene Villa war zweigeschoßig, an der Rückseite war ein eigener, aus Ziegeln errichteter Trakt für das Hauspersonal angebaut. Ohne an Wünsche von Auftraggebern gebunden zu sein, gestaltete Rolf ein Haus, das gleichsam paradigmatisch seine Art der Synthese von Tradition und Moderne verkörpert. Einerseits erhielt es mit einer kühnen, frei auskragenden Terrassenplattform mit einem Durchmesser von 9 m eine höchst moderne, die Möglichkeiten des Stahlbetons ausschöpfende Formulierung. Auf der anderen Seite drückte Rolf seine tiefe Verbundenheit mit Österreich mit rückerinnernden Attributen aus: Das Untergeschoß des Hauses ist aus grobem, bossiertem Quadermauerwerk errichtet, die Säulen, die die Terrasse stützen, sind aus dem gleichen Material und überdies zum Teil in mittelalterlicher Manier gebösch. Die modern großen Fenster erhielten herkömmliche Fensterläden und die Türen Lünetten mit geschwungenen Versprossungen. Ornamentierte Putzflächen lassen – trotz der Verwendung des Eisenbetons – endgültig nicht den Verdacht aufkommen, es könnte sich um eine Schöpfung der nüchternen klassischen Moderne handeln. Dazu passt, dass am Dach eine österreichische Flagge aussagekräftig über die Herkunft der Besitzer informierte. Das Wohnzimmer erhielt eine traditionelle Balkendecke und dunkle Holzvertä-

felungen an den Wänden. Die Einrichtung zeigt eine weitere Seite Rolfs: Stets der Sparsamkeit verpflichtet, ist sie eher spartanisch ausgefallen. (Abb. 97)



97 Villa Geyling,
Wohnzimmer

Ab den 1935er-Jahren war Rolf fast ausschließlich mit der Errichtung privater Wohnbauten beschäftigt. Laut seinen Briefen hat er eine Vielzahl solcher Projekte – immer mehrere gleichzeitig – in Arbeit gehabt, und er soll teilweise ganze Straßenzüge verbaut haben. Nur wenige dieser Häuser sind allerdings heute noch fassbar, da die meisten entweder abgerissen oder durch Umbauten total verändert wurden oder weil keine Unterlagen über diese Gebäude vorhanden sind. Einige Häuser hat Rolf jedoch fotografisch dokumentiert. Teilweise wurden sie, wenngleich oft mit Veränderungen, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sogar renoviert.

Bei den Villen, die Rolf für chinesische Bauherren errichtete, fühlt man sich zu meist in die Cottageviertel im Wien der Jahrhundertwende versetzt. Leider ist von keinem der Gebäude ein Grundriss erhalten, aber offene Kamine in den Wohnzimmern oder Salons lassen vermuten, dass sich Rolf auch an der Konzeption englischer Landhäuser orientierte. Die Kombination unterschiedlicher Baumaterialien, die Auflockerung der Baukörper durch Vor- und Rücksprünge, steile Giebeldächer, Giebelausbauten, polygonale Terrassen, Giebel mit modifiziertem Fachwerk etc. geben den Bauten durchwegs einen romantisch-malerischen Charakter. So vereinheitlichend diese stilistischen Ausprägungen klingen, so unterschiedlich hat Rolf dann doch jedes Haus entworfen und es verstanden, jedem Gebäude eine individuelle Note zu verleihen. Allen gemeinsam ist, dass kein Ornament – in welchen Stil auch immer – zu finden ist und Rolfs moderne Auffassung zumindest bei der Wahl großer Fenster zum Ausdruck kommt.

Beispielhaft zeigen sich die oben genannten Formulierungen etwa bei den vier Villen, die der reiche Industrielle LI MIANZHI für seine Kinder auf einem gemeinsamen Grundstück erbauen ließ. (Farbabb. 25)

Bemerkenswert ist, dass WU HSIE YIN von Rolf ein Miethaus in modernem Stil errichten ließ (vgl. Abb. 107), während er für seine private Villa offenbar die traditionelle »Cottagebauweise« bevorzugte. (Abb. 98)



98 Villa Wu Hsie Yin,
Tientsin



99 Villa Wu Sung Ping,
Tientsin

Eine besonders repräsentative Villa schuf Rolf für WU SUNG PING. (Abb. 99) Sie zeigt durchwegs die oben erwähnten Gestaltungsmerkmale. Interessant ist der Eingang an der Gartenseite, der mit einer Kombination aus Ziegeln und Naturstein umrahmt ist, und einzelne Natursteine finden sich gleichsam als Ornamentersatz auch an der Fassade wie-

der. Eine ähnliche fast schon manieristisch anmutende Zusammenstellung der Materialien bietet sodann im Wohnzimmer die Wand mit dem offenen Kamin. (Abb. 100 und 101)



100 Villa Wu Sung Ping, Garteneingang

101 Villa Wu Sung Ping, Salon

Ein bedeutender Auftrag war die RESIDENZ FÜR ZHANG RUITING. Die Konzeption des Hauses lässt vermuten, dass der Bauherr ein Warlord war. Denn das groß dimensionierte Gebäude beinhaltete einen Konferenzsaal, Speisesaal, Gästezimmer etc. und erhielt zudem einen Geheimgang, der bis zum Ende des Häuserblocks führte. Rolf entwarf auch drei große, bunte Glasfenster für den an der Eingangsfassade vorgelagerten Wintergarten. Die Fenster zeigen florale Bemalungen in Jugendstilmanier, und dementsprechend sind im Wintergarten die Kapitelle der Säulen im Art-Deco-Stil ausgeführt. Bemerkenswert sind die Wandlampen, deren Vorbild Rolf in Wiens Gaslaternen fand und die in ihrer romantisch-nostalgischen Formulierung wohl ein Zugeständnis an den chinesischen Bauherrn waren. Aufgrund der politischen Situation wurden die Fenster jedoch nicht, wie Rolf wohl vorgesehen hatte, von der Glasmalerei Geyling in Wien angefertigt, sondern von einer niederländischen Firma. (Farbabb. 26)

Ganz anders präsentieren sich die Villen, die Rolf für westliche Bauherren erbaute. Für sie wählte er nun eine eher nüchterne Sprache, die im Sinne der klassischen Moderne die Grundprinzipien von Einfachheit berücksichtigte und die geometrischen Grundformen betonte.

Am deutlichsten kommt diese neue Architektursprache bei der VILLA JANNINGS zum Ausdruck, die Rolf für den Leiter und Teilhaber des Handelshauses Siemssen & Co in Tientsin erbaute. Das Gebäude zeigt in der Zusammenstellung stereometrischer Baukörper –

102 Villa Jannings,
Tientsin



die Straßenseite erhielt über die gesamte Höhe einen zylindrischen, durchfensterten Anbau – einen deutlichen Bezug zur Bauhausarchitektur. In diesem Sinn sind auch die glatten Wände weiß gestrichen und der Baukörper mit einem flachen Dach versehen. (Abb. 102)

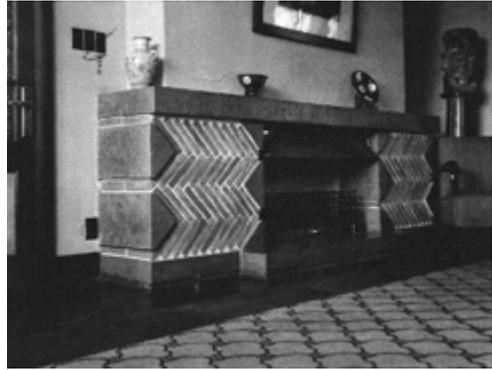
Gleichzeitig mit der Villa Jannings erbaute Rolf für Karl Schwender, Leiter der DEFAG (Dte. Farben Handelsgesellschaft), sowie für Hans Theuerkauf, Repräsentant der deutschen Handelsfirma Melchers & Co, zwei weitere repräsentative Villen.

Die VILLA SCHWENDER und die Villa Theuerkauf sind sehr ähnlich konzipiert. Sie sind eingeschößig, und obgleich Rolf wiederum die kubische Form betont, nahm er doch die rigide Strenge etwas zurück, indem er das wärmer wirkende Ziegelmaterial und – allerdings sehr flache – Walmdächer vorsah. Wie bei der Villa Jannings stellen Terrassen und Balkon einen Bezug zum umgebenden Garten her. Bei allen Villen sorgten große Fenster für eine gute Belichtung der Innenräume. Von der Villa Schwender gibt es eine Fotografie des Kamins, der beispielhaft die Bandbreite des innovativen Potenzials Rolfs belegt. Während der Kamin des Hauses Wu Sung Ping mit der Zusammenstellung von Ziegelmaterial und grob behauenen Steinen eine eher romantische Note erhielt, erfuhr der Kamin im Haus Schwender durch die Verlegung flacher Ziegel im Zick-Zack-Muster eine modern-expressive Formulierung. (Abb. 103 und 104)

Alle drei Villen für die deutschen Geschäftsmänner stellen auch aufschlussreiche Zeugnisse für den weiteren Verlauf der Weltgeschichte dar: Nach der japanischen Kapitulation am 9. September 1945 wurden von den Amerikanern die Villen von Jannings, Schwender und Theuerkauf samt dem ganzen Mobiliar konfisziert und amerikanischen Offizieren zur Verfügung gestellt.

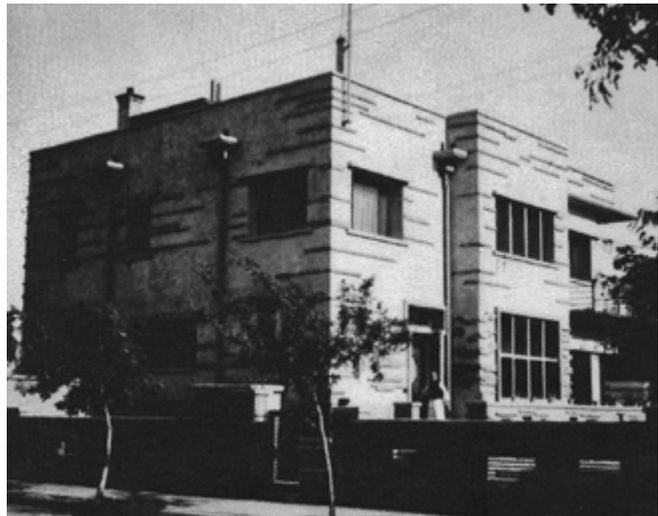


103 Villa Schwender, Tientsin



104 Villa Schwender, Kamin

Eine weitere interessante Variante von Rofls Repertoire im Villenbau stellt die Villa von FANG XIANZHI, Orthopäde und Leiter des Orthopädischen Spitals in Tientsin, dar. (Abb. 105) Das eingeschößige Gebäude ist ähnlich wie die Villa Jannings nicht zuletzt durch den Einsatz eines Flachdaches auf die geometrische Grundform reduziert und erhielt



105 Villa Fang XianZhi,
Tientsin

als Putzbau eine weiße Färbelung. Vielleicht war jedoch diese Lösung doch zu radikal. Denn bei dieser Villa erhielten die Fenster unauffällige schmale Überdachungen bzw. Gesimse, und einreihige, farblich kontrastierende Ziegelbänderungen beleben in unter-

schiedlicher Länge und wie zufällig verteilt die Fassaden. Leider wurde das Gebäude später durch Umbauten und einen Dachaufbau entscheidend verändert.

Miethäuser

Im Miethausbau war Rolf zu keinen Kompromissen bereit. Aufschlussreich ist eine Bemerkung Rolfs aus dem Jahr 1934, die erahnen lässt, dass er von den Bauherren nicht immer für eine moderne Gestaltungsweise bedingungslose Zustimmung erhalten hat. »Seit einem Jahr sind nun auch von den führenden Englischen und amerikanischen Architekten die modernen Bauformen endlich aufgenommen worden, und damit ist für mich das Feld der Betätigung offen. Da dies meist noch altmodische und schwerfällige Herren sind so habe ich, trotzdem ich nicht zu obigen geldstrotzenden Nationen gehöre, doch gute Chancen. Meine Bauherren sind natürlich überwiegend Chinesen, die jetzt auch plötzlich zur allermodernsten Bauweise übergehen. Die haben es ja leichter, weil sie nicht mit der europäischen Stilarchitektur belastet sind.« (Brief an die Mutter, 14. Oktober 1934)

Anders als die für die europäischen Bewohner errichteten, jeweils im »nationalen« Stil gestalteten öffentlichen Gebäude wurden die Miethäuser, die häufig von reichen Chinesen als Geldanlage in Auftrag gegeben wurden, tatsächlich nicht mehr so reichhaltig mit historistischen Motiven überladen. Sie sind schlichter, funktional mit großen Fenstern und häufig auch mit Balkonen ausgeführt, und eine richtige Modeströmung scheint die Verwendung von Sichtziegel, häufig in Kombination mit Putz- oder Sichtbetonflächen, gewesen zu sein.

Von den vielen von Rolf erbauten Miethausprojekten sind nur drei dokumentiert, die er sehr unterschiedlich gestaltete.

Das erste Miethaus, die CAMBRIDGE FLATS, entwarf Rolf als Bauherr. (Abb. 106) Es zeigt noch eine etwas weniger ausgeprägte Nüchternheit. Die drei mittleren Achsen heben sich über drei Stockwerke risalitartig von der übrigen Fassade ab und sind weiß verputzt, während die angrenzenden Fassadenteile sowie der Sockel als farblicher Kontrast aus Backstein hergestellt sind. Große unterschiedliche Fensterformen, flache Loggien und Balkone beleben die Fassade, und flache Gesimse, die die Fenster der jeweiligen Stockwerke begrenzen, machen die Fassade zusätzlich lebendig. Im Jahr 1937 erweiterte Rolf das Gebäude durch einen zusätzlichen Trakt. Der



106 Cambridge Flats, Tientsin,
im Bau, 1935/36

Komplex wurde später jedoch umgebaut, sodass die originale Gestaltung nicht mehr eindeutig festgestellt werden kann.

Eine andere Gestaltungsweise fand Rolf bei dem Miethaus HERAKLES BUILDING, heute Hong Kong Building, das er für den chinesischen Bauherren Wu Hsie Yin errichtete, für den er auch eine private Villa erbaute. (Vgl. Abb. 98) Es ist in zwei Trakte unterteilt, die sehr unterschiedlich konzipiert sind. (Abb. 107 und 108) Das flach gedeckte Eckgebäude ist weiß verputzt, und die dekorlose Fassade erhielt durch lange Fensterbänder, die zum Teil um die Ecken eines vorspringenden Risalits herumgezogen werden, ein außergewöhnliches, modernes Erscheinungsbild. Einzelne kleine Rundfenster verleihen dem Gebäude eine individuelle Note. Der zweite Gebäudetrakt ist hingegen nur im obersten Stockwerk weiß verputzt, während die darunterliegenden Geschoße wiederum aus

107 Herakles Building,
Tientsin



108 Herakles Building,
Seitenansicht



Sichtziegelmaterial hergestellt sind. Kleine Balkone unterstreichen den Kontrast zum danebenliegenden Trakt.

Das MIN YUAN BUILDING, das Rolf 1937 errichtete, ist eine große Miethausanlage, die aus mehreren, drei- und vierstöckigen, verschieden gestalteten Gebäudeblöcken besteht. (Abb. 109) Rolf schöpft hier alle Möglichkeiten einer sachlich-funktionalen Gestal-



109 Min Yuan Building,
Eingang in die Anlage

tungsweise aus. Glatte Sichtziegelwände wechseln mit glatt verputzten Wandflächen, Balkonbrüstungen aus einfachen Betonflächen und Flachdächer betonen die Blockhaftigkeit der Gebäude, große Fenster die Funktionalität. Kein Ornament, nicht einmal flache Gesimse, stören die Sachlichkeit der Fassade. Einer dieser Gebäudeblöcke ist besonders groß dimensioniert. Um der Gefahr der Monotonie entgegenzuwirken, die eine extrem lang gestreckte Fassade in sich barg, unterteilte er den Baublock in drei Kompartimente und setzte den Mitteltrakt durch lange Balkonbrüstungen und weißen Verputz zu den Seitentrakten in Kontrast, die aus Sichtziegel errichtet sind und mit einfach eingeschnittenen Fenstern eine nüchterne Radikalität ausstrahlen, die schon beinahe an ein Fabrikgebäude erinnert. (Abb. 110)

Die Wohnanlage bestand aus Drei-, Vier- und Fünzimmerwohnungen, und Rolf war auch mit der Aufgabe betraut, geeignete Mieter zu finden. Er ließ daher in der Tageszeitung »Deutsch-chinesische Nachrichten« ab Mai 1937 alle zwei bis drei Tage ein entsprechendes Inserat schalten, und die Wohnungen scheinen bereits nach rund zwei Monaten vergeben gewesen sein.

Bemerkenswert sind die Garten- bzw. Einfriedungsmauern der diversen Grundstücke. Sie demonstrieren Rolfs Liebe zum Detail und zum Spiel mit Materialien, die schon bei seinen Kaminentwürfen anklang: Die Mauern sind vielfältig gestaltet, ein-

110 Min Yuan Building,
Tientsin, 1937



mal aus Betonsteinen, dann wieder aus unterschiedlichem Ziegelmaterial, das dann sehr plastisch gegeneinander versetzt sein kann, oder Rolf wählte eine Zusammenstellung von Betonsteinen und Sichtziegel. (Farbabb. 27) Bei den Villenbauten errichtete Rolf gerne auch Steher aus Bruchsteinmauerwerk und verband diese mit kunstvollen Schmiedeeisengittern.

Ogleich sich nur ein Teil von Rolf Geylings Werk erhalten hat und obgleich etliche der Bauten, die hier besprochen wurden, durch spätere Um- und Zubauten gravierend verändert wurden, ergibt das vorhandene Oeuvre immer noch das Bild eines äußerst vielseitigen, sich ständig weiterentwickelnden Architekten. Er verstand es, die architektonische Moderne subtil auszuloten und bei Bedarf dennoch historisches Formenvokabular stilischer einzusetzen, und in seinem Werk paart sich ästhetisches Gestaltungsvermögen stets mit praktischer Ingenieursleistung und adäquater Materialtechnik.

Gesellschaftliches Leben gibt es hier genug

Als Rolf seine junge Frau nach China holte, hatte er schon einige Monate Zeit gehabt, sich in seinem neuen Lebensumfeld zu orientieren. Obwohl zu dieser Zeit die Konzessionen Österreich-Ungarns und Deutschlands de jure nicht mehr existierten und in den folgenden Jahren auch weitere Konzessionen von den chinesischen Behörden übernommen wurden, spielte sich das tägliche Leben, d. h. die berufliche Tätigkeit sowie die gesellschaftlichen Zusammenkünfte der Einwanderer nach wie vor in diesen abgegrenzten Bezirken ab. Auch die politischen Vertretungen der diversen Länder nahmen weiterhin ihre Aufgaben wahr. Große Bedeutung hatte vor allem die britische Konzession, wo sich nicht nur viele Geschäftsleute niederließen, sondern auch in zahlreichen Klubs soziale

Kontakte gepflegt wurden. Auch Rolf eröffnete dort einige Jahre später sein Architekturbüro, während er seinen Wohnsitz in der ehemaligen deutschen Konzession beibehielt.

Die europäischen Zuwanderer bildeten mit ihren Landsleuten gesellschaftliche Zirkel, in denen private, aber auch geschäftliche Kontakte gepflegt wurden, und diese Zusammenkünfte hatten fern von der Heimat selbstredend einen hohen identitätsstiftenden Stellenwert. Insbesondere Neuankömmlinge wurden stets mit großem Interesse begutachtet. Es war üblich, den Einstand mit einer Cocktailparty zu feiern, die von den Zuwanderern zu organisieren war und die stets eine willkommene Abwechslung bedeutete. Es ist anzunehmen, dass sich Rolf aufgrund seiner intensiven beruflichen Tätigkeit und seiner einzelgängerischen Persönlichkeitsstruktur kaum die Zeit genommen hat bzw. kaum daran interessiert war, in diesen Zirkeln ein häufiger Gast zu sein. Im Prinzip kam es ihm daher sehr gelegen, dass Hermine zustimmte, die erwartete Cocktailparty vorerst einmal zu verschieben. Wenngleich für Hermine der Hauptgrund in der Unansehnlichkeit der gemieteten Wohnung lag, die so gar nicht ihrem Lebensstil und Geschmack entsprach, erkannte sie bald, dass die Deutschen bzw. Österreicher in Tientsin insgesamt einer Gesellschaftsschicht entstammten, zu der sich weder sie noch Rolf zugehörig fühlten, wie sie in ihrem ersten Brief an ihre Schwiegermutter am 20.10.1921 drastisch schilderte: »gesellschaftliches Leben gibt es hier genug aber alle Unterhaltung von der hohlsten Sorte. So z. B. rennen die Frauen atemlos von einem Tee zum anderen, der Klatsch floriert – ein wirklich gediegenes Wort hörst Du in den Kreisen nicht. – Es wird geschwätzt, [...], geraucht, geflirtet, getanzt, und dies mit Ausdauer, geklatscht mit noch viel grösserer Hingabe. Und die Leute sind entzückt wie gut sie sich unterhalten. Abend rennt man ins Kino, oder ins Empire-Cafe. Da wird wieder getanzt zu einer ganz grässlichen amerikanischen Hackbrettmusik. [...] Aber wir – schauen zu, und haben immer die eine unsagbare Angst in uns – nicht mittun – sonst ist man unrettbar verloren, man versumpft.« Sie betont dann aber: »So allmählich schaffen wir uns einen Kreis mit gediegemem Geschmack und Interesse und die Heimat kann uns nicht verlieren.« Tatsächlich konnten letztlich nur sehr wenige Menschen den hochgesteckten Ansprüchen des Ehepaares entsprechen. Vor allem in dem Arzt Dr. Brüll, der auch aus Wien stammte und ein ehemaliger Kriegsgefangener war, fanden Rolf und Hermine in der Folge nicht nur einen zuverlässigen Hausarzt, sondern auch einen lebenslangen geistreichen Freund. Zum Freundeskreis zählten außer dem Arzt auch dessen Frau sowie der österreichische Honorarkonsul Paul Bauer und dessen Tante Frau Detring. Später gehörten auch noch einige Lehrer und Lehrerinnen der Deutschen Schule dazu.

Wenngleich das Ehepaar Geyling den Tientsiner Geselligkeiten nach Möglichkeit auswich, konnte sich Hermine den üblichen Einladungen zum Tee doch nicht ganz entziehen. Während die Männer zumeist beruflich sehr in Anspruch genommen waren, be-

deuteten die Teeeinladungen für deren Ehefrauen eine wichtige Abwechslung in ihrem ansonsten wohl recht eintönigen Leben. Denn alle hatten reichlich Hauspersonal bis hin zu Kinderfrauen und daher viel freie Zeit, die sie scheinbar kaum mit sinnvollen Tätigkeiten auszufüllen wussten. Hermine berichtet einmal in einem ihrer Briefe, dass sie nach ihrer Rückkehr aus Peitaiho bis zu 50 Einladungen zum Tee wahrnehmen bzw. aussprechen müsse, was sie als große Belastung empfand, nicht zuletzt, da sie ja ihre Konversationspartnerinnen aus tiefster Seele verachtete.

Gestaltete sich der Kontakt von Rolf und Hermine zu den Landsleuten letztlich aufgrund der Milieuunterschiede schwierig, so war Hermine bezüglich der chinesischen Bekanntschaften immer wieder über die Mentalitätsunterschiede irritiert und erlebte die Begegnung mit fremden und befremdenden Sitten und Gebräuchen wiederholt als Konfrontation. Auch in diesem Fall darum bemüht, Einladungen möglichst zu umgehen, war dies doch insbesondere dann unmöglich, wenn diese von Mr. Tschang, einem wichtigen und reichen chinesischen Geschäftspartner der Firma Yuen Fu, ausgesprochen wurde. Die Einladung schloss auch Rolfs Geschäftspartner und deren Frauen mit ein und sah ein Essen in einem der bekanntesten chinesischen Restaurants mit einem anschließenden Opernbesuch vor.

»Es war strapaziös in jeder Hinsicht«, schreibt Hermine im Februar 1922 an ihre Eltern. »Zu einem sogenannten chinesischem Essen gehört ersteinmal ein anderer Magen als der meinige.« Mr. Tschang – er blieb ein lebenslanger Verehrer Rolfs – erschien mit seinen zwei Ehefrauen und seiner Tochter, und jeder wurde eine der eingeladenen Frauen zur speziellen Betreuung zugeteilt, wobei Hermine die Tochter zugewiesen bekam, die »mir unentwegt tapfer von all den Dingen auf meinen Teller [Lud]«. Ohne größere Unterbrechungen wurden laut Hermines Bericht von einer Reihe von Kellnern ca. ein Dutzend Vorspeisen und etwa zwanzig Hauptgerichte aufgetragen. Zum Abschluss gab es mehrere Nachspeisen. Hermines Betreuerin »Tai-Tai« sorgte dafür, dass sie von jedem Gericht probierte, wodurch sie viele äußerst schmackhafte Entdeckungen machte, wie Hermine zugesteht, besonders die Suppen, die aus Schwalbennestern sowie aus Haifischflossen zubereitet wurden, sind ihr offenkundig sehr positiv in Erinnerung geblieben. Allerdings stellt sie gleichzeitig kritisch fest: »Die Suppe kommt mitten auf den Tisch, und alles fischt mit seinem Löffel heraus. Kurzum es war gottvoll und es gehört in jeder Beziehung ein guter Magen dazu«.

Eine Episode schildert Hermine ihren Eltern, über die sie und Rolf im Nachhinein selbst immer wieder gelacht haben dürften. Da der Abend mit dem Essen nicht zu Ende war, bestand natürlich das Bedürfnis, eine Toilette aufzusuchen. Daraufhin wurden die Damen in einen großen Raum geleitet, an dessen Wänden einige Klubsessel standen und Spiegel hingen. Hermine schreibt, dass sie einigermaßen entsetzt war, als sie feststellen

musste, dass die Toilette wie ein Thron von allen Seiten sichtbar in der Mitte des Raumes auf einer erhöhten Plattform stand und die Gastgeberinnen keine Anstalten machten, den Raum zu verlassen. Deren interessierte Anteilnahme war den europäischen Frauen mehr als peinlich, wobei jedoch allen klar war, dass »die ja jede kleinste Gelegenheit wahrnahmen europäische Damentoilette zu studieren«. Als die Chinesinnen an die Reihe kamen, wurden die Gäste allerdings höflich aus dem Zimmer geleitet.

Mit Spannung sahen sodann Rolf und Hermine dem Opernbesuch entgegen. Einmal mehr prallte mit voller Wucht die fremde und so anders geartete Kultur Chinas auf die europäischen Erwartungen des Ehepaares. In Wien hatten sie nicht nur die geschätzten Aufführungen der vertrauten europäischen Komponisten erlebt, sondern auch den äußerst luxuriösen Rahmen, den die Wiener Oper als eines der bedeutenden Ringstraßengebäude bot: In den Jahren 1861–1869 von den bekannten Ringstraßenarchitekten Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg erbaut, ist dieses monumentale, repräsentative Bauwerk schon außen mit verschiedenen, den Stilen der Vergangenheit entlehnten Motiven dekoriert. Im Inneren entwickelt sich dann nicht nur im Zuschauerraum, sondern auch in den Foyers eine verschwenderische Pracht aus verschiedenen Dekorelementen, Goldverzierungen und farbigen Malereien. Eine pompöse Prunkstiege empfing die Besucher und stimmte auf den zu erwartenden Kunstgenuss ein.

Wohl dieses vertraute Wiener Operngebäude vor Augen, fiel Hermines Urteil über das Tientsiner Theatergebäude vernichtend aus, indem sie es in dem oben angeführten Brief als ein »schmuckloses, einfaches, schmutziges und verrauchtes Gebäude aus rohem Holz mit Holzbänken und Balkons« schilderte. Die sogenannte Guangdong Assembly Hall war damals das einzige Theater in Tientsin. Es wurde von der wohlhabenden Gilde der Kantoner Kaufleute, die den Aufschwung Tientsins ebenfalls für Geschäftsgründungen zum Anlass genommen hatten, im Jahr 1907 als ein standesgemäßes Theater mit Platz für 700 bis 800 Menschen errichtet und diente zur Aufführung von Peking-Opern. So wie Paläste und Tempelanlagen immer aus der Zusammenstellung mehrere Gebäude bestanden, war auch das Theater Teil einer größeren Anlage. Tatsächlich war das Gebäude überwiegend aus Holz errichtet, es war jedoch keineswegs solch eine Baracke, wie man aus Hermines Beschreibung annehmen konnte, sondern zählte zu den repräsentativsten Bauten in Tientsin. So wie bei europäischen Theatern war eine gute Sicht zur Bühne ausschlaggebend für die Konstruktion. Durch die Verarbeitung von Baumstämmen von rund 50 Metern Länge konnten störende Säulen vermieden werden, und die rechteckige Bühne ragte in den Raum hinein, sodass auch den an den Seitenrängen sitzenden Zuschauern eine hervorragende Sicht geboten wurde. Der Saal umfasste zwei Ränge, und eine Fülle kunstvoller Schnitzereien gab dem Zuschauerraum ein festliches und vornehmes Erscheinungsbild. (Farbabb. 28) Die Wahl des Baustoffes zeigt einmal mehr

den Unterschied zur europäischen Anschauung. Denn anders als in Europa hatte in China Holz keineswegs den Nimbus eines billigen Materials, sondern wurde aufgrund der jahrtausendealten Tradition und der Möglichkeit zur kunstvollen Bearbeitung mehr geschätzt als Steinmaterial, aus dem dann auch nur das weniger wichtige Eingangstor der Anlage gefertigt wurde. Schmückende Reliefs lassen erkennen, dass man aber durchaus auch mit diesem Material umzugehen verstand.

Wiederum erstaunt, dass Hermine die Besonderheiten dieser Konstruktion nicht analytischer in den Blick nimmt und die herausragenden Leistungen der traditionellen chinesischen Holzbauweise mit keiner Silbe würdigt. Aber auch der Exotismus dieses Ambientes vermochte sie offenbar nicht in seinen Bann zu schlagen. Wie Rolf als Architekt diesen Theaterbau beurteilte, ist leider nicht bekannt.

Laut Hermines Bericht erlebte das Ehepaar eine für China typische Vorstellung: Wie üblich wurde eine Heldensage aufgeführt, und wichtige und gekonnt dargebrachte Passagen wurden vom Publikum mit einem kräftigen »Hau hau« quittiert. Die Solostimmen waren halb gesprochen, halb in Falsettönen dargebracht. Der Gesang wurde von einem kleinen Orchester begleitet, das aus chinesischen Violinen, einer Art Zither, einem Oboe-ähnlichem Blasinstrument und einer Reihe von Gongs bestand. Der Koordination des Orchesters und der Gesangsstimmen wurde allerdings keine große Bedeutung beigemessen, zum Teil schien es zu improvisieren, während die Darsteller ihren Part unbeeinträchtigt sangen. Alle Rollen, d. h. auch die Frauenrollen, wurden von Männern wahrgenommen. Jeder Schauspieler wurde von seinem eigenen Diener begleitet, der sich auch auf der Bühne aufhielt und dessen Hauptaufgabe darin bestand, dem Sänger nach einer besonders schwierigen Gesangspassage eine Tasse Tee zu reichen.

Beeindruckend fand Hermine die prachtvollen Kostüme. Bühnenbild gab es indes praktisch keines. Nach Bedarf wurden Sessel, ein Tisch oder sonstige einfache Requisiten während der Vorstellung auf die Bühne gebracht. Ein Fluss wurde beispielweise durch ein blaues Tuch dargestellt. Umso mehr wurde von den Schauspielern der Inhalt durch eine expressive Körpersprache zum Ausdruck gebracht.

Eine kuriose »Nebenhandlung«, über die Hermine in dem bereits genannten Brief vom Februar 1922 ihren Eltern berichtete, dürfte Rolf und Hermine gleichermaßen verwundert haben. Sie schreibt, dass es üblich war, während der Vorstellung heiße, feuchte Tücher zu benützen, um sich damit die Hände und das Gesicht zu wischen, so wie das auch nach einem Essen Brauch war. »Gewöhnlich stehen drei Boys im Saal verteilt und werfen sich gegenseitig einen Pack Tücher zu – der letzte bedient das Publikum, auf einer anderen Linie schleudert er sie zurück, aber immer einzeln, sofort nach dem Gebrauch. So schwirrt es andauernd in der Luft. In Teehäusern ist es die nämliche Sache.« Auch diese ständige Unruhe und Betriebsamkeit im Zuschauerraum waren Rolf und

Hermine aus der Wiener Oper zweifellos nicht gewohnt. Die Vorstellung dauerte drei Stunden, und Hermine schließt den ausführlichen Bericht mit den Worten: »wir kamen schließlich halb tot nach Hause«.

Solche Zusammentreffen mit Chinesen kamen jedoch vor allem aus geschäftlichen Gründen zustande. Üblicherweise beschränkte sich die gesellschaftliche Kommunikation auf die eigenen Landsleute bzw. die europäischen Bewohner Tientsins und fand deshalb vorwiegend innerhalb der Konzessionen statt. So standen etwa die Schulen für diverse Zusammenkünfte und Aktivitäten und insbesondere für Veranstaltungen zu hohen Feiertagen wie Weihnachten zur Verfügung. Darüber hinaus spielte eine Reihe von Klubs, wie etwa der »Club Concordia«, eine wichtige Rolle. Im »Hotel Astor« kamen vorwiegend die Briten, Deutschen, Italiener und Österreicher zusammen, um Bankette zu veranstalten, hohe Feiertage zu begehen sowie auch Theatervorführungen und Konzerte zu arrangieren – Veranstaltungen, die auch von Rolf und Hermine besucht wurden. So berichtete Rolf einmal, dass ein Teil der Operette »Opernball« aufgeführt wurde, die von Richard Heuberger, dem Cousin seiner Mutter und seinem Vormund, komponiert worden war.

Eine wichtige Funktion im geselligen Leben hatten auch die diversen Sportklubs. Nachdem sich Mitte der 1920er-Jahre letztlich doch die Beziehungen zwischen den ehemaligen Sieger- und Verlierermächten weitgehend normalisiert haben, standen die diversen Klubs im Großen und Ganzen allen Nationen offen. Rolf, der in seiner Jugend leidenschaftlich Sport betrieben hatte und bestrebt war, sich auch während der Zeit seiner Gefangenschaft mit Fußball- und Tennisspiel fit zu halten, hat nach seiner Ankunft in China zunächst aus Zeit- und Geldmangel auf jegliche sportliche Betätigung verzichtet. Schließlich musste er jedoch mit Schreck feststellen, dass er begann, einen beträchtlichen Bauch anzusetzen, und dass auch seine gesundheitliche Konstitution nicht die beste war. Er beschloss deshalb, so oft wie möglich vor Arbeitsbeginn Tennis zu spielen. Befriedigt berichtet Hermine Rolfs Mutter im März 1922: »Sein Fett schwindet zusehends und auch ansonsten fühlt er sich gehobener und frischer.« Allerdings, so fügt sie hinzu, macht ihm das Tennisspielen am wenigsten Spaß, ist aber der einzige Sport, der so kostengünstig ist, dass er das Geld dafür ausgeben kann bzw. will. Auch das Schwimmbad suchte er auf, das allerdings »für unsere Begriff recht kümmerlich [ist] – das Wasser nicht sehr schön«.

Diese Sportarten konnten im »Tientsin Country Club« ausgeübt werden, während im »Tientsin Race Club«, der in der Britischen Konzession lag, im Sommer Fußball gespielt und im Winter Schlittschuh gelaufen wurde. Die Eislaufbahn war mit Bambusmatten überdeckt und soll auf diese Weise die größte »Indoor«-Eisfläche der Welt gewesen sein. Dieses Angebot ließ Rolf das Eislaufen für sich neu entdecken, und er besuchte in

den folgenden Jahren häufig diesen Platz, wo er es zu einer beträchtlichen Fertigkeit auch im Tanz und Figurenlauf brachte.

Insbesondere der »Tientsin Rowing Club« wurde jedoch Rolfs Stammklub, bei dem er in den 1930er-Jahren auch die Funktion des Präsidenten innehatte. (Abb. 111) Hier konnte er endlich wieder seinen geliebten Rudersport betreiben und sofort auch mit seiner Mannschaft Erfolge ernten. In einem Brief an seine Schwester, der wahrscheinlich vom November 1925 stammt, schreibt Rolf: »Da ich meinen Bauch immer bedenklicher zunehmen sah habe ich im Frühjahr das Rudern wieder begonnen. Es ist hier ein internationaler hauptsächlich aber englischer Club, in dem heuer die Deutschen zum erstenmal seit dem Krieg wieder eintraten. [...] Im Herbst ruderte ich die Regatta im Achter mit, und unser Deutscher Achter schlug die englische Mannschaft.« Auch in den 1930er-Jahren wird in der Tageszeitung »Deutsch-chinesische Nachrichten« mehrmals von dem Erfolg der deutschen Mannschaft bei den diversen Regatten berichtet und Rolf als Beteiligter genannt.



111 Rolf Geyling, Präsident des Ruderklubs, hält eine Ansprache

In den Sommermonaten kam in Tientsin aufgrund der großen Hitze das gesellschaftliche Leben vollständig zum Erliegen. Während die Männer zumeist an ihren Arbeitsplätzen in der Stadt ausharrten, verbrachten die Frauen und Kinder, die drei Monate Schulferien hatten, die Sommermonate üblicherweise in einer der Villen in Peitaiho, wo das Meer und ein schöner Sandstrand den Aufenthalt angenehm machten. Überdies hatten insbesondere für Kinder Eselsritte auf die nahe gelegenen Berge einen großen Reiz. Auch Hermine hielt sich beinahe jeden Sommer in diesem Badeort auf, und nachdem Rolf anders als ursprünglich geplant die 1932 errichtete Villa doch nicht verkaufte, verlebte die Familie schöne Zeiten im eigenen Haus in der Nähe des Strandes. Aus beruflichen Gründen verbrachte Rolf allerdings zumeist nur wenige Tage in Peitaiho.

Wir leben recht abgeschlossen für uns

Da Rolf und Hermine den Kontakt mit den anderen Zuwanderern weitgehend ablehnten bzw. größtmöglich einschränkten und auch keine Familienmitglieder einen vertrauten Umgang boten, waren die beiden wohl sehr auf gegenseitigen Rückhalt angewiesen, um sich in der Fremde einigermaßen heimisch zu fühlen. Das Ehepaar war knapp

eineinhalb Jahre verheiratet, als Rolf 1914 seinen Dienst bei der Armee antreten musste und er in Kriegsgefangenschaft geriet. Rolf und Hermine hatten also bisher nur wenig Gelegenheit gehabt, ihr gemeinsames Leben zu genießen oder auch zu erproben. Nun, nach dieser langen Zeit der Trennung, waren sie vor die Aufgabe gestellt, in einem schwierigen Umfeld gleichsam einen Neubeginn ihrer Beziehung zu starten, wobei die beiden mit denkbar unterschiedlichen Voraussetzungen konfrontiert waren.

Während für Rolf im Vordergrund allen Denkens und Handelns seine Tätigkeit als Architekt und Unternehmer stand und er auch gerne bereit war, den Großteil seiner Zeit dem beruflichen Erfolg zu widmen, war Hermine auf die Häuslichkeit angewiesen, die mit der aus Bukarest und Wien gewohnten Geborgenheit so gar nichts mehr zu tun hatte. Beinahe alles, was außerhalb Rolfs beruflicher Tätigkeit lag, interessierte ihn wenig, und man gewinnt den Eindruck, dass er vieles gar nicht so richtig wahrnahm – was bei einer Arbeitszeit von täglich 12 bis 14 Stunden auch nicht weiter verwunderlich ist.

Hermine hingegen hatte gar keine andere Möglichkeit, als sich auf private und gesellschaftliche Themen zu konzentrieren, sah sich aber mit einem Schlag einer fremden Kultur und einer völlig geänderten Lebenssituation ausgesetzt. Der Familie entrissen, mit einem Mann lebend, der nie Zeit für sie hatte, unfähig, Freundschaften zu schließen, litt sie unter extremem Heimweh. Schon in der Zeit, als sie noch die Fürsorge ihrer und Rolfs Familie als Rückhalt erfuhr, machte ihr ihre schwache psychische und physische Konstitution zu schaffen. Hier, in der Fremde, entpuppte sie sich als hypernervöse Frau, und der Hausarzt Dr. Brüll konnte ihre Nervenschwäche nur mit Bromgaben lindern. Darüber hinaus wurde sie von verschiedenen körperlichen, wie sie selbst feststellte: vielfach psychosomatischen Leiden wie Magenproblemen, Halsentzündungen, Rheumatismus und – vor allem im Sommer – von Furunkeln etc. geplagt, wobei bei ihr jedes einzelne dieser Leiden in ungewöhnlicher Heftigkeit aufzutreten pflegte. Zusätzlich litt sie auch unter dem Klima, das, wie sie einmal betonte, für nervöse Menschen besonders schwer zu ertragen war.

Da sie als Hausfrau nicht ausgelastet war – wie alle Frauen in den Konzessionen hatte sie jede Menge Hauspersonal – und um ihrem Mann wenigstens in beruflicher Hinsicht nahe zu sein, machte sie Rolf den Vorschlag, in dessen Büro mitzuarbeiten. Immerhin hatte sie in Wien einige Semester Innendekoration studiert und war als Schülerin Rolfs auch mit architektonischen Aufgabenstellungen vertraut gemacht worden. Rolf hielt allerdings von diesem Ansinnen nicht viel, und er verschaffte ihr insofern eine Beschäftigung, als er gleichsam eine Arbeitsteilung vornahm: Er selbst war für den geschäftlichen Bereich zuständig, während Hermine den Kontakt mit der Familie mittels Briefen aufrechterhalten sollte. So erklärt sich denn auch, dass viele Details über das Leben des Ehepaares in China nur durch Hermine und natürlich nur im Lichte ihrer persönlichen

Interpretation und Sichtweise nachvollziehbar sind. Die Verpflichtung, regelmäßig Briefe zu verfassen, war für sie jedoch sehr belastend, obwohl sie bei ihrer Schwiegermutter – die an ihre Mutter sind nicht erhalten – sehr offen über ihre Sorgen und Nöte ihr Herz ausschütten konnte. Ihren Mann wollte sie nämlich möglichst nicht mit ihren Problemen belästigen, sondern im Gegenteil »immer ein heiteres Gesicht« zeigen, um ihn bei seinem beruflichen Fortkommen nicht zu hemmen. Ihre unerschütterliche Loyalität zu ihrem Mann zeigt sich in dem bereits erwähnten Brief vom Jänner 1924, in dem sie auf Vorwürfe reagierte, die ihre Schwiegermutter hinsichtlich ihres Sohnes äußerte: »Eines kann ich dir nur sagen, liebe Mama, dass Rolf nicht wie Du immer angenommen hast, das egoistischste Deiner Kinder ist. [...] Leider hat er seine verschlossene Art in Vielem beibehalten – so ist es für mich recht schwer hier oder da einzusetzen – und Alles kann ich auf die Dauer nicht erraten oder riechen – es ist furchtbar schwer. [...] Nicht das er mir nichts anvertrauen würde, doch er bespricht mit mir Manches aber eigentlich behält er immer noch etwas für sich – sei es aus Bequemlichkeit – d. h. da er müde davon ist – oder aus angeborener Geheimniskrämerei.« Der Vorwurf über die Verschlossenheit ihres Mannes, die sie in gewisser Weise immer auch als Vernachlässigung empfand, kam von Hermine mehrmals. Allerdings versicherte sie immer, dass sie ihren Mann trotz allem nach besten Kräften zu unterstützen versuche, wenngleich sie dabei manchmal an ihre Grenzen stoße, wie sie in demselben Brief klagt: »es hält manchmal schwer, ich habe nichts von ihm, nicht die geringste Freude ein Tag ist wie der andere – farblos- freudlos – und ich soll immer mehr geben an guter Laune.«

Da auch Rolf die Wohnsituation unerträglich fand und er Hermine versprochen hatte, spätestens nach einem Jahr eine andere Wohnung zu suchen, mietete er im September 1922 ein geräumiges Haus, das in der ehemaligen deutschen Konzession erbaut worden war. Bereits als das Ehepaar in China angekommen war, hat Rolf seine junge Frau um Verständnis gebeten, dass sie beide in größter Genügsamkeit leben müssten, da er sämtliche finanziellen Mittel benötige, um sich seine berufliche Existenz aufbauen zu können. Aus Gründen der Sparsamkeit kaufte das Ehepaar daher gebrauchte Möbel für das Speise- und Schlafzimmer. Nur für das Wohnzimmer wurde eine neue Einrichtung angefertigt, wie Hermine im Juni 1923 ihrer Schwiegermutter stolz berichtet: »Rolf hat es entworfen und ich durfte meinen Senf dazu geben und nach vielen Meinungsverschiedenheiten entstand dann dieses Prachtwerk. Wir sind ganz glücklich – das es so wohl gelungen ist. Es war für



112 Wohnzimmer, der Kachelofen wurde aus Österreich importiert

uns beide Notwendigkeit – erst seit wir dieses Zimmer haben – haben wir auch einig-
 es Heimatgefühl und Ruhe und zufriedene Stunden gefunden. – Das Zimmer ist dun-
 kelbraun poliert, d. h. die Möbel – und mit chinesischem grünen Stoff bezogen. Es sieht
 sehr wohnlich dabei doch vornehm aus.« (Abb. 112)

Rund eineinhalb Jahre nach dem Umzug in das Haus machte Hermine allerdings
 eine ernüchternde Entdeckung, und im Brief vom Jänner 1924 klagte sie mit Verbitte-
 rung über das Verhalten ihres Mannes, über den sie üblicherweise kein negatives Wort
 verlor oder hören wollte: »Heute weiss ich erst genau wie unsere Existenz vor 2 Jahren
 hier ausgesehen hat. – Das der Jahresabschluss ein glänzender war. Hätte ich dies ge-
 ahnt – so hätte ich auf manchem was notwendig war bestanden – aber so wusste ich
 nur von der Abmachung dass jeder nur möglichst wenig aus dem Geschäft ziehen soll-
 te – und verkniff mir Alles.« Amüsant ist in diesem Zusammenhang, dass Rolf perfekt
 die damals durchwegs übliche Rolle eines Ehemannes spielte, der nicht eindeutig sag-
 te, was er wollte, aber selbstverständlich annahm, dass die Ehefrau das tue, was er er-
 wartete. Hermine schreibt nämlich: »Wohl sagte Rolf wenn ich meinte, dies oder jenes
 wäre nötig, ja wenn du meinst, so war ich denn immer wieder gelähmt, wer soll da klug
 werden – so z. B. sind wir ohne ordentliche Betten geblieben.« Nach mehr als einem
 Jahr musste sich Hermine noch immer mit einem äußerst unbequemen Bett begnügen,
 und Rolf schlief sogar nur auf einem Feldbett daneben. Außerdem gab es keinen Klei-
 derkasten, und das Ehepaar lebte immer noch zu einem Großteil aus Koffern und Kisten.

Die, wie Hermine schreibt, »rätselhaften« und damit lähmenden Antworten weitete
 Rolf auch auf sonstige Wünsche Hermines aus: Sie hielt sich nun schon über zwei Jah-
 re in China auf, und der Besuch der nicht weit entfernten Stadt Peking war insbeson-
 dere nach der Enttäuschung über Tientsin ihr lang gehegter Wunsch. Allerdings »wenn
 welche es anregten, meinte Rolf, ja, gehen wir, es kostet aber wohl an die 100 \$« – und
 die Reise unterblieb.

Hermines Erbitterung hätte sich wohl noch gesteigert, wenn sie gewusst hätte, dass
 Rolf bereits in der Zeit ihres Wohnungstausches begonnen hatte, Geld in Liegenschaf-
 ten anzulegen. Auch in den folgenden Jahren verschaffte er sich durch diverse Transak-
 tionen einen soliden finanziellen Polster, während er im privaten Bereich einen nahezu
 notorischen Sparzwang entwickelte. Denn auch als sich die Lebensumstände besserten,
 zog sich sein Diktat des Sparens wie ein roter Faden durch Hermines Leben. Allerdings
 muss man dazu sagen, dass Rolf sich selber ebenfalls äußerste Sparsamkeit auferlegte.

Mit besonderer Freude gestaltete Hermine den kleinen beim Haus gelegenen Gar-
 ten, den auch Rolf anfänglich gerne benutzte, insbesondere in den Sommermonaten,
 wenn seine Frau in Peitaiho weilte. Auch hier blieb jedoch die Enttäuschung nicht lange
 aus: Der Garten wurde von der Hitze, den Sandstürmen und dem in der Luft liegenden

Ruß sehr mitgenommen, und letztlich wurde er gar nicht mehr benützt. Stattdessen hat Rolf ein an das Haus angrenzendes Flachdach mit Sonnendach und Blumenkästen ausgebaut. Allerdings wurde auch diese Anlage kaum genutzt und diente schließlich nur mehr dem jeweiligen Haushund als Auslauf. Die im Vorgarten gepflanzte Akazie, die aller Unbill zum Trotz schließlich bis zum zweiten Stockwerk reichte, wurde hingegen von der Hauskatze als willkommene Aufstiegshilfe genutzt. Wie wenig Bedeutung diese Terrasse für Hermine hatte, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie diesen Dachausbau in ihren Briefen niemals ansprach, während sie das Gärtchen noch minutiös geschildert hatte. Allerdings fanden auch die Haustiere – üblicherweise ein Hund und eine Katze –, die ein fixer Bestandteil des Geyling'schen Haushaltes waren, bei ihr niemals eine Erwähnung.

Wie stand nun Rolf zu seiner Frau? Die von Hermine immer wieder beklagte »Verschlossenheit« lässt auf eine gewisse Distanziertheit Rolfs schließen – eine Distanziertheit, die allerdings nicht fehlender Liebe entsprang, sondern eher Rolfs Bedürfnis, sich von nichts und niemandem in seinem beruflichen Fortkommen stören zu lassen. Er setzte damit jene Strategie fort, die sich schon während des Krieges und der Jahre der Gefangenschaft bewährt und Rolf dabei geholfen hatte, sich von Schwierigkeiten abzuschotten. Auch emotionale Aufregungen, die detaillierte Berichte über seine berufliche Lage bei Hermine unweigerlich ausgelöst hätten, waren für Rolf offenbar zum Arsenal an zu vermeidenden Schwierigkeiten dazuzuzählen.

Manchmal fügte Rolf an die Briefe, die Hermine an seine Mutter schrieb, ein paar Zeilen an. Immer betonte er, dass seine Frau sehr oder recht »brav« sei, wie auch am 26. 6. 1924 aus einer etwas ausführlicheren Briefstelle hervorgeht: »Sie [Mädy], ist doch recht brav, und hat sich die Zeit hier ganz enorm entwickelt. Sie musste eben einmal ganz auf eigenen Füßen stehen. Anfangs war es ja wirklich mitleidsvoll schwer für sie; aber auch das musste durchgemacht sein. – Jetzt ist sie trotz ihrer überschwachen Nerven recht selbständig und unternehmungssicher geworden, und trägt auch alle Widerwärtigkeiten und Ärger sehr tapfer.« Beinahe gewinnt man den Eindruck, dass Hermine von ihrem Mann nicht wirklich ernst genommen wurde, denn die Zeilen vermitteln eher den Eindruck, dass hier von einer heranwachsenden Jugendlichen und nicht von einer erwachsenen Ehefrau die Rede ist. Allerdings scheint Hermines Verhalten, vielleicht durch ihre schwache nervliche und gesundheitliche Konstitution bedingt, diese Einschätzung provoziert zu haben. Denn bezüglich ihrer Schwägerin Greta schrieb Hermine im Juni 1923: »Ich dachte, wozu schreiben. Greta braucht mich im Grunde gar nicht, sie ist mir ja weit überlegen – und sieht in mir immer wieder nur das kleine Mädchen.« Und auch in Hinsicht auf die Frau ihres Hausarztes Dr. Brüll gesteht sie ihre Schwäche ein: »Frau Brüll ist soviel gesunder und robuster in ihrem Denken – und ich kann da nicht immer mit – dies quält mich etwas.«

Insgesamt scheint das Leben des Ehepaares über weite Strecken eher parallel als gemeinsam verlaufen zu sein. Rolf ging in seiner Arbeit auf, hatte wohl immer wieder mit beruflichen Problemen zu kämpfen, verstand es jedoch, diese pragmatisch und mit nie nachlassendem Einsatz zu lösen. Hermine dagegen sah sich den unterschiedlichen Herausforderungen mehr oder weniger hilflos ausgeliefert und reagierte zu meist aufgeregt und emotional. Was Hermine, die immer wieder klagte, zu wenig Aufmerksamkeit von ihrem Mann zu erhalten, wohl dachte, als Rolf sich mehr Auszeit aus seinem beruflichen Alltag erlaubte, jedoch die freien Stunden nicht mit ihr, sondern am Eislaufplatz und im Ruderklub verbrachte? Zu Hermines Erstaunen kam jedenfalls erst durch die Geburt der Kinder eine neue Seite an Rolf zum Vorschein.

Im gleichen Jahr, als sich Rolf von der Firma Yuen Fu trennte, wurde am 4. August 1924 die Tochter Maria Barbara geboren. Vorerst wurde das kleine Mädchen nur »Mausi« genannt, und da sich die jungen Eltern lange Zeit nicht auf einen Namen einigen konnten, blieb ihr dieser Beiname ihr Leben lang erhalten. Rolf war über die Ankunft der kleinen »Ersatztöchter« übergücklich. Erst jetzt zeigte sich, dass er den Tod der kleinen Maja im Jahr 1916 nie so recht überwunden hatte, obwohl man aus seinem seinerzeitigen Verhalten eher auch seine bekannte Distanziertheit herauslesen konnte. Nun öffnete sich Rolf und suchte bei seiner Tochter jene Nähe, die er seiner Frau scheinbar verwehrt. Um sich seiner Tochter zu widmen, verließ er nun früher das Büro, und als im September 1926 Sohn Franz geboren wurde, hatte er sich bereits zu einem liebevollen und interessierten Vater entwickelt, der auch viel Zeit für die Kinder aufwendete. (Abb. 113)

Und Hermine? Natürlich ist Hermine unendlich glücklich über ihre Kinder, und sie schildert in den Briefen in die Heimat ausführlich deren Entwicklung. Doch immer findet sich auch ein Wermutstropfen, der ihre Freude trübt. Vor allem klagt Hermine nun darüber, dass sie die Kinder nicht der Familie zeigen könne und sie ohne die nahen Verwandten aufwachsen müssten. Aus Sparsamkeit musste sie überdies ausgerechnet von jenen Frauen in Tientsin, denen sie sich gesellschaftlich deutlich überlegen fühlte, Babykleidung, Stubenwagen etc. ausborgen – eine Situation, die ihr Familienglück in ihren Augen gleichfalls überschattete.

Dazu kamen fortwährende Ärgernisse mit dem Hauspersonal, die einmal in größere, dann wieder nur in kleinere Konflikte mündeten. Seit Hermine in China ange-



113 Der stolze Vater mit Franz und Maus, 1928

kommen war, kämpfte sie gegen die Mentalität der Bediensteten in ihrem Haushalt an. Einerseits pflegte das Personal auch mehrmals wiederholte Anweisungen der Hausfrau einfach zu ignorieren, wie Hermine in mehreren Briefen schreibt, und andererseits stießen vor allem Hermine's Vorstellungen von Sauberkeit auf völliges Unverständnis. »Sie begreifen einfach Deine Art nicht und wollen auch nicht, da sie von einer bemerkenswerten Faulheit sind«, stellt sie dazu einmal in einem Brief an die Schwiegermutter im November 1922 lapidar fest. Natürlich wurde nun, da die Kinder auf der Welt waren, die Kinderfrau, die Amah, die wichtigste Person des Hauspersonals. Als Hermine das Glück hatte, eine chinesische Kinderfrau zu finden, die ihr zusagte, tauchte gleichzeitig ein anderes Problem auf. Diese »Amah« war nämlich »ein ausgesprochener Drache«, der alle Kulis aus dem Haus ekelte, wie Hermine am 22. August 1925 an ihre Schwiegermutter schreibt. »Es ist so ermüdend kaum ist einer gut dressiert, was unendliche Geduld und Zeit kostet so gibt's irgendeinen Riesenkrach und der Mann läuft davon. – So war es kürzlich auch, aber sie [die Amah] kam an den Unrichtigen, der haute ihr ein blaues Auge – sie zog zeternd zur Polizei, dann wurde der Kuli geholt und Beide blieben einen Tag aus. Endlich kam sie triumphierend zurück und meinte sie hätte schon einen anderen Kuli bestellt, der alte dürfte nicht mehr ins Haus – sonst ginge sie. – Ich stand der Sache machtlos gegenüber.« Da die Amah »für eine Chinesin besonders viel Begriff von Reinlichkeit« hatte, wollte Hermine nämlich nach wie vor nichts gegen sie unternehmen. Als Ersatz für den Kuli brachte die Kinderfrau ihren Neffen ins Haus. Da dieser noch nie in einem europäischen Haushalt gedient hatte, war er natürlich wieder »neu zu dressieren«. Der Boy, das ist der erste Diener, wäre zwar für diese Aufgabe zuständig gewesen, weigerte sich allerdings, da der Kuli von jener Frau gebracht worden war, mit der offenbar schon das gesamte Personal in Fehde lag. Allerdings muss gesagt werden, dass die Amah die Kinder rührend umsorgte und Mausl und Franz auch eine besondere Zuneigung zu ihr fassten. (Abb. 114)



114 Die Amah mit Mausl und Franz

Die herangewachsenen Kinder besuchten ähnlich wie in Österreich zunächst einen Kindergarten, dann die Volksschule und anschließend das Gymnasium. In den Konzessionen gab es eine Reihe von Schulen, die teils von den verschiedenen Nationen, teils von unterschiedlichen Konfessionen betrieben wurden. Die »Deutsche Schule« stand in engem Kontakt mit dem Unterrichtsministerium in Berlin, von wo auch der Lehrplan bezogen wurde, wobei besonderes Augenmerk auf den Unterricht in korrekter deutscher Sprache gelegt wurde. Bemerkenswert ist, dass in keiner der ausländischen Schulen die chinesische Geschichte und Sprache zu den Unterrichtsfächern zählte. Auch die Erwachsenen hatten kaum Interesse am Erwerb dieser Sprache, und Rolf war einer der wenigen Ausländer, der zeit seines Lebens chinesische Sprachstudien betrieb. Die Kinder hingegen wurden in der Regel von ihren Amahs bereits von klein auf mit chinesischen Bräuchen und Ritualen sowie insbesondere mit chinesischen Märchen vertraut gemacht, woraus sich üblicherweise ein zumindest rudimentäres Verständnis der chinesischen Sprache ergab. Auch Mausi und Franz waren in der Folge fähig, sich im Alltag mithilfe der chinesischen Sprache zurechtzufinden.

Während der jüngere Franz die Schule unproblematisch durchlief, machte Mausi ihrer Mutter vor allem aufgrund ihrer schlechten Konzentrationsfähigkeit Sorgen, und Hermine fühlte sich genötigt, kontinuierlich mit ihrer Tochter zu lernen. Humorvoll kommentiert Rolf am 21. November 1932 das Engagement seiner Frau: »Mausi ist etwas langsam und verspielt, so dass die arme Mädy täglich Nachmittag mit ihr lernen muß, was für Beider Nerven eine ziemliche Anforderung ist.« (Brief an Greta)

Auch Rolf nahm regen Anteil an der Ausbildung, sobald die Kinder die Schule besuchten. (Abb. 115) Wie sein Sohn Franz berichtet, erfolgten, zumeist während des Abendessens, rege Diskussionen über die verschiedensten Wissensgebiete, welche im Unter-



115 Rolf und Hermine mit den Schulkindern

richt gerade durchgenommen wurden, und Rolf nahm sich viel Zeit für Erklärungen und sonstige Hilfestellungen, um die Ausbildung seiner Kinder zu fördern. Auf diese Weise genossen die Kinder insgesamt eine erstklassige, großbürgerliche Erziehung: Sie erhielten Unterricht in Englisch und Französisch, lernten Klavierspielen, wurden künstlerisch sowie kunsthandwerklich gefördert, und es wurde auf ihre sportliche Betätigung und körperliche Ertüchtigung Bedacht genommen. In diesem Zusammenhang erwies sich der Vater beispielsweise selbst als geduldiger Eislauflehrer für seine Kinder und brachte ihnen auch Figurenlauf und Eistanz bei. Für viele Jahre wurde für Rolf das Eislaufen mit den Kindern so zu einem sportlichen Fixpunkt während der Wintermonate.

In den 20er- und Anfang der 30er-Jahre endete in der Deutschen Schule der Unterricht nach der 9. Schulstufe, und die letzten drei Jahre, die erst die Matura ermöglicht hätten, wurden vorerst nicht angeboten. Für die Eltern, die diese Option suchten, standen daher damals im Prinzip nur zwei Möglichkeiten zur Verfügung: Entweder wurden die Kinder nach Europa zu Verwandten geschickt, oder die Kinder konnten in der Deutschen Schule in Shanghai diese fehlenden Jahre absolvieren.

Sowohl für Rolf als auch Hermine stand fest, dass die Kinder einen Maturaabschluss erlangen sollten, allerdings war es für beide undenkbar, dass Mausl und Franz deswegen das Elternhaus verlassen müssten. Bezeichnend für Rolf ist, dass er sich aktiv dieser Situation stellte: Er wurde Mitglied im Vorstand des Schulvereins der Deutschen Schule und wirkte in dieser Funktion engagiert an der Installierung drei weiterer, fortführender Klassen mit. Der Höhepunkt von Rolfs diesbezüglichen Bemühungen war die erste Maturafeier an dieser Schule im Jahr 1944. Neben seinen Kindern hatten noch drei weitere Mitschüler die Matura abgelegt, und obwohl es sich somit um eine sehr kleine Abschlussklasse handelte, wurden die ersten Absolventen des neuen »Schultyps« in der ganzen Kommune freudig gefeiert.

Sehnsucht nach Österreich

Auch wenn sich Rolf anders als Hermine kaum in direkter Weise über sein Befinden, seine Ängste, Freuden und Hoffnungen geäußert hat, so lässt sich doch annehmen, dass er sich in seinem neuen Lebensumfeld recht wohlfühlt haben muss. Er war beruflich erfolgreich, durch seine sportlichen Betätigungen gerade so weit gesellschaftlich integriert, wie es ihm persönlich angenehm war, und später als Honorarkonsul eine anerkannte öffentliche Persönlichkeit der Stadt Tientsin.

Nichtsdestotrotz fühlte sich Rolf all die Jahre, die er in China lebte, seiner Familie in Wien und generell seinem Heimatland sehr verbunden, und die familiären Beziehungen sowie sonstige mit der Heimat gepflegte Kontakte waren ihm sehr wichtig.

Nachdem der Wunsch aller Familienmitglieder nach einem Wiedersehen immer dringender wurde, plante Rolf im Jahr 1929 endlich eine Reise nach Europa. Die Welt, nach der Hermine unverhohlen und Rolf insgeheim Heimweh hatte, war jedoch längst nicht mehr dieselbe, die sie einige Monate später wirklich besuchen sollten. Als Rolf im Jahr 1913 seiner Frau nach Bukarest gefolgt war, war sein Heimatland die österreichisch-ungarische Monarchie, ein Vielvölkerstaat mit einer Fläche von rund 700.000 km² und mit rund 53 Millionen Einwohnern gewesen. Bukarest hatte die Hauptstadt des Königreichs Rumänien gebildet, das unmittelbar an Siebenbürgen, Teil der Habsburgermonarchie und Herkunftsland von Hermines Eltern, angrenzte. Im Ersten Weltkrieg schlug sich Rumänien auf die Seite der Entente, sodass sich Rolf und Hermine plötzlich als Bürger zweier verfeindeter Länder und dementsprechenden Vorurteilen konfrontiert sahen. Nun aber, als die Reise geplant wurde, erwartete die beiden eine grundsätzlich geänderte Situation. Einerseits gab es die »Republik Österreich«, die nach dem Ersten Weltkrieg im Vertrag von Saint-Germain auf die Fläche von rund 84.000 km² und 6 Millionen Einwohner reduziert worden war, andererseits hatte sich Hermines Heimat zu »Großrumänien« entwickelt, das sich flächenmäßig verdoppelt hatte und nun seinerseits zum Vielvölkerstaat geworden war. Zwischen den ehemaligen Nachbarstaaten lag der unabhängige Staat Ungarn. Bedingt durch die verheerenden Auswirkungen des Ersten Weltkrieges befanden sich damals alle ehemals am Krieg beteiligten Staaten in einer Wirtschaftskrise von unvorstellbarem Ausmaß, und eine erhebliche Inflation sowie eine immens hohe Arbeitslosigkeit bereiteten sowohl in Österreich als auch in Rumänien den Boden für politische Unruhen und schließlich den Zweiten Weltkrieg.

Rolf und Hermine beschlossen, die Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn anzutreten. Nachdem diese Linie während des russischen Bürgerkrieges über weite Strecken zerstört worden war, war sie ab Mitte der 1920er-Jahre wieder hergestellt worden, wovon nicht nur der Briefverkehr profitierte – Pakete wurden allerdings erst ab dem Jahr 1937 befördert –, sondern auch der Personenverkehr, da sich die Dauer einer Reise nach Europa im Vergleich zu einer Schiffsreise erheblich verkürzte. Als Rolf und Hermine seinerzeit mit dem Schiff von Europa nach China reisten, waren sie rund sieben Wochen unterwegs gewesen, während die Fahrt mit dem Zug nun rund zwölf Tage in Anspruch nehmen sollte. Es ist schwer vorstellbar, welche Gedanken Rolf auf dieser Bahnfahrt beschäftigt haben müssen – als er Tag um Tag Strecken bereiste, die er bereits mehr als zehn Jahre zuvor als Kriegsgefangener in Viehwaggons zurückgelegt hatte und die ihn nun in die Gegenrichtung und als freien Mann mit Frau und Kindern in die Heimat führ-

ten. Noch weniger lässt sich darüber mutmaßen, welche Gefühle selbst ihn, den zum Fatalismus neigenden Pragmatiker, angesichts der aufkeimenden Erinnerungen und persönlichen Rückblicke befallen haben müssen. Erwartungsgemäß gibt es von Rolf keine diesbezüglichen Kommentare, und so erfährt man von ihm einzig und allein, dass es in den einzelnen Stationen »nicht so wie ehemals alle bäuerlichen Nahrungsmittel zu kaufen« gab. (Brief an Mutter und Greta, 5. 3. 1930)

Einen Teil ihres Aufenthaltes verbrachten Rolf und Hermine in Österreich, um mit Rolfs Mutter, Schwester Greta, Bruder Remigius und Freunden zusammenzutreffen. Für die Reise nach Bukarest zu Hermines Eltern und Bruder Ernst wählten sie einen Donaudampfer, wobei die beiden insbesondere die lang entbehrten Reize der facettenreichen Landschaft genossen. Einige Wochen machten sie Urlaub am Schwarzen Meer, wo Hermine mit Moorbädern ihre körperliche Konstitution zu stärken hoffte. Weihnachten kamen Rolfs Mutter und Schwester nach Bukarest, und die große Familie feierte das Fest gemeinsam.

Rolf unternahm noch ein paar »Extratouren«, um die Gelegenheit zu nutzen, die Firmeninhaber, mit denen er von China aus zusammenarbeitete, aufzusuchen bzw. um neue berufliche Geschäftsverbindungen anzubahnen. Ein Weg führte Rolf auch zum ehemaligen rangältesten Offizier des Lagers von Dauria sowie zum ehemaligen Kommandanten des Lagers Perwaja Rjetschka bei Wladiwostok. Bereitwillig verfassten diese die ausführlichen »Bestätigungen« über seinen Einsatz als Lehrer und Architekt, die im Kapitel über Rolfs Gefangenschaft zitiert sind. Eine weitere »Bestätigung« holte sich Rolf von der »Direktion der städtischen Straßenbahnen«, die ihm seine architektonische Tätigkeit für die damaligen »Wiener Verkehrsbetriebe« bescheinigte. Möglicherweise erhoffte Rolf, von diesen Beweisen seiner beruflichen Aktivitäten zu profitieren, sofern er einmal nach Wien zurückkehren sollte, um als Architekt in seiner Heimatstadt tätig zu werden. Mit Sicherheit hat Rolf seinen Aufenthalt in Wien auch dazu benutzt, sich über die aktuelle Bautätigkeit zu informieren. In den 1920er- und 1930er-Jahren wurde im Rahmen eines sozialen Wohnbauprogramms eine Reihe von »Gemeindebauten« errichtet, deren Architekten zum Teil ehemalige Studienkollegen wie Michael Rosenauer, Josef Hahn oder Otto Polak-Hellwig waren. Viele dieser Bauten waren gerade fertiggestellt worden oder befanden sich im Bau, wie etwa der »Karl-Marx-Hof« von Karl Ehn, der mit einer Länge von rund einem Kilometer der damals längste zusammenhängende Wohnblock der Welt war.

Auch dem Ruderklub der Normannen stattete Rolf einen Besuch ab, und man kann sich vorstellen, wie er die Begrüßung seiner ehemaligen Rudergefährten in dem Klubraum sitzend genoss, den er rund 16 Jahre zuvor mit so viel Liebe zum Detail gestaltet hatte.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass alle Familienmitglieder übergelukkig waren, einander nach so langer Zeit wiederzusehen, und Mausi und Franzl wurden besonders herzlich empfangen. Tauchte wohl jemals die Frage auf, ob Rolf nicht doch sei-

nen Wirkungskreis nach Bukarest oder Wien verlegen sollte? Die wirtschaftliche Situation in Europa erstickte diesbezügliche Erwägungen wahrscheinlich im Keim. Es gab kaum Bauaufträge, und viele Architekten in Österreich konnten sich allenfalls mit dem Entwurf von Möbeln und der Planung von Wohnungseinrichtungen über Wasser halten. Dem stand das erfolgreiche berufliche Engagement Rolfs in Tientsin gegenüber, seine – teils sehr renommierten – Aufträge, wie etwa das Spital in Tientsin, sowie seine Baufirma als wichtige Einnahmequelle, die Rolf wohl kaum leichtfertig aufgeben wollte. Allerdings dürfte als Folge des Österreich-Aufenthaltes eine mögliche Rückkehr dann doch ein Thema gewesen sein – vielleicht erst nach der Ankunft in China, vielleicht aber schon als Ergebnis der familiären Gespräche in Wien. Jedenfalls wird Rolf die Frage, auf welche Art und Weise eine Rückkehr familiär und wirtschaftlich am besten vorbereitet wird, in den nächsten Jahren vermehrt beschäftigen, wie weiter unten deutlich werden wird.

Nach sechs Monaten Aufenthalt in Europa trat Rolf mit seiner Frau und den Kindern im Februar 1930 vorerst jedoch wieder die Rückreise nach China an. Da die Reise einen mehrmaligen Wechsel der Eisenbahnlinien notwendig machte und Anschlusszüge zum Teil erst nach mehreren Stunden zur Verfügung standen, mietete Rolf in zwei dieser erzwungenen Aufenthaltsorte Hotelzimmer, wo seine Familie nach der tagelangen Bahnfahrt ein paar Stunden Erholung finden sollte. Er selbst suchte hingegen beide Male einen Eislaufplatz auf und genoss das »spiegelglatte, harte Natureis«. Unwillkürlich muss man an einen Brief von Rolfs Mutter denken, in dem sie ihren Sohn als Egoisten bezeichnete. Denn Hermine litt seit der Abreise an einem schweren Darmkatarrh, sodass vom russischen Zugführer sogar zweimal um einen Arzt telegraphiert werden musste, der dann in einer der Stationen nach ihr sah. Rolf jedoch hatte anscheinend keine Bedenken, ihr die Kinder, die gerade drei und fünf Jahre alt waren, in einem Hotelzimmer zu überlassen, obwohl die Kinder mit Sicherheit nach der tagelangen Beengtheit in Zugabteilen gleichfalls ausgiebige Bewegung im Freien benötigt hätten, während Hermine vermutlich lieber alleine die Ruhe in einem Hotelbett genossen hätte.

Schließlich stieg die Familie in den Zug, der sie bis nach Tientsin zurückbrachte, und insbesondere Hermine wird sich gleichsam wieder wie »zu Hause« gefühlt haben. Rolf schreibt in dem bereits erwähnten Brief vom März 1930: »Diese Etappe, in der chinesischen Eisenbahn, war die einzige unangenehme. Garstiger, schmutziger Schlafwagen bei dem die Heizung nicht funktionierte, so dass wir übernacht Pelze und Mäntel anziehen und uns in die Decken und Plaids einwickeln mussten.«

In Wien war Rolf auch mit seinem Bruder Remigius zusammengetroffen. Rolfs Mutter hatte mehrmals in Briefen berichtet, dass Remigius mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, was einerseits zwar aufgrund der wirtschaftliche Lage verständlich, aber andererseits auch darin begründet war, dass Remigius – ganz Künstlerklischee – offen-

sichtlich nur schlecht mit Geld umgehen konnte. Immer wieder erfuhr Rolf durch seine Mutter oder Schwester von Geldnöten seines Bruders, was seine Familienangehörigen verstärkt beunruhigte, nachdem Remigius geheiratet und zwei Kinder zu versorgen hatte. Rolf hatte, wie schon erwähnt, das finanzielle Auskommen seiner Mutter gesichert, solange sie lebte. Nun fühlte er sich auch für seinen älteren Bruder verantwortlich und half ihm leihweise mit einem größeren Betrag aus. Wie ein Brief vom 21. 3. 1939 an seine Schwester zeigt, hatte er allerdings von vornherein wenig Hoffnung, dass sich die Lebenssituation seines Bruders grundsätzlich ändern würde. Deutlich kommen in diesen Zeilen die charakterlichen Unterschiede zwischen den beiden Brüdern zutage: »Die Verhältnisse bei Remi haben sich also, wie es zu erwarten war, auch nach seiner scheinbaren Sanierung nicht geändert. Damit, liebe Greta, müssen wir uns wohl abfinden. [...] Mache Dir vorläufig keinerlei Sorgen wegen meiner Sicherstellungen etc. 50 % jeder Hoffnung habe ich schon aufgegeben als ich einsprang. Ich halte mehr als wegen meiner Sicherung auf der Verantwortlichkeit, weil sonst Remi und seine Familie die Sache sicherlich nur zu leicht nehmen und eine Wiederholung gar nicht so ausgeschlossen wäre. Wenn ich die Hälfte des Geldes wiedersehe so bin ich auch zufrieden; natürlich kann man das nicht durchleuchten lassen. Ich werde demnächst an Remi schreiben um [...] die Rückzahlung in Raten, und die Sicherstellung durch Bilder etc. vorzuschlagen. Wir kennen ja leider Remi, wenn er nicht fest genommen wird, so wird er auch unter den besten Bedingungen gerade nur durchwursteln.«

Die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, gehörte sicherlich zu Rolfs herausragenden Charaktereigenschaften und zeigte sich bei ihm schon in jungen Jahren, als er seinen psychisch erkrankten Vater in die Klinik begleitete. Natürlich nahm er später seine Verantwortung als Familienvater besonders ernst. Ein Beispiel sind etwa die Maßnahmen, die er ergriff, als er den hoch riskanten Auftrag für die Hochwasser-Abfanganlage und Schiffsschleuse bei Tientsin annahm. Am 12. 4. 1931 schreibt er seiner Schwester: »Natürlich ist so eine Arbeit immer ein großes Wagnis, und deshalb habe ich schon vorher für den Fall eines Fehlschlages eine Summe bereitgestellt, die Mädy und den Kindern mindestens die Heimreise und für einige Zeit den Unterhalt sichern soll. Ich konnte mich lange nicht entschliessen den Cheque, der nun schon Monate bereit liegt auch abzuschicken, denn das Betriebskapital für so eine Arbeit ist ja nie genug. Aber darf das Risiko nicht eingehen, und sende daher nun den Cheque an dich. Ich weiss, dass ich damit manchen Vorteil aus der Hand gebe, aber es muss auch so gehen. [...] Die Arbeit muss äusserst rasch betrieben werden, und in zwei Monaten werde ich schon wissen, ob ich gewonnen oder verloren habe.«

Einmal aber siegten Rolfs berufliche Interessen doch über seinen Familiensinn: Er wusste von seiner Schwester, dass aufgrund des Allgemeinzustandes seiner Mutter –

sie stand im 85. Lebensjahr – mit deren baldigem Ableben zu rechnen war. Da Rolfs Urlaub in Europa nun schon fünf Jahre zurücklag, war ihr großer Wunsch natürlich, noch einmal ihren Sohn zu sehen. Nach – sicher quälenden – Überlegungen hat Rolf diese Reise jedoch nicht angetreten. Er meinte nämlich, dass er durch seine Abwesenheit ein Jahr Arbeit und die damit verbundenen Einnahmen verlieren würde. Allerdings scheint bei seinen Erwägungen vor allem die Befürchtung, bei längerer Abwesenheit von seinen beruflichen Konkurrenten verdrängt zu werden, im Vordergrund gestanden zu sein.

Da Rolfs Schwester Greta all die Jahre bei der Mutter lebte, stellten die Briefe Hermine, die sich häufig an beide wendeten, einen einigermaßen kontinuierlichen Kontakt sicher. Als Rolfs Mutter aus Altersgründen nahezu ganz aufhörte zu schreiben bzw. nach ihrem Tod im Dezember 1934 reduzierte Hermine ihre Korrespondenz allerdings deutlich. Umso überraschender ist es, dass sich ab diesem Zeitpunkt Rolfs Mitteilungen nicht mehr nur auf wenige Zeilen beschränken. In dem Briefverkehr zwischen Rolf und Greta handelt es sich jedoch weitgehend um praktische Fragen. Vor allem in Angelegenheiten, die Rolf nicht von China aus erledigen konnte, wendet er sich an seine Schwester. Einerseits ging es beispielsweise um die Geldbeträge, die Rolf zur Unterstützung der Mutter überwies und die Greta verwaltete. Andererseits bat er sie um die Erledigung von diversen in Österreich fälligen Zahlungen sowie um Hilfe bei Problemen, die teilweise durch die berufliche Zusammenarbeit mit Wiener Firmen auftraten. Schließlich hat sich Greta auch um die Abrechnung verschiedener kunstgewerblicher Gegenstände, wie Grabbeigaben, Rollenbilder, Tonfiguren etc., gekümmert, die Rolf für den Verkauf an Freunde und Bekannte nach Wien gesendet hat. Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt hat Rolf etliche dieser Stücke, wahrscheinlich nachdem sie sich als unverkäuflich erwiesen hatten, dem Wiener Völkerkundemuseum geschenkt, wo sie sich zum Teil noch heute befinden.

Rolf war jedoch nicht nur durch seine Familie der Heimat verbunden. Es war ihm ein ebenso großes Anliegen, auch in Österreich als Architekt Anerkennung zu finden bzw. nicht vergessen zu werden. Mehrmals sendete er etwa kommentierte Entwürfe verschiedener Projekte an diverse Medien, mit der Bitte, diese zu publizieren. Während seines Europaaufenthaltes hielt er im Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein, in dem er korrespondierendes Mitglied war und dessen Fachzeitschrift er auch in China regelmäßig bezog, einen Vortrag mit Lichtbildern mit dem Titel: »Über altes und neues Bauen im heutigen China«. Er zeigte Fotografien von Gebäuden, Land und Leuten, die er anlässlich seiner beruflichen Reisen in den verschiedenen Gegenden Chinas aufgenommen hatte, und natürlich auch Bauwerke, die von ihm projiziert und errichtet worden waren.

Zu seiner großen Freude zeigten sich seine Bemühungen von Erfolg gekrönt: 1931 erhielt Rolf anlässlich der XX. Wiener Internationalen Frühjahrsmesse vom Bundesminis-

terium für Handel und Verkehr sowie vom Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft eine Dankesurkunde – und zwar nicht zuletzt für die Anbahnung von Geschäftsbeziehungen zwischen heimischen Firmen und China. Als Höhepunkt seiner beruflichen Anerkennung wurde ihm im Jahr 1932 sogar der ehrenvolle Titel »Baurat h. c.« verliehen.

Seine tiefe Verbundenheit mit Österreich zeigte sich auch in Rolfs Wunsch, bei seinen Kindern, die nun zehn und zwölf Jahre alt waren, Verständnis für sein Heimatland zu wecken. Er bat seine Schwester nämlich, »5 vaterländische Ergänzungshefte zu den österreichischen Lesebüchern« zu besorgen, da er diese seinen Kindern zu Weihnachten schenken wollte. (Brief an Greta, 12. 11. 1936) Detailliert gibt er die Titel der Hefte an:

Mein Vaterland, mein Österreich
 O du mein Österreich
 Hoch Österreich
 Ich bin ein Österreicher
 Der Österreicher hat ein Vaterland

Darüber hinaus ersuchte Rolf auch seine Schwester, ihm die Lehrpläne der österreichischen Mittelschulen zu senden, um sie mit denen der Deutschen Schule vergleichen zu können – und keine Frage, Rolf hat gegebenenfalls sicher auch in diesem Punkt »Nachbesserungen« eingefordert.

Wie wichtig Rolf die Vermittlung eines patriotischen Österreichbildes in China war, lässt sein Vorhaben erkennen, trotz seiner Arbeitsüberlastung Vorträge in Schulen und Vereinen zu halten, um »das Interesse für Österreich zu heben und mehr Verständnis für seine wirtschaftliche Aufbauarbeit zu wecken. Gleichzeitig sollen diese Vorträge aber auch eine eindringliche Werbung für den Besuch Österreichs durch Ausländer darstellen«. Mit diesen Worten wendete er sich im November 1936 an den Werbedienst des Bundesministeriums für Handel und Verkehr mit der Bitte um Zusendung von Filmen, Bild- und Textmaterial.⁵² »Da«, wie er schreibt, »eine solche Werbung nicht eindringlicher gestaltet werden kann als durch das Aufzeigen der landschaftlichen Schönheiten und der wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften Österreichs.« Er plante nicht nur Vorträge in Tientsin zu halten, sondern auch in anderen Städten des Fernen Ostens, etwa Peking, Nanking, Shanghai etc., und meinte, das Material eventuell sogar an Japan weitergeben zu können.

Eine öffentliche Würdigung seiner Verbundenheit mit Österreich erhielt Rolf schließlich, als er im Jahr 1932 auf Vorschlag Konsul Dr. Bauers zum österreichischen Vizekon-

52 Unveröffentlichtes Schreiben vom 12. 11. 1936 im Nachlass Rolf Geylings

sul von Tientsin ernannt wurde, was ihm zwar viel Ehre einbrachte, aber, wie er betonte, wiederum eine arbeitsmäßige Mehrbelastung bedeutete. Als Konsul Bauer im Jahr 1937 Tientsin verließ, wurde Rolf als dessen Nachfolger ausersehen.

Schließlich zeigte sich, dass Rolf zumindest ab den 1930er-Jahren recht konkrete Überlegungen zu einer Rückkehr nach Österreich anstellte und bereits 1932 plante, ein Haus in Wien oder in der näheren Umgebung zu erwerben, was allerdings wiederum nur mithilfe der Schwester zu bewerkstelligen war. Nachdem Greta ihrem Bruder zum erfolgreich beendeten Schleusenbau gratuliert hat, antwortete er am 29. 2. 1932: »Gewiss freut es einem, zu sehen dass man nicht ganz umsonst gearbeitet hat; und besonders ist es ja für mich wichtig, wenn ich mal nachhause komme, nicht ganz hinter meinen einstigen Kollegen zurückgeblieben zu sein.« Konkreter über eine Rückkehr in die Heimat wird er dann noch im Zusammenhang mit dem schon erwähnten Bau der Villa in Peitaiho, den er wenige Monate zuvor begonnen hatte: »Du glaubst übrigens, liebe Greta, aus der Tatsache dass ich in Peitaiho ein Sommerhaus baue schliessen zu müssen, dass ich nicht vorhabe in absehbarer Zeit zurück zu kommen? Das hat nichts damit zu tun.« In einem späteren Brief am 3. 8. 1933 präzisiert er sodann seine Vorstellungen: »Ich denke immer an ein Familien- oder Zweifamilienhaus in den äusseren, möglichst westlichen Bezirken mit landschaftlich schöner Lage. Aber es könnte ebenso ein bürgerliches Wohn- und Mietshaus in einer ruhigen, angenehmen Lage sein. [...] Ich möchte, damit Du mich recht verstehst, endlich ein Fleckchen haben, das mir sicher ist, und wo auch das Geld sicher angelegt ist.« Er meint, dass er China aufgrund der guten Auftragslage derzeit zwar nicht verlassen könne, aber dass er sich vorstelle, das erworbene Haus vorläufig zu vermieten oder seiner Mutter und Schwester zu überlassen. Über die Heimat gut informiert – Rolf war auch Abonnent der »Neuen freien Presse« –, war ihm natürlich bekannt, dass Hausbesitzer wegen der tristen wirtschaftlichen Lage zu Notverkäufen gezwungen waren bzw. vermehrt Versteigerungen erfolgten, bei denen man ein Haus relativ preiswert erwerben konnte. Die Angelegenheit zog sich allerdings hin, und am 19. 11. 1935 schreibt Rolf, dass er aufgrund der »Währungsverhältnisse« beschlossen habe, den Hauskauf »für einige Jahre hinauszuschieben«.

Im Frühling 1937 schmiedete Rolf neue Pläne, die sich einerseits mit dem Thema der Geldanlage in Österreich beschäftigten, andererseits auch wieder seine Heimkehr implizierten. Sein Cousin Otto Liermberger war vor dem Ersten Weltkrieg Besitzer eines Sanatoriums in Levico gewesen, einem Ort, der damals zu Tirol gehörte hatte und heute in Italien liegt. Wie schon erwähnt, hatte Rolf in jungen Jahren dort einige Male seine Ferien verbracht und an einem »Reiseführer« mitgearbeitet, den sein Cousin für seine Gäste herausbrachte. Als Levico nach dem Ersten Weltkrieg Italien zugeschlagen worden war, erwarb Liermberger in Igls in Tirol eine dort bestehende Wasserheilanstalt. Im

Frühling 1936 war er aber durch Adaptierungs- bzw. Ausbauarbeiten – er erbaute auch ein Hotel – in finanzielle Schwierigkeiten geraten und wendete sich nun an Rolf mit der Bitte um Hilfe, wie aus einem Brief hervorgeht. Vielleicht hat Liermberger Rolf die Anstalt sogar zum Kauf oder zumindest eine Beteiligung angeboten. Jedenfalls lehnte Rolf ab. Am 21. 6. 1936 schreibt er seiner Schwester: »Von Otto habe nichts gehört über seine Adaptierungsarbeiten, trotzdem ich ihm schrieb. Dagegen schrieb mir Karl Kuderna [ein Freund der Familie] und riet mir sehr ab. Er meinte die halben Hotels in den Alpen wären zu verkaufen weil das Erträgnis ein so schlechtes sei.« Rund ein Jahr später befand sich Liermberger noch immer in so großen Schwierigkeiten – es wurde bereits von einer Versteigerung des Anwesens gesprochen –, dass er sich neuerlich an Rolf wendete. Dieser entwickelte nun eine umfassende Strategie: Rolf wollte die Anlage übernehmen, allerdings sollte seiner Schwester Greta die Oberaufsicht übertragen werden, während er selbst in das nahe gelegene Innsbruck zu übersiedeln vorhatte. Einerseits beabsichtigte Rolf dort seinen Beruf weiter auszuüben, und andererseits würde sein Sohn Franz dort eine Universität mit entsprechenden Studienmöglichkeiten vorfinden. Wichtig war Rolf auf jeden Fall, dass er seine Ersparnisse sicher anlegen konnte. Als Bedingungen nannte er deshalb, dass er selbst Alleinbesitzer werde und sein Cousin und dessen Frau die Leitung des Sanatoriums und Hotels bis zur Pensionierung von Greta übernehmen und die Geschäftsführung dann an Greta übergeben sollten. Wie Rolfs Cousin, aber auch Greta auf diese Vorschläge reagierten, ist nicht bekannt. Jedenfalls ist aus diesem Plan – wahrscheinlich auch aufgrund der nachfolgenden politischen Ereignisse – nichts geworden.

Während in Europa die Wirtschaftskrise ihren Höhepunkt erreichte, war Rolf mit einer Reihe von Projekten voll ausgelastet. Er arbeitete wiederum halbe Nächte durch, und seine Heimkehrpläne traten neuerlich in den Hintergrund – nicht aber der Wunsch, sein Geld mit »einer einigermaßen guten Verzinsung« in Österreich anzulegen. Zu diesem Zweck war ihm scheinbar alles recht: »Ich habe natürlich auch manchmal an das Geylingsche Haus in der Windmühlgasse gedacht, falls das aus irgend einem Grund zum Verkauf kommen sollte. Nachdem Löws⁵³ nicht rein arischer Abstammung sind könnte sich dies doch etwa ereignen«, schrieb er in Anbetracht der Hintergründe, die solch einen Verkauf erzwangen, irritierend nüchtern und scheinbar ungerührt. Oder wusste Rolf tatsächlich nicht, wie es der jüdischen Bevölkerung in dieser Zeit in Wien erging?

53 Als Rolf Geylings Vater Rudolf die künstlerische Leitung der Glasmalereiwerkstätte übernommen hatte, wurde die kommerzielle Leitung Alois Löw, Ehemann einer unehelichen Tochter Carl Geylings, übertragen. Löw hat in der Folge das Haus mit der Werkstätte in der Windmühlgasse 22 (Wien 6) erworben. Trotz aller Bemühungen, insbesondere von Remigius Geyling, das Haus unter Denkmalschutz stellen zu lassen, wurde es 1967 abgerissen. Die Werkstätte wurde in den 15. Bezirk verlegt.

Rolf schrieb den Brief im Dezember 1938. Im Jahr 1933, als Hitler in Deutschland zum Reichskanzler ernannt worden war und sich in Österreich im Austrofaschismus ständestaatliche und faschistische Ideen etabliert hatten, begann die gezielte Ausgrenzung der Juden, die häufig bereits mit tätlichen Übergriffen verbunden waren. Insbesondere nach dem »Anschluss« Österreichs im März 1938 an das Deutsche Reich verschärfte sich die antisemitische Repressionen, und mit der sogenannten Reichskristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938 begann die systematische Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung auch in der nunmehrigen »Ostmark«.

Greta, die die Suche nach einer passenden Immobilie nie aufgegeben hatte, fand schließlich Ende 1939 tatsächlich etwas Passendes. Es war eine kleine Villa, umgeben von einem großen Obstgarten, die sich in dem beschaulichen Ort Emmersdorf in der Nähe von Melk in Niederösterreich befand. Bemerkenswert ist, dass Hermine, die sich seit mittlerweile beinahe 20 Jahren nichts sehnlicher wünschte, als in die Heimat zurückzukehren, in die Pläne eines Hauskaufs scheinbar gar nicht eingeweiht war. Denn obwohl sich dieses Projekt über mehrere Jahre hinzog und Rolf auch mehrmals seiner Schwester diesbezüglich schrieb, erwähnte Hermine in keinem ihrer Briefe dieses Vorhaben, und auch Rolf äußerte sich nie über eine diesbezügliche Reaktion seiner Frau. Ursprünglich hatte Rolf gehofft, dass einmal seine Mutter mit Greta in sein österreichisches Domizil einziehen könnte. Nun, nachdem seine Mutter bereits verstorben war, eröffnete sich zumindest für die Schwester die Möglichkeit, das Haus zu bewohnen. (Farbabb. 29)

Ewige Ungewissheit

Obwohl man aus Rolfs Briefen an seine Schwester Greta den Eindruck gewinnt, dass nur Europa sich Ende der 30er-Jahre sichtbar auf die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges zubewegt, während in China nach wie vor der geschäftsmäßige Alltag vorherrscht, ist eine politische, militärische und letztlich auch wirtschaftliche Zuspitzung der Situation doch auch in Rolfs unmittelbarem Lebensumfeld längst greifbar.

Zum Zeitpunkt der Okkupation der Mandschurei im Jahr 1931 hatte sich die japanische Armee bereits weitgehend der Kontrolle des Parlaments und der Regierung Japans entzogen und ging auf eigene Faust zur Besetzung weiterer Gebiete in China vor, wobei auch Übergriffe auf die chinesische Zivilbevölkerung drastisch zunahm. China konnte dem zunächst wenig entgegensetzen, da ein immer wieder aufflammender Bürgerkrieg zwischen den nationalistischen Kuomintang und der Kommunistischen Partei alle politischen Entscheidungen lähmte. Diese Auseinandersetzungen hatten bereits mit der Gründung der Kommunistischen Partei im Jahr 1921 begonnen. Im Jahr 1924 bildeten

allerdings die rivalisierenden Gruppierungen trotz unterschiedlicher ideologischer Auffassungen eine »Erste Einheitsfront« mit dem umfassenden Ziel, die nationale Einheit Chinas wieder herzustellen. Dazu gehörte die Befreiung vom imperialistischen Druck Japans sowie vom Einfluss der Warlords und – nicht zuletzt – von den westlichen Mächten. Nach dem Tod von Sun Yat-sen, dem Gründer der Republik, im Jahr 1925 brachen allerdings unter dessen Nachfolger Chiang Kai-shek die Kämpfe zwischen den Parteien neuerlich aus.

Am 7. Juli 1937 ereignete sich der sogenannte »Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke«. Ein Schusswechsel bei der nahe Peking gelegenen Brücke zwischen japanischen und chinesischen Soldaten wird allgemein als auslösend für den Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg gesehen. In der Folge formierte sich zwischen den Kuomintang und den Kommunisten die »Zweite Einheitsfront« zum Widerstand gegen die japanischen Aggressoren. Dieser Pakt hielt, abgesehen von einigen Zwischenfällen, bis zum Jahr 1941.

Als der Krieg im Sommer 1937 ausbrach, erreichten die Kämpfe auch Tientsin. Rolf hielt sich gerade bei Hermine und den Kindern auf Besuch in Peitaiho auf, und er erreichte gerade noch den letzten Zug, um nach Tientsin zurückzukommen. Da aus Peitaiho mit keinem funktionierenden Postverkehr zu rechnen, aber gleichzeitig anzunehmen war, dass Nachrichten über die Kriegshandlungen auch Europa erreichen würden, schrieb Rolf am 4. August 1937 an seine Schwiegereltern, um sie über die aktuelle Lage zu informieren. Er berichtete, dass die kritischen Tage schon wieder vorbei seien, er aber trotzdem froh sei, dass sich seine Familie in Peitaiho aufhalte, »denn einmal ist Peitaiho heute der sicherste Platz für Ausländer von ganz Nordchina und zweitens hätte sich Mädy, und die Kinder wohl auch, hier recht aufgeregt. Die ausländischen Konzession und auch der Erste Sondersitz (alte deutsche Konzession) in der wir wohnen waren nicht ernster gefährdet als durch einige weitgehende Infanteriegeschosse, aber das tagelange Bombardement in der Umgebung, die Fliegerbomben in den Morgenstunden und die Brände am Horizont wirkten für schwache Nerven doch beunruhigend. Ich habe den österr. Generalkonsul bei mir über Nacht aufnehmen müssen und ich habe noch wohl an 20 Kisten mit Habe befreundeter Chinesen bei [eine Zeile fehlt]. Vorläufig ist keine Gefahr mehr durch den Krieg, höchstens durch Räuber und Einbrecher weil seit Tagen keine Polizei existiert und dann durch Epidemien, weil 40.000 Flüchtlinge auf Straßen, Plätzen, in Gärten und größeren Gebäuden kampieren. Auch da kommt schon allmählich Ordnung hinein. Ein Internat. Komitee sorgt, dass die Flüchtlinge betreut werden und dass jene, deren Häuser nicht zerstört sind, und das ist ja doch der größte Teil so rasch als möglich in ihre Umgebung zurücktransportiert werden. – Kurz gesagt, wir sind hier Alle, die schon länger in China sind, an derlei Überraschungen durch die eigenen Bürgerkriege gewöhnt und nehmen die Vorfälle nicht zu tragisch. Stacheldrahtbarrikaden bei allen Eingängen

zu den Konzessionen, Wachposten der Truppen und Freiwilligenkorps, Kontrollen, Passierscheine, ein Strom von Flüchtlingen, das wird alles man kann fast schon sagen geschäftsmäßig erledigt, wie es kommt«. Rolf schreibt weiter, dass er schon telegrafieren wollte, um die Schwiegereltern zu beruhigen, dass aber alle Leitungen von den »blödsinnigen« amerikanischen Reportern total blockiert waren. Angeblich hatten diese Reporter nämlich den Auftrag, jeden Tag über die Ereignisse je nach Finanzkraft des Blattes 4.000 bis 10.000 Worte zu telegrafieren. Wodurch sie jedoch, wie Rolf meinte, auch viel Unsinn schrieben, um dieses Soll zu erfüllen.

Natürlich stand die Bautätigkeit einige Zeit still, denn die chinesischen Arbeiter durften die Konzessionen vorübergehend nicht betreten, aber als Rolf den Brief verfasste, wurde an den diversen Baustellen schon wieder gearbeitet. Bereit, aus jeder neuen Situation das Beste zu machen bzw. sich jeder neuen Situation mit Optimismus zu stellen, schrieb er seiner Schwester am 5. August 1937, dass er durch diesen Krieg keinen Einbruch in der Bautätigkeit fürchte, sondern erwartete, dass unter japanischer Herrschaft »ein rascheres Tempo der Entwicklung und Industrialisierung einsetzen werde, aber es ist auch gut möglich, dass die erobernde Nation das Geschäftsleben monopolisieren und den anderen Fremdländern das Tätigkeitsfeld mehr und mehr abschnüren wird. Nun, zum Glück geht in China nichts allzu rasch und hat man gelernt sich vielen Umständen anzupassen. Jedenfalls fürchte ich nichts, nur muß ich natürlich vorsichtiger sein und gefasst auch magerere Zeiten hinzunehmen, wenn es so kommen soll.«

Rolfs Gelassenheit war typisch für ihn, und unwillkürlich muss man an eine Stelle in einem Brief denken, den seine Frau mehrere Jahre zuvor, am 16. März 1931 ihrer Schwiegermutter geschrieben hatte, in dem sie klagt, dass Mausi äußerst unkonzentriert ihre Schulaufgaben mache: »Manchmal glaube ich, dass sie etwas von Rolf hat, er kann ja auch zuweilen von einer Ruhe sein, dass man aus der Haut fahren möchte. [...] Vielleicht ist aber gerade dies ein Glück wer weiss ob er so manches geschafft hätte wenn er eben diese Ruhe nicht hätte.«

Rolfs Zuversicht bezüglich seiner beruflichen Aussichten bestätigte sich ja auch insofern, als er im Herbst 1938 eine Reihe von neuen Aufträgen erhielt, sodass er wieder jeden Tag bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten hatte. Im Dezember 1938 schreibt er, dass er mit sechs Wohnhäusern bereits begonnen habe und dabei sei, für weitere sieben Häuser den Abschluss zu machen. Außerdem bekam er den Auftrag für einen größeren Hotelzubau sowie für einen Kleinwohnungsblock. »Vom Krieg um uns herum sind wir derzeit gar nicht betroffen und man merkt in Tientsin kaum etwas von den Ereignissen.«

Nachdem Rolf den Ausbruch des Japanisch-Chinesischen Krieges im Jahr 1937 sehr unmittelbar miterlebt hatte, blieb Tientsin in der Folge von direkten Kriegsauswirkungen verschont. Als im März 1938 der Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland erfolgte,

änderten sich hingegen für Rolf und seine Frau auch in Tientsin die Lebensumstände grundlegend. Allerdings scheint Rolf dieses Ereignis – vermutlich aus Mangel an ausreichenden Informationen – nicht in seiner vollen Tragweite erfasst zu haben, denn er behielt seinen erfrischenden Optimismus, wie sein Brief an Greta vom 18. 5. 1938 zeigt: »Ich freue mich sehr, dass du so guten Mutes bist und hoffe, dass sich der Umschwung auch für Dich und für Remi günstig auswirken wird. Auch hier ist die Umstellung schon ganz erfolgt. Das österreichische Konsulat wurde schon längst dem reichsdeutschen übergeben und [Konsul] Bauer ist schon heimgereist. Ich glaube ich schrieb Dir schon darüber, dass Bauer nicht mehr zurückkehrt und dass ich daher am 1. Mai das Konsulat ganz hätte übernehmen sollen. Ich hatte schon Amtsraum, Möbeln etc. hergerichtet, weil das mit Empfängen verbunden ist. Nun kam es anders, und nachdem ich die Sache ehrenhalber 15 Jahre gemacht habe so bin ich ehrlich froh, dass mir die Arbeit und der Zeitverlust erspart bleibt. Mädy und ich, wir können uns noch nicht so ganz hineinfinden. Wir leben hier so ganz in einer reichsdeutschen Gemeinde und da wird man sich der Unterschiede natürlich stärker bewusst. Auch der neue Gruss und das Um und Auf sind uns recht fremd, aber mit der Zeit wird man sich auch darein finden.« So wie alle Österreicher benötigte auch Rolf einen Ariernachweis, und er bat seine Schwester, die entsprechenden Dokumente zu besorgen, und schlug in diesem Zusammenhang vor, »gleich weitere Nachforschungen nach unseren seltenen Vorfahren zu betreiben. [...] Die Kinder werden in der Schule jetzt schon viel nach solchen Aufzeichnungen gefragt und quälen uns mit ihrem Drängen.«

Greta besorgte für ihren Bruder nicht nur die benötigten Dokumente, sondern kümmerte sich auch um die vorgeschriebene Neuausstellung von Rolfs Diplom der Technischen Hochschule. Gleichzeitig mit diesen Papieren sendete sie ihm aber auch die Formulare zur Anmeldung zum »N. S. Bund Deutscher Techniker«, einem der NSDAP angeschlossenen Verband. Tatsächlich meldete Rolf sich kurze Zeit später bei der »Fachgruppe Bauwesen« an, doch ist schwer vorstellbar, dass er diesen Schritt aus ideologischen Gründen tat – Rolf scheint vielmehr ein durch und durch unpolitischer Mensch gewesen zu sein. Stattdessen dürfte – wie in vielen anderen Lebenssituationen auch – der charakteristische Pragmatismus Rolfs seine Entscheidung getragen haben. So wie er selbstverständlich Mitglied des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins war, so war er nun ebenso selbstverständlich Mitglied im »Bund Deutscher Techniker« – zumal es damals durchwegs üblich war, als Architekt bzw. Ingenieur sämtlichen bedeutenderen Fachvereinen anzugehören.

Als sein gleichnamiger Neffe Rolf, der Sohn seines Bruders Remigius, im Jahr 1937 sein Technikstudium abgeschlossen hatte, stellte er in einem Brief an seine Schwester am 1. Dezember wiederum betont rationale Überlegungen an: »Nach meiner Meinung soll-

te er als Techniker ruhig nach Deutschland gehen, denn dort kann er natürlich viel mehr geben und lernen als in unserer, heute engen Heimat. Schliesslich muß sich ja das Verhältnis zu Deutschland in den nächsten Jahren endgiltig klären, so dass man in Österreich nicht gleich als Landesverräter gilt, wenn man sich zu Deutschland gezogen fühlt.«

Bezüglich seiner beruflichen Aussichten im Jahr 1938 zeigt Rolf sich jedenfalls trotz aller politischen Wirren unumstößlich optimistisch, und wieder einmal sind die Pläne über eine Heimkehr in weite Ferne gerückt: »Das heurige Jahr wird wohl infolge der politischen Wirren hier, und damit zusammenhängenden Teuerung ein sehr schlechtes Geschäftsjahr werden, aber das entmutigt mich nicht. Es ist dafür nachher ein Aufschwung zu erwarten, und bin ich nun hier so gut eingeführt und eingearbeitet, dass es eine Sünde wäre den Platz zu räumen ohne zuhause sicher zu sein entsprechend beschäftigt zu werden. Wenn es sich in ein oder zwei Jahren zeigen sollte, dass zuhause ein dauernder Mangel an Architekten sein sollte dann werde ich natürlich daran denken.« (Brief an Greta, Dezember 1938)

Allerdings beschloss im Sommer 1939 Hermine spontan, mit den Kindern eine Reise nach Europa anzutreten. Hermine und ihr Vater hatten stets eine sehr enge Beziehung gehabt, und der Vater hat die Trennung von der Tochter nie überwunden. Möglicherweise erhielt Hermine nun Nachrichten von zu Hause, dass es dem Vater nicht gut gehe, und hatte dabei vor Augen, dass Rolf seine Mutter das letzte Mal fünf Jahre vor deren Tod gesehen hatte und auch nicht nach Wien aufgebrochen war, als ihm bekannt wurde, dass ihr Lebensende bevorstehe. Hermine wollte jedenfalls nun nach zehn Jahren ihren Vater noch einmal sehen und beschloss, zunächst nach Bukarest zu reisen. Anschließend wollte sie mit den Kindern und Greta einen Urlaub in den Karpaten verbringen und sich sodann noch einige Zeit bei der Schwägerin in dem von Rolf gekauften Haus in Emmersdorf aufhalten.

Was Rolf von dieser Reise hielt, ist nicht bekannt. Angesichts seines ausgeprägten Pflichtgefühls ist beispielsweise schwer vorstellbar, dass ihm nicht allein der Gedanke widerstrebte, dass die Kinder – sie waren nun 13 und 15 Jahre alt – einige Monate nicht die Schule besuchen würden. Auch müsste ihn die politische Lage in der Heimat beunruhigt haben, auch wenn für ihn wahrscheinlich nicht absehbar war, wie sehr ganz Europa mittlerweile einem Pulverfass glich.

In Hermines Heimat Rumänien bewirkte in den 1930er-Jahren eine Reihe von kurzlebigen Regierungen und Konflikten mit der »Eisernen Garde«, einer von Hitler unterstützten faschistischen, ultranationalistischen Partei, immer wieder große, beinahe bürgerkriegsähnliche Unruhen im ganzen Land. Im April 1939 schloss Rumänien zur Sicherung seiner Unabhängigkeit mit Frankreich und Großbritannien einen Vertrag. Genau zu dem Zeitpunkt, als sich Hermine und die Kinder in Bukarest befanden – also im September

1939 –, begann Hitler den Polenfeldzug, und Rumänien gewährte der polnischen Regierung Exil und erlaubte zudem der polnischen Armee den Rückzug auf rumänisches Territorium. Am 23. November 1940 trat Rumänien dann allerdings auf der Seite der Länder des wenige Monate zuvor begründeten Dreimächtepakts zwischen Deutschland, Japan und Italien in den Krieg gegen die Sowjetunion ein.

Auch wenn diese Entwicklung im Sommer 1939 nicht eindeutig absehbar war – zumal aus der Distanz des Lebens heraus, das Rolf und Hermine in China führten –, so existierten doch zu diesem Zeitpunkt genügend andere Warnzeichen, die einer Reise klar entgegenstanden: In Österreich hatte der im März 1938 erfolgte »Anschluss« bereits weitreichende Folgen, da sämtliche Staats- und Regierungsorgane, die Polizei und Armee von Deutschland übernommen worden waren. Eine erste Welle der Gewalt gegen jüdische Einwohner musste auch von Greta registriert worden sein, und ebenso die Plünderungen, Vertreibungen und Enteignungen, die im ganzen Land stattfanden.

Natürlich hatte damals niemand jenen Überblick über das Ausmaß und die Folgen dieser Ereignisse, den man erst Jahrzehnte später gewinnen konnte, und Rolf in Tientsin wusste sicher noch weniger als die Menschen in Europa die Tragweite des politischen Umsturzes unter Hitler richtig einzuschätzen. Denn nur so ist es zu erklären, dass er keine Bedenken hatte, seine Frau mit den Kindern alleine die Reise antreten zu lassen. Zumindest über die Lage in China war Rolf so weit informiert, dass er es für ratsam hielt, »in diesen kritischen Zeiten« sein Büro nicht alleinzulassen. Außerdem hatte er etliche Projekte in Arbeit, die er nicht kurzerhand unterbrechen konnte, und wie immer fürchtete Rolf zudem, im Falle einer längeren Abwesenheit bei Neuaufträgen nicht berücksichtigt zu werden.

Kurze Zeit nachdem Hermine mit Mausi und Franz in Europa angelangt war, begann am 1. September 1939 ohne vorherige Kriegserklärung mit dem Einmarsch der Wehrmacht in die Polnische Republik der Zweite Weltkrieg. Am 17. September griff die Rote Armee Ostpolen an, und polnische Truppen, die sich nach Rumänien zurückziehen wollten, wurden in den Schlachten bei Lemberg und Rawa Ruska aufgerieben. Diese zwei Orte, die Rolf bereits im Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit Kampfhandlungen erwähnt hatte, gerieten damit erneut in den Brennpunkt der kriegerischen Auseinandersetzungen.

Statt einer weiteren politischen Zuspitzung erlebte Tientsin im Sommer 1939 hingegen »ein katastrophales Hochwasser«, sodass weite Teile von Tientsin bis zu 2,50 Meter unter Wasser standen und Rolf alle Arbeiten einstellen musste. Unter Hinweis auf dieses Hochwasser meinte Rolf auch, dass sich seine Frau nicht mit der Heimkehr beeilen solle, wie er seiner Schwester am 20. August schreibt: »Es wird Monate dauern bis das Wasser aus der Umgebung abfließt, und da wird es kein Gemüse geben und weitere Teue-

rung. Auch gesundheitlich wird es nicht zum Besten stehen. Da tut Mädy also wohl daran eher weg zu bleiben, jedenfalls nicht unnötig mit der Rückreise zu eilen.« Gleichzeitig rät er, dass seine Frau wegen der unsicheren Lage in der Mandschurei für die Rückreise den Seeweg wählen solle. Geradezu skurril angesichts der weltpolitischen Lage wirken hingegen Rolfs Überlegungen, in denen er sich um eine möglichst optimale Ausnutzung der Wechselkurse durch Hermine sorgt. Er meint, dass die Valutalage »hier so katastrophal« sei wie das Hochwasser – und seine Frau deshalb »jede Möglichkeit, die gesetzlich offen steht ausnützen« solle, um die Pfund, die sie auf ihre Reise mitgenommen hat, zu sparen, da sie derzeit in China einen sehr hohen Wert hätten, während Ausgaben in Reichsmark nur die Hälfte kosten würden. »Nachmittags, es ist Sonntag, will ich versuchen zu meinen überschwemmten Bauten zu gelangen; es soll ohne einen Kilometer im Wasser zu waten nicht gehen – immerhin ich muss sehen ob etwas anzuordnen ist«, schließt Rolf den Brief.

Nur vier Tage später, am 24. August, schreibt er neuerlich an seine Schwester. Wieder betont er, dass seine Frau mit der Rückreise mindestens bis November warten solle. Und nun, da wegen der Überschwemmung sämtliche Bauvorhaben stillstehen und Rolf davon ausgeht, dass erst im Frühjahr weitergearbeitet werden kann, überlegte er, doch noch nach Europa zu reisen, um seine Frau und die Kinder abzuholen. Allerdings betont er zugleich, dass er erst in einigen Wochen die entsprechende Entscheidung treffen könne, wobei eine Woche vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges einmal mehr monetäre Fragen im Vordergrund standen. Nicht die politischen Zusammenhänge beschäftigten Rolf, sondern ausschließlich die Frage, »wie ich es bei dem miserablen Stand des chin. Dollars finanziell leisten kann«.

Tatsächlich fiel der Plan seines Heimatbesuches ins Wasser – oder eher umgekehrt: Das abklingende Hochwasser machte dieses Vorhaben zunichte. Am 14. September 1939 schreibt Rolf wieder an Greta: »Alle meine Freude auf die Heimreise musste ich wieder begraben. [...] Erstmal geht das Flutwasser hier doch viel rascher weg [...] als ich je gedacht hätte, und alle Bauherren wollen natürlich sehen, dass die Arbeiten an ihren Bauten baldigst wieder beginnen.[...] Dazu kommt noch der Ausbruch des Krieges in Europa. Ich habe doch fast allen Besitz, und das Büro in der englischen Concession. Wenn auch erste Massnahmen, die die Bankguthaben bei englischen Banken sperrten, widerrufen wurden so kann man dem östlichen Frieden nicht trauen, und muss ich verschiedene Maßnahmen treffen um meine Sachen möglichst zu schützen.« Erstmals auch die politische Entwicklung berücksichtigend, meint Rolf nun auch, seine Frau solle angesichts der geänderten Bedingungen doch möglichst schnell zurückkehren. »Ich fürchte, dass Rumänien früher oder später in den Krieg hineingezogen werden wird. Russland, Bulgarien und Ungarn warten doch auf den Tag wenn sich jedes seinen Teil holen kann.«

Im Oktober 1939 befand sich Hermine jedoch noch immer in Rumänien, und Rolf drängte nun darauf, dass sie möglichst bald zumindest nach Wien bzw. Emmersdorf fahren solle. In einem Brief vom 26. Oktober betont Rolf neuerlich, wie leid es ihm getan habe, nicht nach Österreich fahren zu können. »Der noch wichtigere Grund warum ich nicht weg kann liegt in der Sorge um mein Büro und um mein Eigentum. [...] durch den Kriegszustand ist es doch möglich dass die Engländer und Franzosen in ihrem Konzessionen deutschen Besitz beschlagnahmen, eventuell Deutschen den Zutritt in die Konzessionen verwehren. Jedenfalls musste ich Alles was nur möglich ist vorkehren, und ich muß immer bereit sein, wenn nötig, meine Büro und Lager aus den Konzessionen herauszuziehen. Unnötig früh will ich es aber auch nicht tun, denn der allergrößte Teil meiner Arbeiten liegt ja innerhalb.« Deutlich zeigt sich, dass Rolf über die Lage in Europa keine genauen Vorstellungen hat, als er erwähnt, dass beispielsweise Kohle nur schwer zu bekommen sei und er hoffe, dass seine Schwester »solche Einschränkungen nicht zu spüren« bekommt.

Erst viel später stellten sich die Umstände, die Rolfs neuerliche Europareise verhinderten, laut Informationen von Rolfs Sohn Franz als Glücksfall heraus: Rolf soll bei der Gestapo auf einer Art »schwarzen Liste« gestanden sein, die seine sofortige Verhaftung beim Grenzübertritt bewirkt hätte. Es wurde ihm nämlich zur Last gelegt, dass er im Zuge der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich die Anordnungen der neuen, deutschen Machthaber in Tientsin nicht genügend unterstützt habe, da er sich als Vizekonsul noch immer dem österreichischen Kanzleramt unterstellt und verpflichtet gefühlt habe.

Hermine und die Kinder waren schließlich zu Weihnachten 1939 wieder wohlbehalten in China angekommen. Während ihrer Abwesenheit haben Maudi und Franz kaum Unterrichtsstunden, sondern vielmehr aufregende Ereignisse in ihrem Schulleben versäumt: Infolge des Hochwassers war der Unterricht zunächst eingestellt worden, und später wurden die Lehrer und Kinder auf Schulen in Peking bzw. Peitaiho aufgeteilt. Da Rolf und Hermine niemals zugestimmt hätten, dass die Kinder für den Schulbesuch Tientsin verließen, waren sie wahrscheinlich froh, dass durch deren Abwesenheit diese Frage nicht aktuell geworden war. Rolf hatte jedenfalls bereits geplant, einen Privatunterricht zu organisieren, sollte die Schule in Tientsin noch geschlossen sein, wenn die Kinder von der Europareise zurückkehrten.

Die politischen und militärischen Ereignisse sollten sich nun entscheidend auf das weitere Leben von Rolf und seiner Familie in China auswirken. Während des Japanisch-Chinesischen Krieges hatten sich die Vereinigten Staaten zunächst neutral verhalten. Nach den sich häufenden Berichten über japanische Kriegsverbrechen unterstützten die USA jedoch in zunehmendem Maße China. Der Überraschungsangriff der Japaner auf die Pazifikflotte vor Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 bewirkte schließlich den offiziell-

len Kriegseintritt der USA, den Beginn des Pazifikkrieges und schließlich einen entscheidenden Wendepunkt im Zweiten Weltkrieg: Am 8. Dezember erklärten die USA und China dem Kaiserreich Japan den Krieg, vier Tage später wurde von Deutschland und Italien, die 1940 mit Japan ein Dreimächteabkommen geschlossen hatten, den USA der Krieg erklärt, womit die USA auch in den europäischen Teil des Krieges eintraten. Das von den Japanern in Nanjing eingesetzte Marionettenregime erklärte 1943 seinerseits den USA und Großbritannien den Krieg.

Nach dem Kriegseintritt der USA beherrschten die chinesisch-amerikanischen Luftstreitkräfte sehr schnell den chinesischen Kriegsschauplatz. Die japanischen Bodentruppen erlitten schwere Verluste, und weite Teile Nordchinas, die von Japanern erobert worden waren, konnten von den Chinesen zurückgewonnen werden. Nach der Kapitulation der deutschen Streitkräfte am 8. Mai 1945 erging auf der Potsdamer Konferenz von Großbritannien, China und den USA ein Ultimatum an Japan, ebenfalls zu kapitulieren. Da jedoch Japan auf dieses Ultimatum nicht einging, warfen die USA am 6. und 9. August Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, und die Sowjetunion erklärte am 9. August Japan offiziell den Krieg und marschierte mit über einer Million Soldaten in der Mandschurei ein. Zugleich verkündete die Kommunistische Partei Chinas die totale Gegenoffensive gegen Japan. Angesichts dieser Ereignisse erklärte der Tenno von Japan schließlich am Abend des 14. August die bedingungslose Kapitulation. In China kapitulierte die japanische Armee allerdings erst am 9. September 1945 und die Amerikaner besetzten Tientsin.

Seinem beinahe unverwüstlichen Optimismus zum Trotz musste sich Rolf schließlich eingestehen, dass er nun, in den 1940er-Jahren, aufgrund der politischen Verhältnisse nicht mehr mit neuen Bauaufträgen rechnen könne. Jetzt aber bewährte sich Rolfs Strategie seiner mehrfachen beruflichen Absicherung. Denn er konnte sich nicht nur auf die Einnahmen aus der Vermietung seiner Wohnungen der »Cambridge Flats« verlassen, sondern er hatte sich schon vor einigen Jahren eine gut gehende Hausverwaltung aufgebaut und mit der Betreuung von rund 100 Mietwohnungen eine weitere Einnahmequelle gesichert. Mit dem gleichen Elan, mit dem er seine Bauprojekte forcierte, widmete er sich nun dieser Tätigkeit, die ihm, wie Rolf betont, vor allem wegen des wechselnden Geldwertes »reichlich Arbeit« verschaffte, indem er laufend die Mieten neu kalkulieren musste. Tatsächlich nahm die schon in den Jahren davor grassierende Inflation in den 1940er-Jahren unvorstellbare Ausmaße an. Die Preise für Lebensmittel stiegen beinahe täglich, und während im Jahr 1942 beispielsweise der Preis für ein Pfund Butter von 12 auf 25 Dollar stieg, kostete ein Pfund Butter im Jänner 1943 bereits 28 und Ende des Jahres sogar 36 Dollar, um im Jahr 1945 schließlich auf schwindelerregende 3.600 Dollar anzusteigen.

Wie Rolf die politische Lage dieser Tage erlebte, schildert er Greta im März 1941: »Du kannst dir nicht vorstellen in welcher Spannung hier Alles lebt. Engländer und Amerikaner haben schon fast alle Frauen und Kinder weggesandt und die Männer sitzen auf dem Sprung. Man wartet förmlich auf die Explosion Amerika – Japan. Vorerst sollte uns eine solche nicht direkt berühren, was aber in der Folgezeit daraus wird kann man natürlich nicht wissen.« Einmal mehr zeigte Rolf sein Talent, aus allen Situationen das Beste zu machen: »Wir denken sogar daran, wenn hier Nahrungsmittelknappheit verschärft eintreten sollte, eventuell nach Peitaiho zu übersiedeln, und dort selbst etwas Gemüse und Kartoffeln zu pflanzen. Wir werden auch über die neuesten und über die noch drohenden Schwierigkeiten hinwegkommen.«

Mitte der 40er-Jahre betätigte sich Rolf ein letztes Mal als Architekt. Im Jahr 1945 heiratete seine Tochter Maria (Mausi) den deutschen Studienrat Dr. Erich Seyfarth, der seit 1943 an der Deutschen Schule die Fächer Deutsch und Geschichte unterrichtete, und Rolf beschloss, für das junge Ehepaar und die engste Familie in Tientsin eine gemeinsame »Familienvilla« zu errichten. Gleichsam als krönenden Abschluss seiner Karriere verwendete er für den Außen- und Innenausbau Material von höchster Qualität, das er vor dem Ausbruch des Krieges aus Österreich importiert hatte und das sich noch in seinem Lager befand. Interessant ist die Gestaltung dieses Gebäudes. Während in den diktatorisch regierten Ländern allgemein eine Zuwendung zum Neoklassizismus feststellbar ist, hat sich in den anderen Ländern der »Internationale Stil«, dessen Gestaltungsweise auf Stahlbetonskelettkonstruktionen in Verbindung mit großen Glasflächen beruhte, durchgesetzt. Wie schon besprochen, ließ Rolfs Architektur ebenfalls schon deutlich die Tendenz zu vereinfachten, funktionalistischen Planungen erkennen. Bemerkenswert ist, dass er jedoch nun, bei der Konzeption seines Familienwohnsitzes in Tientsin, diese Prinzipien verließ und quasi zu seinem Idealbild einer Villa, die er während seiner Gefangenschaft immer wieder variierte, zurückkehrte. So wie damals Gestaltungsmittel wie steile Dächer mit Dachgaupen und die Verwendung von Bruchsteinmauerwerk die Sehnsucht nach der Heimat verkörperten, erfüllten diese Stilmittel bei der um 1945 erbauten Villa nun die Funktion der Heimatverbundenheit. (Abb. 116)

Das Haus wurde Ende des Zweiten Weltkrieges fertig und sofort von der US-Marine konfisziert, die die Aufgabe hatte, die Kuomintang bei der Verteidigung der Stadt gegen die Kommunisten zu unterstützen. In diesem Zusammenhang wurde auch die nahe gelegene Pferderennbahn als Flugfeld bestimmt – wenngleich dort niemals ein Flugzeug landen sollte, wie sich später herausstellte. Wie auch immer, die umliegenden Häuser mussten für den erwarteten Flugverkehr abgerissen oder zumindest die Stockwerksanzahl verringert werden. Auch bei Rolfs Villa wurden das erste Stockwerk sowie das Dachgeschoß abgetragen – eine Maßnahme, die schließlich auf eine Demolierung hinauslief. (Abb. 117)

116 Villa Geyling,
Tientsin, um 1945



117 Villa Geyling
demoliert



Lao Gai Lin

Anfang 1941 war der Bürgerkrieg zwischen den Kommunisten und den Kuomintang mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. Sowohl für die USA als Unterstützer der Kuomintang als auch für die Sowjetunion als Unterstützer der Kommunisten hatte dieser Konflikt geopolitisch nunmehr einen weitaus höheren Stellenwert. Indem es den Kommunisten gelang, nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Herrschaft über die zuvor von Japan besetzten Gebiete zu erlangen, gerieten die Nationalisten zunehmend in die Defensive, und schließlich mussten die Truppen der Kuomintang im Jahr 1949 kapitulieren. Chiang

Kai-shek und etwa zwei Millionen Anhänger flohen auf die Insel Taiwan, und am 1. Oktober 1949 riefen die Kommunisten die »Volksrepublik China« aus.

Wenige Monate davor erreichten die Kämpfe zwischen den Kuomintang und Kommunisten auch Tientsin, und Rolf geriet nun auch persönlich und gänzlich überraschend in eine gefährliche Lage. Seit einiger Zeit fuhr er mit einem aus verschiedenen Teilen selbst zusammengebasteltem Fahrrad in sein Büro, denn sein Auto hatte er aufgrund der finanziellen Lage längst verkaufen müssen. Als er durch Sirenen gewarnt nach Hause eilte, geriet er jedoch plötzlich und völlig unvermittelt inmitten des Wohngebiets zwischen die Kampflinien und den Schusswechsel der beiden kriegesischen Parteien. Die »alten Ausländer« waren jedoch prinzipiell kein Angriffsziel, und Rolf konnte somit auch mit einer Portion Glück heil nach Hause gelangen. Es war dies der letzte Tag der Kämpfe, aus denen die Kommunisten im Jahr 1949 siegreich hervorgingen, und gleichzeitig war es der letzte Tag, bevor Tientsin in Tianjin umbenannt wurde.

Kurz nach dem Ende der Kämpfe wurde Rolf von den neuen Machthabern zu einer Schornsteinreparatur einer nahe gelegenen Papierfabrik gerufen. Nachdem er seine sportliche Betätigung all die Jahre aufrechterhalten hatte, kletterte er höchstpersönlich auf den hohen Schornstein und stellte kostenlos seine Reparaturvorschläge zur Verfügung. Nicht nur deshalb, sondern auch wegen seines persönlichen Einsatzes trotz seines fortgeschrittenen Alters – er stand im 65. Lebensjahr – erregte »Lao Gai Lin« (Der alte Geyling) so große Bewunderung, dass er sogar eine Auszeichnung für die »vorbildliche Sanierung einer großen Fabrik« erhielt.⁵⁴ Vielleicht war diese Inanspruchnahme seines Fachwissens der Anstoß, dass Rolf nun, nachdem er zuvor bereits überzeugt gewesen war, sein Architekturbüro jetzt endgültig schließen zu müssen, um eine Architektenlizenz bei den neuen Machthabern ansuchte. Sie wurde ihm auch sogleich bewilligt, doch ist eine architektonische Tätigkeit aus dieser Zeit nicht bekannt.

Eine der ersten Maßnahmen, die die Kommunistische Partei in Tientsin in Angriff nahm, war die Enteignung der Grundbesitzer, die in Form einer vorgeschobenen »Neuregistrierung« durchgeführt wurde. Rolf musste den Behörden sämtliche Nachweise vorlegen, die seine Besitzverhältnisse dokumentierten. All diese Dokumente wurden sodann als »veraltet« abgestempelt, und er bekam niemals neue ausgehändigt. Er, der immer so sparsam gelebt und den Großteil seiner Gewinne in Grundbesitz und Immobilien angelegt hatte, sah sich nun am Ende seiner Berufslaufbahn um die Früchte seiner gesamten Arbeit betrogen. Alle Versuche, neue Dokumente über seine Besitzansprüche zu erhalten, blieben ergebnislos. Die Ungewissheit, was mit seinem Eigentum passieren wür-

54 Unveröffentlichtes Schreiben im Nachlass Rolf Geylings.

de, bzw. die Hoffnung auf eine zumindest teilweise Restitution hielten ihn selbst dann noch in China fest, als die meisten anderen Ausländer längst das Land verlassen hatten.

In keiner der erhaltenen schriftlichen Äußerungen gewährte Rolf einen tieferen Einblick in seine Emotionen – er war eben immer »verschlossen«, wie seine Frau Hermine es ausdrückte. Erst in einem Brief an Greta am 20. Mai 1946 öffnet sich dieser immer so starke, optimistische, in der Arbeit selbstausbeuterische und souveräne Mann ein wenig und gewährt Einblick in seine persönliche Verfassung. Rolf – er ist nun 62 Jahre alt – denkt mit Wärme an seine Verwandten und Bekannten in Europa und meint: »So gerne würde ich Allen selbst schreiben und in schönen Erinnerungen dabei schwelgen, aber ich bin wieder fürchterlich beschäftigt und dazu – will auch mein Herz nicht so ganz wie ich. Unser alter Dr. Brüll meint auch bei mir: ausspannen und Ruhe, aber das geht heute weniger denn je. Auch ist es nicht die Arbeit, sondern die psychische Überbelastung der letzten Jahre die sich bemerkbar macht, und dagegen hilft auch Ruhe nicht viel. Beruflich habe ich praktisch nichts mehr zu tun, und ich mache auch keine Anstrengungen da nochmals in Schwung zu kommen. Aber von der chin. Regierung bin ich im Dezember wieder als »Ex-Konsul« mit der Wahrnehmung der österreichischen Interessen beauftragt worden, und das gab und gibt fürchterlich viel zu tun. (Abb. 118) Von allen Städten



118 Rolf in der Zeit seiner Tätigkeit als Konsul

Nordchinas und auch schon von der Mandschurei kommen die Hilferufe der Österreicher. Dabei stecken wir in einer Inflation die schon bald die Ausmasse derjenigen erreicht, die Ihr nach dem Ersten Weltkrieg mitmachtet. Mein Einkommen stammt jetzt nur von Mieten und Verwaltungsgebühren, und die sind so lächerlich nieder, dass oft kaum die Unkosten gedeckt sind. So verkaufte ich erst mein Auto, Gasolinvorrat und so weiter, und nun das Baumaterialienlager.«

Und noch einmal tauchten bei Rolf Erinnerungen an alte Bekannte auf: »Es ist so schade, dass wir hier von allen alten Bekannten kaum mehr etwas wissen, und ein Heimweh nach ihnen kommt mich immer mehr an.« Es zeigt sich, dass er und seine Frau es tatsächlich geschafft haben, sich all die Jahre von der Tientsiner Gesellschaft abzuschotten, wie sie dies laut den Briefen von Hermine von Anfang an taten: »Hier haben wir, trotz des langen Aufenthaltes kaum Bekannte die uns mehr fesseln als für den notdürftigen Verkehr. Brülls die Einzigen, haben heute auch andere Interessen, denn sie gravitieren nach Amerika, wo ihre [Fr. Brülls] Brüder schon lange sind, und haben wenig Gefühl mehr für Österreich, das trotz Allem aber unsere Heimat bleibt.« Bittere Enttäuschung empfindet er auch über das Verhalten der jüdischen Emigranten in der Stadt, von denen viele nach der Reichskristallnacht im Jahr 1938 nach China geflüchtet waren. Die meisten wollten allerdings nicht bleiben, sondern nach Palästina oder in die USA auswandern. Seitens der Brülls hatte von Anfang an eine besondere Beziehung zu diesen Emigranten bestanden, da Brülls Frau selbst jüdischer Abstammung war. »Er [Brüll] ist durch ein schweres Leiden hinfällig geworden, und gravitiert heute natürlich ganz zu den Emigranten, die uns hier, durch einen nichts zu stillenden Hass das Leben schwer zu machen trachten. Zwar wurden die meisten von den Deutschen, und natürlich besonders von Österreichern unterstützt und gefördert, selbst von manchem Pg. [Parteigenosse, Mitglied der NSDAP], um ihnen ihr Los zu erleichtern und sie etwas die furchtbaren Erfahrungen vergessen zu lassen. Während sie damals alle Förderungen hingenommen haben können sich Viele heute nicht genug tun die selben die ihnen geholfen haben zu verschwärzen und zu verfolgen. Die Zustände hier sind äusserst unerfreulich, und die ewige Ungewissheit aufreibend. Wir haben hier immer darunter gelitten dass Alles vom kaufmännischen Geist dirigiert wurde, der uns so gar nicht liegt, und dann kam noch der politische Geist hinein, der uns noch weniger liegt. So haben wir uns immer mehr vom gesellschaftlichen Leben zurückgezogen und leben heute recht abgeschlossen für uns.« Am Ende des Briefes berichtet er auch kurz von seiner Frau, wobei auch in diesen wenigen Worten deutlich die geänderten Lebensumstände zutage treten: »Sie ist so tapfer, sie geht heute einkaufen und kocht selbst, was Alles früher für China unmöglich gewesen wäre. Sie ist noch dünner geworden [...] aber überraschenderweise fühlt sie sich wohler als früher, und ist trotz aller Aufregungen guter Dinge.«

Die selbstgewählte Isolation in der Tientsiner Gesellschaft hat bei Rolf und Hermine eine fast ausschließliche Konzentration auf die Familie bewirkt. Hermine betonte einmal, dass sie nur für die Kinder leben, und vor diesem Hintergrund hatte das beabsichtigte Zusammenleben in dem gemeinsamen Haus, das Rolf in Tientsin errichtet hatte, sowohl für Hermine als auch für Rolf eine große Bedeutung. Aber nicht nur diese erhoffte Lebensform blieb ein Traum, sondern die engen Familienbande

begannen sich überhaupt aufzulösen, als sich herausstellte, dass die nunmehr erwachsenen Kinder ihr zukünftiges Leben nicht in China verbringen wollten. Die Tochter stand im Begriff, mit ihrem Mann nach Deutschland auszuwandern, um dort ein neues Leben zu beginnen. Franz war nun 20 Jahre alt, und es stand fest, dass er ein technisches Studium absolvieren sollte. Das setzte jedoch ebenfalls voraus, China zumindest vorübergehend zu verlassen, da es innerhalb des Landes keine geeigneten Möglichkeiten für eine profunde, den Vorstellungen Rolfs entsprechende Ausbildung gab. Vorerst organisierte Rolf für den Sohn noch einen qualifizierten privaten Unterricht in diversen technischen Fächern, um ihn für den Besuch einer Universität vorzubereiten. Doch ging Rolf davon aus, dass Franz in weiterer Folge in Wien studieren würde, und in diesem Sinn erkundigte er sich in dem oben erwähnten Brief vom Mai 1946 bei Greta: »Und weiters würde ich gerne wissen wie es um die Technische Hochschule in Wien bestellt ist, da wir ja nun doch für Franzl weitersorgen müssen. Ist sie überhaupt in Betrieb, und hat sie zeitgemäss, ich meine mit dem Ausland gleichwertige Lehrkräfte und Einrichtungen? Franzl studiert zwar sehr fleissig und zielbewusst, aber dieser private Unterricht ist doch nur ein Ersatz, und kommt nur für die theoretischen Fächer in Frage. Mausi mit ihrem Erich wird wohl bald nachhause fahren, das heisst nun in die Freiburger Gegend. Er hat Nachricht dass seinem Vaterhaus und den Eltern nichts geschehen ist und dass er sofort im Badensischen Schuldienst wieder beschäftigt wird.« In gewohnter Pragmatik setzt er fort: »So ist es trotz Allem was mit der Trennung von uns verbunden ist für sie doch besser. Je später er nach Hause kommt um so weniger gute Stellen werden frei sein, und hier die Verhältnisse werden für ihn immer schlechter und sind nicht von Dauer.«

Letztendlich wurde jedoch auch der Plan fallen gelassen, dass Franz sein Studium in Wien absolvieren werde, womit sich schließlich auch die Hoffnung zerschlagen sollte, den Lebensabend wenigstens gemeinsam mit dem Sohn verbringen zu können. Die vage Überlegung einer Rückkehr nach Wien blieb, wenngleich das Projekt niemals konkret in Angriff genommen wurde, nämlich auch weiterhin ein Fixpunkt im Leben von Rolf und Hermine. Nach zwei Jahren Privatunterricht entschloss sich Franz 1947 allerdings, ein technisches Studium an der Stanford University in Kalifornien zu beginnen. Die USA sollten auch nach der erfolgreichen Beendigung dieses Studiums der Wohnort Franz Geylings bleiben: Er ergriff einen technischen Beruf, heiratete eine Österreicherin und kam erst viele Jahre später und auch dann nur vorübergehend nach Wien und Emmersdorf, um seine Familie zu besuchen.

Die Tochter Maria Barbara (Mausi) ließ sich mit ihrem Mann hingegen dauerhaft in Freiburg in der Bundesrepublik Deutschland nieder, wo ihr Mann eine Anstellung als Lehrer fand und später Direktor eines Gymnasiums wurde.

Nachdem die Kinder China verlassen hatten, wurden auch Rolf und Hermine nur mehr von der Hoffnung in China zurückgehalten, zumindest Teile ihres in vielen Jahren erworbenen Vermögens restituiert zu bekommen. Sie reduzierten ihren Wohnraum, indem sie in das Obergeschoß des in der deutschen Konzession gemieteten Hauses zogen, wobei sogar der seinerzeit aus Österreich importierte Kachelofen in einer neuen, moderneren Zusammensetzung in den 1. Stock wanderte. (Abb. 119) Gleichzeitig mit der Reduzierung des Wohnraumes löste Rolf nun endgültig sein Architekturbüro auf und entließ seine Angestellten. Das Untergeschoß wurde an den ehemaligen Klavierlehrer der Kinder und dessen Frau vermietet. Der Koch und seine Frau – die Amah der Kinder – verließen den Geyling'schen Haushalt nach 25 Jahren, und nur Wang, der treue Diener von Rolf, blieb bei der Familie.



119 Rolf und Hermine, 1950er-Jahre

Da die Konfiszierung des Eigentums vorerst nur den Grundbesitz betraf, hatte Rolf zunächst noch die Einnahmen aus der Vermietung der Cambridge Flats zur Verfügung, und er war auch immer noch für andere Hausbesitzer als Verwalter tätig. Die neue politische Lage brachte jedoch auch diesbezüglich sehr rasch Schwierigkeiten mit sich. Denn etliche Mieter waren nun der Meinung, dass die Wohnungen im Sinne der kommunistischen Idee der Allgemeinheit gehörten und daher keine Miete mehr bezahlt werden müsse. Rolf, der seine Verhandlungen stets kontrolliert und objektiv zu führen pflegte, konnte dann doch auch einmal die Geduld verlieren, als sich ein neuer Interessent weigerte, Zahlungsverpflichtungen zu akzeptieren. Nach einer stundenlangen Diskussion sollte endlich der Mietvertrag unterzeichnet werden, als dem potenziellen Mieter doch noch weitere Argumente zu seinen Gunsten einfielen. Und nun lernt man Rolf von einer ganz neuen Seite kennen: Er soll bebend vor Zorn aufgestanden und in das Nebenzimmer gegangen sein, um dort einen Sessel zu packen, den er in einem wilden Ausbruch zu Kleinholz schlug. Der verschreckte Mieter soll im Glauben, Rolf sei um den Verstand gekommen, rasch einen Arzt geholt und schließlich kleinlaut auch den Vertrag unterschrieben haben, um nun ja nicht Anlass zu weiteren Ausbrüchen zu geben.

Eines Tages, im Jahr 1952, landete Rolf mit streitenden Parteien sogar vor Gericht. Die große Aufregung dieser Tage setzte Rolf sehr zu, und seine Herzprobleme machten sich

in diesen Tagen verstärkt bemerkbar. In der Nacht nach der Gerichtsverhandlung erlitt er einen Schlaganfall, der halbseitig eine leichte Lähmung bewirkte. Es war ihm schnell klar, dass er unter Umständen den Rest seines Lebens im Rollstuhl verbringen müsse, und er litt unter der Vorstellung, welch große Belastung das für seine Frau bedeuten würde. Seine ganze Energie darauf abzielend, seine rechte Seite wieder zu mobilisieren, folgte ein paar Tage später ein weiterer Schlaganfall, und Rolf starb nur wenige Wochen später am 1. August 1952 im Alter von 68 Jahren.

Bis zu seinem Tod hat Rolf vergeblich um die Rückgabe seines Besitzes in China gekämpft. Und somit ist eingetreten, was der Sohn längst vermutet hatte: Seitens der Behörde wurde all die Jahre mit »chinesischer Geduld« darauf gewartet, dass sich diese Frage lösen werde, indem der Besitzer auf »natürliche Weise« die Ansprüche aufgeben werde. Rolfs Familie hat sich in der Folge für das Recht der Restitution weiter eingesetzt – allerdings genauso vergeblich.⁵⁵

Einen besonderen Akt der Loyalität setze der Diener Wang He in der Nacht nach Rolfs Tod. Wang war schon vor mehr als 30 Jahren in den Dienst von Rolf eingetreten und hatte seinem Herrn die ganze Zeit über treu gedient. Nun kam er mit seiner Matratze in das Sterbezimmer, um hier, zu Füßen des Leichnams, die Totenwache zu halten. Erstaunt fragte ihn Hermine, ob er nicht beunruhigt sei, in einem Sterbezimmer zu schlafen, zumal der Geisterglaube in China damals noch sehr verbreitet war und die meisten Chinesen Angst und Aversion gegenüber dem Tod zu erkennen gaben. Es war daher auch üblich, dass immer eine größere Anzahl von Personen an der Totenwache beteiligt war. Wang aber antwortete, dass er sein ganzes Leben Freundlichkeit und gute Behandlung von dem »alten Gentleman«⁵⁶ erfahren habe und dass er sich daher auch in der Nähe des Verstorbenen vollkommen sicher fühle und es ihm ein Anliegen sei, Lao Gai Lin diese letzte Ehrenbezeugung zu erweisen.

55 Mündliche Auskunft August 2004

56 Unveröffentlichte Transkription einer Tonbandaufzeichnung mit Erinnerungen von Hermine Geyling im Nachlass Rolf Geylings.

Epilog

Mit dem Tod ihres Ehemannes, der sie mehr als 30 Jahre zuvor zur Übersiedlung nach China überredet hatte, war für Hermine endgültig der Zeitpunkt gekommen, nach Europa zurückzukehren. Das bedeutete, dass sie nicht nur die Auflösung der Wohnung übernehmen, sondern auch die Heimfahrt auf einem der mit ausreisenden Fremden überfüllten Schiffe organisieren musste. Der Verkauf der Wohnungseinrichtung trug gerade so viel ein, dass sie noch einige Tage in Tientsin, jetzt Tianjin, verbringen und die Reise bezahlen konnte. Die verbliebene Zeit benützte sie, um die Unterlagen der rund 250 Projekte, die Rolf in China ausgearbeitet hatte, zu sichten. Da ihr Mann viele seiner Arbeiten mithilfe von Fotografien dokumentiert hatte, konnte sie zumindest einen Teil dieser Beweise seiner Tätigkeit mitnehmen. Die vielen detaillierten Pläne seiner Projekte musste sie allerdings zurücklassen. Einen Teil übergab sie für Studienzwecke der von den Jesuiten geführten Kung-Shang-Universität, an der Rolf einige Jahre als Professor tätig gewesen war. Der Rest wurde vernichtet. Im Zuge der antikatholischen Repressalien im kommunistischen China, die auch die Jesuitenpatres der Universität betrafen, ist allerdings in der Folge scheinbar alles Material verloren gegangen, zumindest ist es bislang nicht mehr auffindbar.

Im Zusammenhang mit der Auflösung der Wohnung musste sich Hermine noch einmal in nervenaufreibender Weise mit den Vorkehrungen ihres Mannes zur Vermögenssicherung auseinandersetzen, die ihm zeitlebens so wichtig gewesen war. Rolf hatte viele Jahre zuvor Rohdiamanten gekauft und auch gut versteckt, wie sich Hermine erinnern konnte, aber der Ort des Verstecks war ihr entfallen. Am Vorabend des Tages, für den die Firma für den Abtransport der Möbel bestellt war, saß Hermine ein letztes Mal in ihrem Wohnzimmer und zerbrach sich den Kopf, wo sich die Diamanten befinden könnten. Da schlug die alte Uhr, die Rolf von seinem Großvater geerbt hatte, elf Uhr. Gleichsam magisch angezogen öffnete sie das Gehäuse – und tatsächlich fand sich das Säckchen mit den Diamanten in diesem Familienerbstück. Der Fund sollte ihr jedoch noch weiteres Kopfzerbrechen bei der Ausreise bereiten. Zunächst benötigte Hermine allerdings ein Visum, wofür sie stundenlange Befragungen in Kauf nehmen musste, ob nicht doch noch – nach so langem Aufenthalt und aufgrund der erfolgreichen Tätigkeit ihres Mannes – allfälliger Besitz vorhanden sei. Fast schien es, als ob die kommunistischen Bürokraten bereits vergessen hätten, dass schon zu Lebzeiten Rolfs alles konfisziert worden sei. Schon dachte Hermine, dass sie kein Visum erhalten werde. Da erinnerte sie sich an die »Auszeichnung«, die ihr Mann für seine Tätigkeit bei der Schornsteinreparatur der Papierfabrik erhalten hatte. Sie wies dieses Papier vor – und binnen kürzester Zeit wurde ihr das Ausreisevisum ausgestellt. Nun galt es aber, die

Diamanten unbemerkt aus dem Land zu schmuggeln. Hermine war bewusst, dass das Gepäck der Ausreisenden sehr genau durchsucht wurde. Wie und wo also sollte sie die kostbaren Steine verstecken? Da fiel ihr die Bonbonniere mit Cognac-Kirschen ein, die sie von den Besitzern des »Cafe Kissling & Bader«, einer renommierten Konditorei und Bäckerei in Tientsin, als Abschiedsgeschenk erhalten hatte. Mit Geschick verbarg Hermine die einzelnen Diamanten in den Bonbons und stellte sich wenige Tage später der Passkontrolle. Tatsächlich überstand ihre »Bastelei« die Musterung, doch durchschaute offenbar der nachfolgende Passagier, der die Szene beobachtet hatte, den »Schmuggel« aufgrund von Hermines Nervosität und raunte ihr zu, das nächste Mal weniger auffällige Bonbons als Versteck zu wählen.

Hermine verließ das Land per Schiff auf demselben Weg, den sie seinerzeit als junge Frau bei der Einreise in das unbekannte Land China genommen hatte. Österreich hatte sich in einer Art verändert, dass ihre Fahrt weitaus eher einer Reise in eine neue Fremde geähnelt haben muss als einer Rückkehr in die Heimat ihres Mannes. Rumänien und ihre Geburtsstadt Bukarest lagen inmitten des Kalten Krieges überhaupt nahezu unerreichbar hinter dem Eisernen Vorhang, der Europa teilte, und nicht nur viele Familienmitglieder, sondern auch viele der früheren Freunde und Bekannten waren tot oder längst in ganz andere Regionen verzogen, um dem Grauen der Nazi-Herrschaft und der Kriegswirren zu entfliehen.

Das Haus in Emmersdorf war nach dem Tod von Greta im Jahr 1949 von einem befreundeten Ehepaar betreut worden, und Hermine hätte nun in die Villa einziehen können. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges war jedoch von den vier Siegermächten USA, Großbritannien, Frankreich und UdSSR in Österreich eine alliierte Kommission eingerichtet und das Land in vier Besatzungszonen geteilt worden. Die Emmersdorfer Villa lag nun in der russischen Zone, und Hermine wollte nicht neuerlich unter kommunistischer Besatzung leben. Sie verbrachte daher die Sommermonate in Igls in Tirol, wo sie in dem Hotel von Rolfs Cousin Otto Liermberger wohnte. In den Wintermonaten lebte sie in Freiburg in der Nähe ihrer Tochter Maria Barbara (Mausi) und ihres Schwiegersohnes. Als im Jahr 1955 der Österreichische Staatsvertrag unterzeichnet wurde, zogen die russischen Besatzer ab, und Hermine übersiedelte nach Emmersdorf. Die Tochter, die kinderlos geblieben war, hielt sich jedes Jahr mehrere Monate bei ihrer Mutter auf, und nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1994 übersiedelte Maria Barbara ganz in diesen Ort, wo sie im Jahr 2004 im Alter von 80 Jahren starb.

In Anbetracht der ständig wiederkehrenden Leiden, die Hermine in China zu schaffen gemacht hatten, bewies sie einmal mehr, dass sie letztendlich mit der gleichen Robustheit ausgestattet war, die Rolfs Mutter bei ihrem Sohn gleich nach dessen Geburt festgestellt hatte. Denn sie starb erst im Jahr 1980 im hohen Alter von 93 Jahren.

In Tianjin (Tientsin) hatte man Rolf Geyling nicht vergessen. Nachdem die Gebäude aller »ausländischen Architekten« vorerst mehr oder weniger dem Verfall preisgegeben worden waren, setzten um 2000 umfangreiche Renovierungsarbeiten ein, im Zuge derer auch etliche Häuser Rolfs restauriert wurden. Als im Jahr 2002 das »Modern Tianjin and World Museum« gegründet wurde, erfuhr Rolf eine umfassende Würdigung, indem mit tatkräftiger Unterstützung des Sohnes eine Abteilung ausschließlich Rolfs Wirken gewidmet wurde. Da beinahe sämtliche Pläne vernichtet wurden bzw. verloren gegangen sind, sind allerdings vor allem Fotografien der Arbeiten zu sehen.

Der Mann, dessen verheißungsvoll begonnene Karriere in der österreichisch-ungarischen Monarchie durch den Ersten Weltkrieg jäh unterbrochen wurde, der in anschließender russischer Gefangenschaft fünf Jahre von beinahe jeglicher Bautätigkeit ausgeschlossen blieb, leistete im fernen China einen entscheidenden Beitrag zur städtebaulichen Entwicklung von Tientsin und anderen Städten Nordchinas. Bemerkenswert ist die gestalterische Vielfalt, die Rolf in Laufe der Jahre entwickelte und die in der Sammlung des »Modern Tianjin and World Museum« für den heutigen Betrachter besonders augenscheinlich wird. Wenn erforderlich, griff Rolf durchaus auf das Repertoire zurück, das die Stile der Vergangenheit in Europa hervorgebracht hatten. Seine Vorliebe galt jedoch modernen Herstellungsweisen und Formulierungen, die durch die neuesten Materialien, insbesondere den Stahlbeton, möglich geworden waren. Im Europa der 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts hat die Entwicklung des Stahlbetonbaus zur Ausformulierung des sogenannten »Internationalen Stils« geführt, der in eine relative Gleichförmigkeit mündete. Rolf war im Gegensatz dazu bestrebt, jedem Bauwerk einen individuellen Charakter zu verleihen. Die große Anzahl und die architektonische Variationsbreite der Gebäude, die Rolf errichtete, sowie die Breite seiner Fähigkeiten, die von städtebaulichen Arbeiten bis zu Ingenieursleistungen reichten, machten ihn in China zu einem der wichtigsten Vertreter der modernen Architektur in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Eine lebensgroße Bronzestatue des Architekten, angefertigt von dem chinesischen Bildhauer Liu Chin, zieht deshalb heute in der Ausstellung des »Modern Tianjin and World Museum« die Blicke auf sich. (Farbabb. 30)

Literatur

- »Als österreichische Rotekreuzschwester in Russland. Tagebuch von Gräfin Anna Revertera.« In: Süddeutsche Monatshefte. Sept. 1923, S. 251–281
- Amtliche Kriegs-Depeschen. Nach Berichten des Wolff'schen Telegr.-Bureaus. 2. Band, 1. Februar 1915 bis 31. Juli 1915
- Das Archiv zum 1. Weltkrieg. Darstellungen des Kampfes 1914–1918 aus der Sicht der damaligen Zeit. www.stahlgewitter.com
- »Die Baracke«. Zeitung für das Kriegsgefangenenlager Bando, Japan. September 1919
- Brandstetter, Jutta: Karl König. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Brandstetter, Jutta: Theophil Hansen. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Brandstetter, Jutta: Adolf Loos. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Brändström, Elsa: Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914–1920. Berlin 1927
- Breitner, Burghard: Unverwundet gefangen. Aus meinem sibirischen Tagebuch. Wien u. a. 1921 (5. Aufl.)
- Cartier, Jean-Pierre: Der Erste Weltkrieg. München 1984
- Deutsche chinesische Nachrichten. Tientsin 1930–1939, ab 1939–1941: Deutsche Zeitung in Nordchina. (Tageszeitung)
- »Eine Gedächtniskirche von Remigius Geyling.« In: Der Architekt 1916, S. 85f.
- Frankfurter Zeitung, Ausgabe vom 11.09.1914; Ausgabe vom 4.5.1915
- Gefechtskalender 1914–1918, www.rainerregiment.at
- Hörtler, Günter: Die österreichisch-ungarische Konzession in Tianjin. 2. Bde. Wien 1984
- Holitscher, Arthur: Amerika heute und morgen: Reiseerlebnisse. Berlin 1912 (3. Aufl.)
- Huch, Friedrich: Pitt und Fox. Die Liebeswege der Brüder Sietrup. München 1909
- Kaminski, Gerd/Else Unterrieder: Von Österreichern und Chinesen. Wien u. a. 1980
- Karner, Franz: Ostsibirien das Leben und die Tätigkeit in einem Kriegsgefangenen-Lager. Wien 1917
- Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Frankfurt am Main 1986
- Kronenbitter, Günther: Von »Schweinehunden« und »Waffenbrüdern«. Der Koalitionskrieg der Mittelmächte 1914/15 zwischen Sachzwang und Ressentiment. In: Gerhard Groß: Die vergessene Front – der Osten 1914/15. Paderborn 2006, S. 121ff.
- Leidinger, Hannes (Hrsg.): In russischer Gefangenschaft. Erlebnisse österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg. Wien 2008
- Liermberger, Otto: Levico-Führer. 1. Allgemeiner Teil: Land und Leute. Wien 1912

- Matthaei, Adalbert: Deutsche Baukunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1914
- Meier-Graefe, Julius: »Der Tscheinik«. Berlin 1918
- Nachtigal, Reinhard: Privilegiensystem und Zwangsrekrutierung. Russische Nationalitätenpolitik gegenüber Kriegsgefangenen. In: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs/hrsg. von Jochen Oltmer. – Paderborn; Wien u. a. 2006, S. 167 ff.
- Nachtigal, Reinhard: Die Repatriierung der Mittelmächte-Gefangenen aus dem revolutionären Russland. In: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs/hrsg. von Jochen Oltmer. – Paderborn; Wien u. a. 2006, S. 239 ff.
- Nachtigal, Reinhard: Kriegsgefangenschaft an der Ostfront 1914–1918. Frankfurt am Main; Wien u. a. 2005
- Nemecek, Ottokar: Das österreichisch-ungarische Settlement in Tientsin. In: Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie. Wien 1912, S. 97–104
- Neue Freie Presse, Ausgabe vom 25. 11. 1930
- Neues Wiener Journal, Ausgabe vom 4. 3. 1914
- Österr. Bundesministerium f. Heereswesen u. Kriegsarchiv (Hrsg.): Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918, 7. Bde., Wien 1931
- Die österreichische-ungarische Monarchie und der Erste Weltkrieg. <http://gebirgskrieg.heim.at/5029.htm>
- Die Presse, Ausgabe vom 12. 8. 2012
- Prokop, Ursula: Josef Hoffmann. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Prokop, Ursula: Friedrich Schmidt. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Prokop, Ursula: August Sicard von Sicardsburg. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Prokop, Ursula: Otto Wagner. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Prokop, Ursula: Eduard van der Nüll. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Scheidl, Inge: Leopold Bauer. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Scheidl, Inge: Anton Brenner. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Scheidl, Inge: Josef Frank. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Scheidl, Inge: Viktor Luntz. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at
- Schmitt-Englert, Barbara: Deutsche in China 1920–1950. Alltagsleben und Veränderungen. Gosenberg 2012
- Schumann, Petra: Josef Plecnik. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at

Schumann, Petra: Otto Prutscher. In: Wiener Architektenlexikon 1770–1945. www.architektenlexikon.at

Siutz, Klaus: Mathäus Wirnsperger. Kriegsgefangenschaft in Sibirien 1914–1920. Dipl.-Arb., Univ. Graz 1994

Stoss, Eduard: Kriegsgefangen in Sibirien. Wien o.J.

Thomas, Gould Hunter: An American in China. www.willystthomas.net

Die vergessene Front – der Osten 1914/15: Ereignis, Wirkung, Nachwirkung. 24.05.2004–27.05.2004, Deutsches Historisches Museum, Berlin. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>

Wagner, Otto: Moderne Architektur. Wien 1895

Wartehallen von Rolf Geyling. In: Der Architekt 1912, Abb. 83, 86, 87, Tafel 75 (ohne Text)

Wurzer, Georg: Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg. Diss., Uni. Tübingen 2001 (mit ausführlicher Literaturliste)

Die zitierten bzw. erwähnten Tagebücher, Briefe, Zeugnisse, Tonbandaufnahmen etc. sowie die schriftlichen Lebenserinnerungen Franz Geylings befinden sich im Privatarchiv der Familie Geyling, Auburn, Alabama.

Bildnachweis

Der Architekt 1912 (19)

Architekturzentrum Wien (6, 7, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 83, 87, 88, 89, 96, 97, 107, 108, 109, 110, 118; Farbabb. 1, 4, 5, 8, 12, 13)

Max Emer (63)

Franz Geyling, USA (1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 57, 59, 60, 61, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 119; Farbabb. 2, 3, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30)

Adalbert Matthaei (56, 58)

Inge Scheidl (Farbabb. 6, 7, 9, 10, 11)



1 Rudolf Geyling, Entwurf für ein Glasfenster, Detail

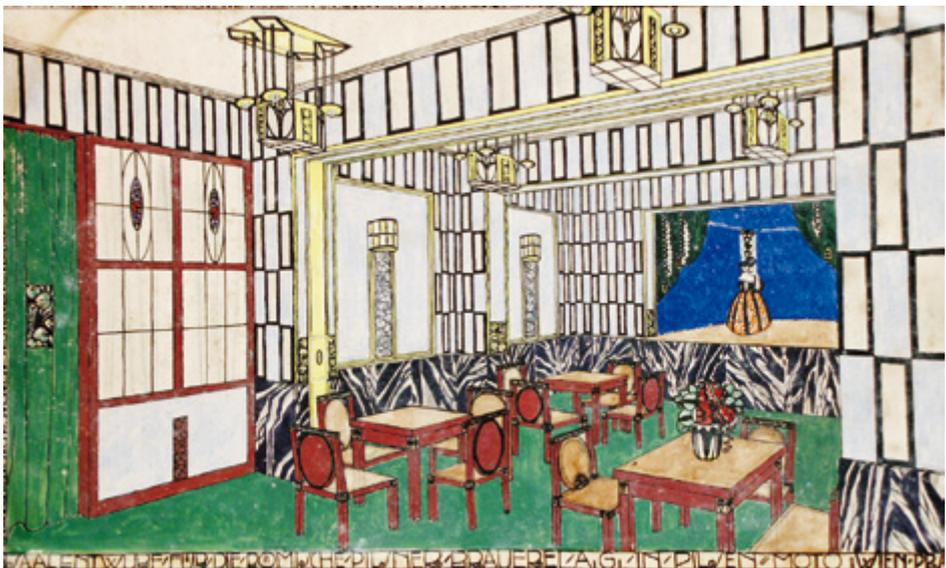


2 (links) Remigius Geyling, Kaiser Franz Josef Huldigungsfestzug, Postkarte

3 (oben) Remigius Geyling, Heiligengeistkirche, Tolmin, Slowenien



4 Hotel Pilsner Brauerei, Pilsen, Fassade, Entwurf, 1911/12



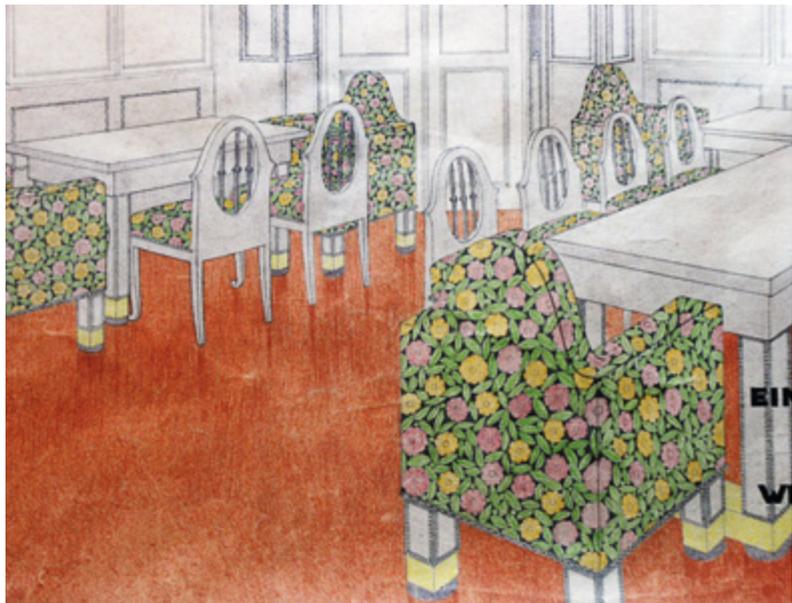
5 Hotel Pilsner Brauerei, Pilsen, Innenraum, Entwurf



6 Ruderklub Normannen,
Klosterneuburg, 2004



7 Ruderklub Normannen, Detail



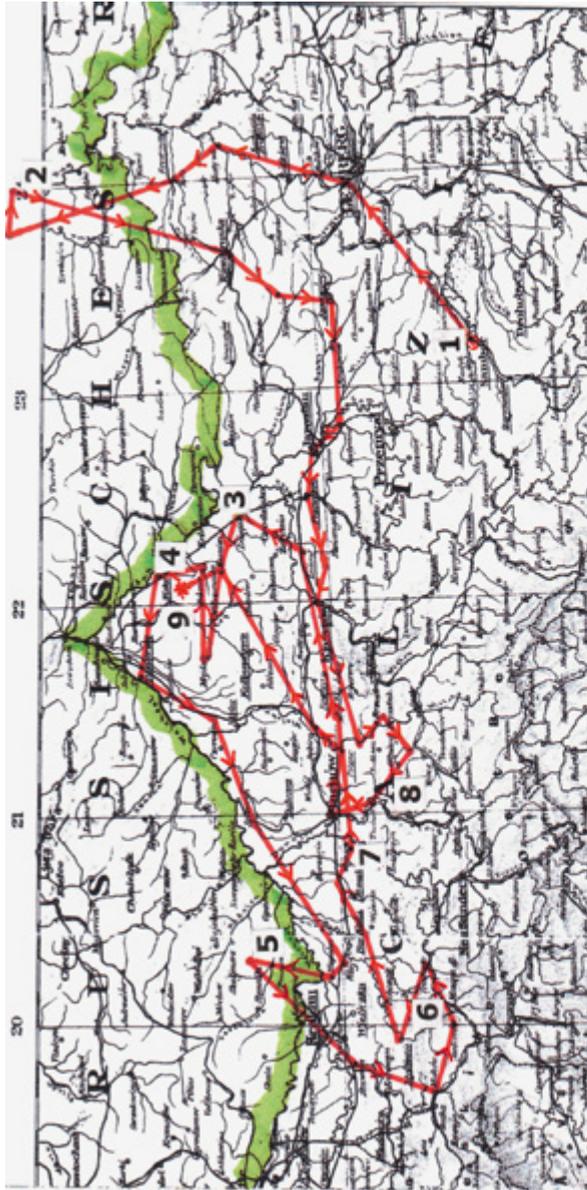
8 Ruderklub Normannen, Klosterneuburg, Clubraum Entwurf



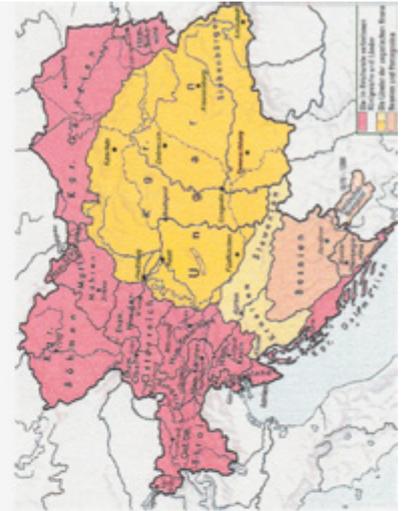
9 Ruderklub Normannen, Türschnalle



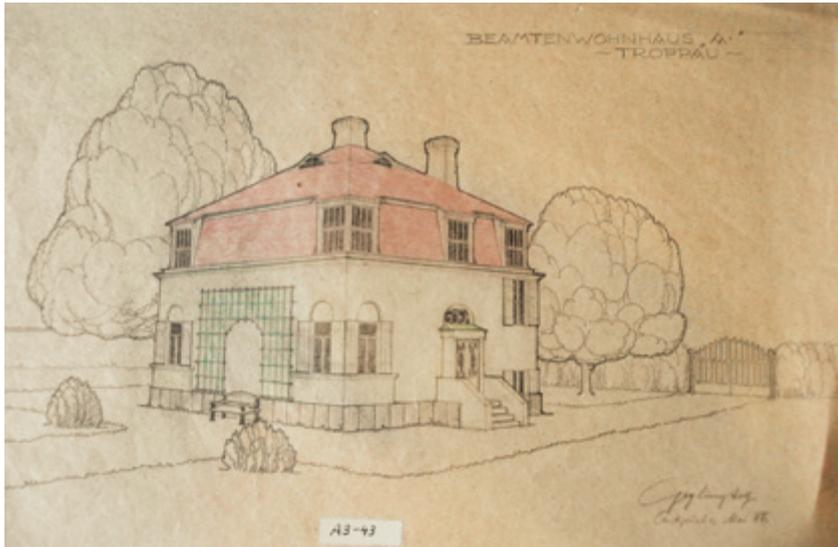
10 Ruderklub Normannen, Klosterneuburg, Vorzimmer, 2004



1. Sambir – Beginn des Feldzugs
2. Kämpfe am Bug
3. Schlacht von Rawa Ruska
4. Sanoffensive
5. Schlacht bei Krakau
6. Schlacht von Limanowa-Lapanow
7. Maschinengewehr-Kurs bei Wojnicz
8. Schlacht von Tarnow-Gorlice
9. Gefangennahme bei Nisko/Wacholy



11 Truppenbewegung in Galizien, Aug. 1914 – Juni 1915



12 Beamtenwohnhaus in Troppau



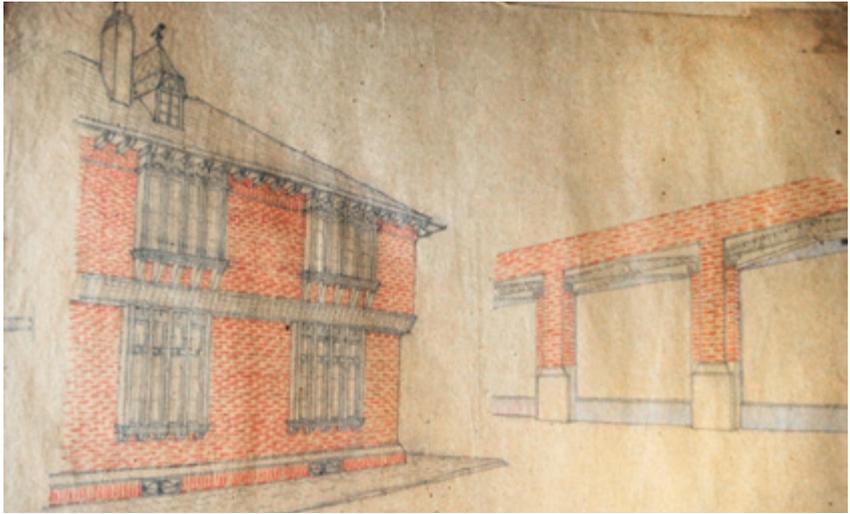
13 Russisches Schulheft
als Skizzenbuch



14 »Haus und Garten«



15 Arbeitersiedlung



16 Wohnhaus und Arkade aus Sichtziegel



17 Plakatentwurf »Societatea Anonima de Constructii«



18 Gedächtnisstätte für Kaiser Franz Josef

19 Villa mit Garten



20 Landhaus »SZ« –
Steiermark

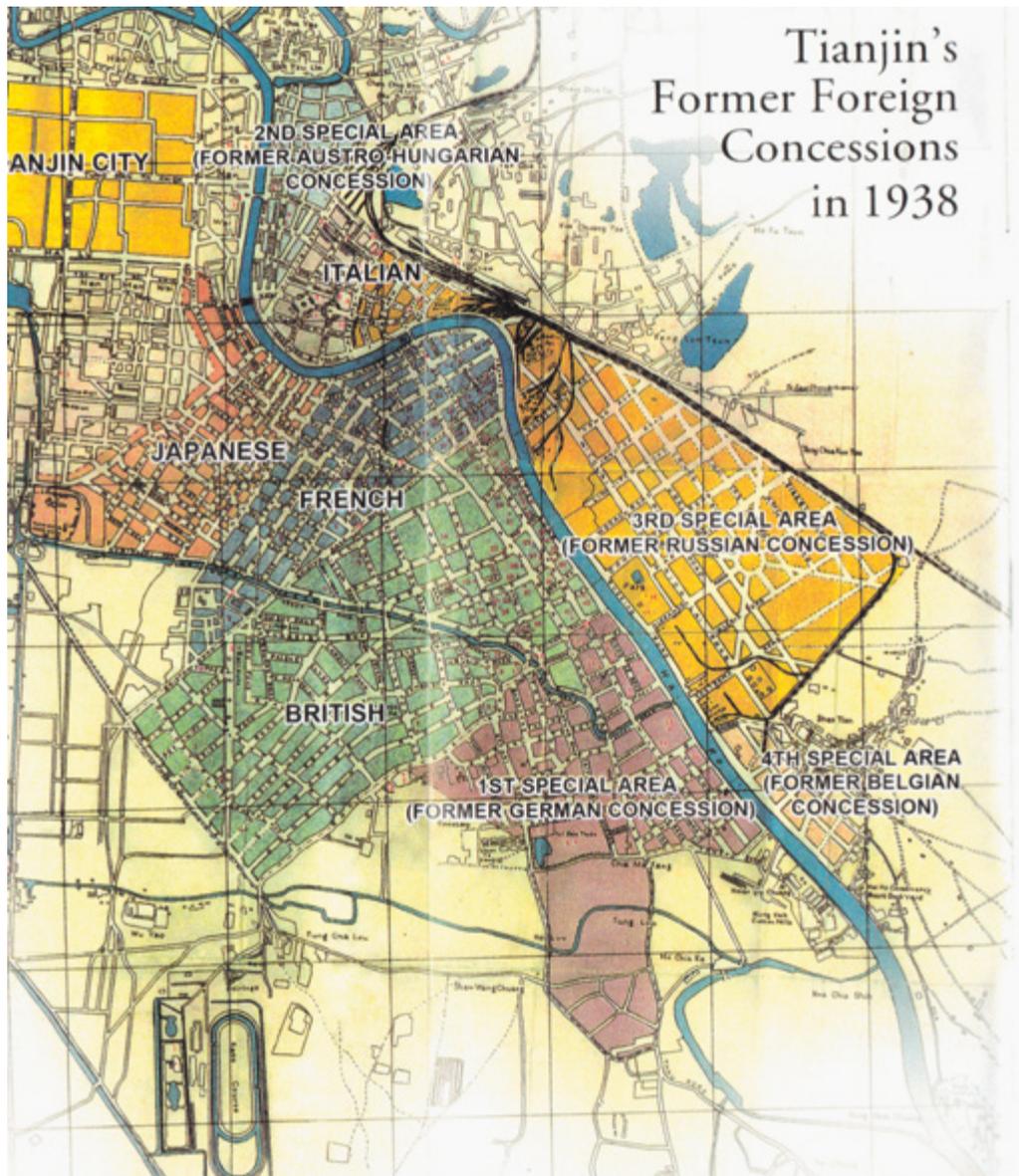




21 Gartenwohnhaus »L« in der Umgebung Wiens



22 Wohnhaus in der Umgebung von Konstantinopel



23 Ausländische Konzessionen in Tientsin/Tianjin



24 Chin-Cheng Bank, Tientsin



25 Villa Li Mianzhi, Tientsin



26 Residenz Zhang Ruiting, Wintergarten



27 Herakles Building, Einfriedungsmauer



28 Guandong Assembly Hall, Tientisin



29 Villa in Emmersdorf, Niederösterreich



30 Büste Rolf Geylings mit Sohn Franz und Bildhauer Liu Chin



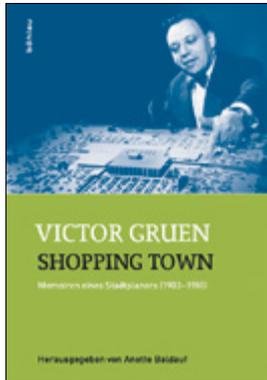
INGE SCHEIDL

**SCHÖNER SCHEIN UND
EXPERIMENT**

KATHOLISCHER KIRCHENBAU IM WIEN
DER JAHRHUNDERTWENDE

Anhand der Wiener Sakralarchitektur untersucht die Autorin die vielfältigen ästhetischen, ideengeschichtlichen und sozialen Implikationen, die um die Jahrhundertwende zu einer Verdichtung des architektonischen Vokabulars führten. Denn in den rund 30, zwischen 1880 und 1914 im Zuge der Stadterweiterung Wiens entstandenen bedeutenderen Kirchenneubauten spiegelt sich nicht nur der Eklektizismus der Epoche, sondern ebenso die vielfältige Art der Auseinandersetzung mit dem Schaffen Otto Wagners. Neben einer konkreten Analyse der realisierten Kirchenbauten der Neogotik, der Neoromanik, der Neorenaissance, des Neobarock und der beginnenden Moderne gilt ein großer Teil der Untersuchung auch den Wettbewerbsentwürfen zur Kaiser-Franz-Josef-Jubiläumskirche, dem prestigeträchtigsten Sakralbau der ausgehenden Donaumonarchie.

2003. 378 S. 109 S/W-ABB. GB. 170 X 240 MM | ISBN 978-3-205-77138-8



VICTOR GRUEN
SHOPPING TOWN
MEMOIREN EINES STADTPLANERS
(1903–1980)
HERAUSGEGEBEN VON ANETTE BALDAUF

Victor Gruen (1903–1980) zählt zu den einflussreichsten Architekten des 20. Jahrhunderts: Beim Versuch, in der US-amerikanischen Vorstadt seine Geburtsstadt Wien zu rekonstruieren, erfand der Emigrant jüdischer Herkunft die Shopping Mall. „Ich weigere mich, Alimente für diese Bastardprojekte zu bezahlen, sie haben unsere Städte zerstört“, schrieb Gruen später angesichts der Mallisierung der Städte und setzte sich für Fußgängerzonen und das Konzept der zellularen Stadt ein. Zurück in Europa warnte er vor dem Modell Amerika und forderte ein Verständnis von Architektur als verantwortungsbewusste Umweltgestaltung. Die Autobiografie rekonstruiert ein Jahrhundert Stadtentwicklung und bezeugt eine visionäre Kraft, die, beflügelt von Gesellschaftskritik ebenso wie Gigantomanie, das Urbane kompromisslos verteidigt.

Mit Beiträgen von Peggy Gruen und Victor Gruen.

2014. 408 S. 80 S/W-ABB. GB. 155 X 235 MM. | ISBN 978-3-205-79542-1

...wird immer
...dieser Be-
...ment Semionov
...hat
...ta sein -
...Wieder werden
...muss
...tischen, aber
...l das Freie
...sein, oft
...stärke. -
...genen Seite,
...wachen

...Hinterfragen
...durch das flie-
...nahme. Zu-
...von nunmehr
...6. Juni sollten
...aber in letzter
...versteht. Mittwo-
...dass keine Tr-
...Zürcher. Carl
...Transporte
...wurde an die
...sollten, soll

Rolf Geylings beispiellose Biographie ist durch Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen seiner Frau und seines Sohnes sowie durch zahllose Fotos, Skizzen und Pläne dokumentiert. Geyling studierte bei Karl König und Otto Wagner Architektur, war sodann in Wien und Bukarest tätig, diente im Ersten Weltkrieg als Offizier an der Ostfront und geriet in russische Gefangenschaft. Aus Sibirien gelang ihm die abenteuerliche Flucht nach China, wo er bis zur Kulturrevolution Mao Tse-tungs als erfolgreicher Architekt tätig war. An Hand neuerer Quellen und Forschungsergebnisse wird Geylings außergewöhnliche architektonische Tätigkeit in einem vielschichtigen kulturhistorischen Kontext analysiert.

